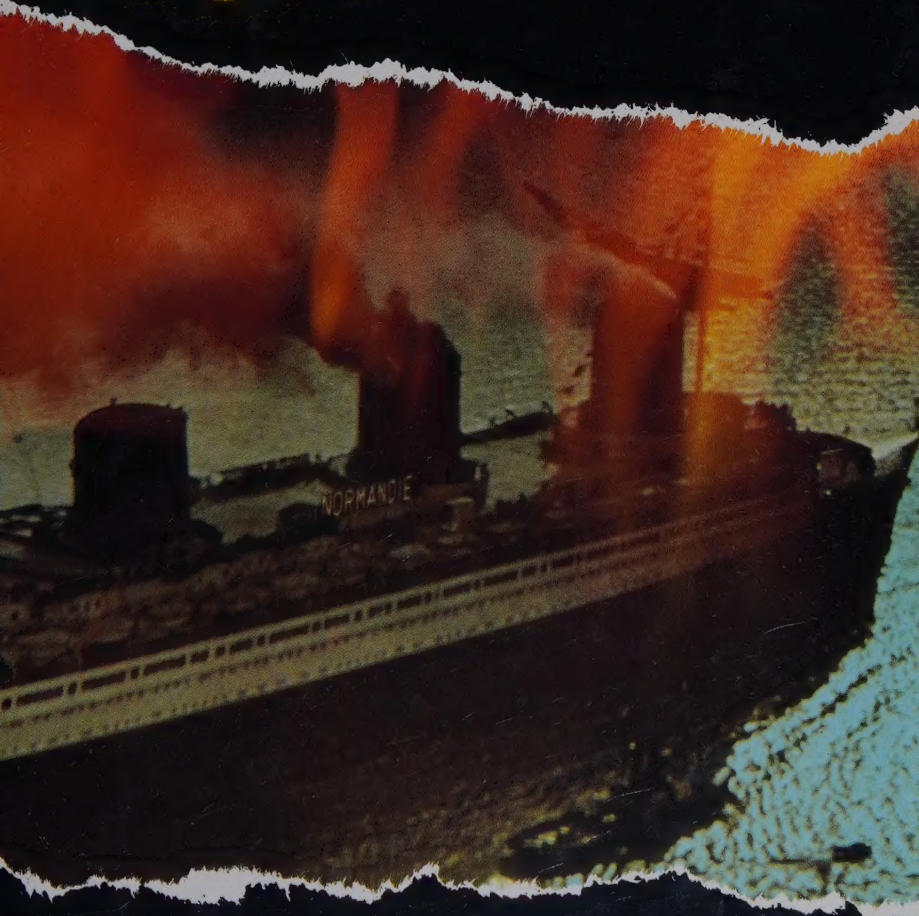


JUSTIN SCOTT
SEIN NAME WAR
»OTTER«



ROMAN

Das französische Luxusschiff »Normandie« gilt als eines der schönsten der Vorkriegszeit. 1942 liegt der Luxusdampfer im New Yorker Hafen und soll – nach dem japanischen Vernichtungsangriff auf Pearl Harbour eine dringende Notwendigkeit – zum Truppenschiff umgebaut werden. Da bricht am 19. Februar an Bord ein Brand aus. Um das Feuer zu löschen und ein Übergreifen der Flammen zu verhindern, pumpt die Hafenfeuerwehr so viel Wasser in den Rumpf, daß das Schiff kentert. Wenig später beginnen die Versuche, den Liner zu retten.

Schon unmittelbar nach dem Brand vermutet Steven Gates, ein amerikanischer Schiffbauingenieur, Sabotage als Ursache des Unglücks. Um seine Theorie zu beweisen, schließt er sich der Rettungsmannschaft an, welche die »Normandie« heben soll. Gates glaubt, daß der Luxusliner ein Geheimnis birgt, und tatsächlich findet er schnell erste Spuren. Doch dann wird Gates gejagt. Gejagt als der große Unbekannte, der listige, alles riskierende Saboteur, von

SEIN NAME WAR
»OTTER«

JUSTIN SCOTT SEIN NAME WAR »OTTER«

ROMAN

Aus dem Amerikanischen übertragen
von Helmut Kossodo
Redaktion: R. K. Lochner

Titel der Originalausgabe
The man who loved the Normandie

Dank gilt den Verlagen
Dodd, Mead & Co., McGraw-Hill, Inc.
und Ernest Benn Ltd., London
für die Genehmigung der auszugsweisen
Wiedergabe des Gedichtes »Unforgotten«
von Robert Service aus
»The Complete Poems of Robert Service«
© 1907 by Dodd, Mead & Co.

Lizenzausgabe mit Genehmigung der Hestia-Verlag GmbH, Bayreuth
für die Bertelsmann Club GmbH, Gütersloh
die Europäische Bildungsgemeinschaft Verlags-GmbH, Kornwestheim
die Buchgemeinschaft Donauland Kremayr & Scheriau, Wien
und die Buch- und Schallplattenfreunde GmbH, Zug/Schweiz
Diese Lizenz gilt auch für die Deutsche Buch-Gemeinschaft
C. A. Koch's Verlag Nachf., Berlin – Darmstadt – Wien
Umschlag- und Einbandgestaltung: Dieter Gebhardt
Satz: Compusatz GmbH, München
Druck und Bindung: Mohndruck Graphische Betriebe GmbH, Gütersloh
Printed in Germany · Buch-Nr. 04719 1

Für Gloria Hoyer

*»Und ach, wie seltsam; öd und ungestüm
Tobt zwischen ihnen eines Meeres Weite;
Und doch sitzt er im Garten ihr zur Seite,
Sie in der Bodenkammer neben ihm.«*

Robert Service

Vorbemerkung des Autors

Ich danke all jenen, die mir mit Nachforschungen halfen, Fragen beantworteten, Geschichten erzählten und mir wertvolle Hinweise gaben – über Manhattan während des Krieges: Louise H. Lent, James Frye, Captain Donald Clark, und vor allem meiner Mutter Lily K. Scott. Über britische Angelegenheiten: Hartney Arthur, George Moveshon, Martin Edison und Antonia White, die das großartige Kriegsbuch »Die BBC im Kriege« schrieb. Über französische Dinge: Miß Laura Patrick. Über die Verwicklungen des Zweiten Weltkriegs und seiner Spione: James O'Shea Wade, Rik und Anna de Leeuw, und Büchern von David Kahn, Ladislaw Farago, William Stevenson, Robert T. Elson, B.H. Liddell Hart, Robert Graves, Alan Hodges, Vera Brittan und Lothar-Günther Buchheim. Über Schiffe, Schifffahrt und Bergungen: John Maxtone-Graham, den Kapitänen Clark, Peter Driver, Torbjorn Hauge, Hartwig von Harling, C.E. Lundin, den amerikanischen Marinehistorikern Terry Hughes, John Costello, Barrie Pitt; und Frank Pachesa, der lange Zeit mein Nachbar auf dem Brooklyn Navy Yard war, und besonders den anonymen Autoren des Berichtes der US-Navy über die Bergung der *Normandie*. Über Klein-U-Boote: Kapitän Alberto Allievi. Dank sei auch den Redakteuren und Verfassern des WPA *New York City Guide* und den Fotografen Andreas Feininger, Berenice Abbot und Lewis W. Hine für ihre lebensnahen Bilder von New York in den ersten Jahren des Zweiten Weltkriegs gesagt.

Fast zwanzig Jahre nach dem Brand der *Normandie* lieben die Franzosen ihre große Nachfolgerin, die *France*, vom Stapel laufen. Auch ihre Karriere fand zunächst ein trauriges und frühes Ende, als sie noch in jungem Alter aus dem transatlantischen Schnellverkehr gezogen wurde. Zum

Glück wurde sie inzwischen wieder instand gesetzt und in *Norge* umbenannt. Meine Frau und ich fuhren mit ihr von Oslo nach New York. Es war eine angenehme Reise, wenn auch die Geschwindigkeit – aus Gründen der Kraftstoffersparnis – eher an die zwanziger Jahre als an die tollen dreißiger Jahre der *Normandie* erinnerte; aber die Musik war Swing, und mancher von Dry Martinis oder Nostalgie be rauschte Passagier nannte sie *Normandie*. Dafür und auch weil er der Nachfolgerin der *Normandie* zu einem neuen Leben verholfen hat, schulden wir Herrn Knut Kloster von den *Norwegian Caribbean Lines* besonderen Dank. Denn es gibt immer noch viele, die eine Seereise auf einem schönen und großen Schiff anderen Formen des Reisens vorziehen. Vielleicht wird jemand einmal das gleiche für die *United States* tun, die nun schon seit so langer Zeit in der Mottenkiste schmachtet, daß sie als der einstige Stolz Amerikas in Vergessenheit zu geraten droht.

JUSTIN SCOTT

Newtown, Connecticut, 1981

Prolog

Der Holländer fragte, ob es seiner Meinung nach zum Krieg kommen würde.

Steven Gates antwortete mit einem heiteren »Nein« und hatte die Augen auf ein Mädchen gerichtet, das soeben in einem absinthgrünen Kleid durch die silberverzierte Glastür in den großen Salon getreten war.

Die *Normandie* hatte ihr übliches Kontingent Hautevolee an Bord genommen. Ein französisches Orchester mit etwas zu vollem Geigenklang swingte satt durch Glenn Millers »*Careless*«, während Stewards und rotuniformierte Boys Cocktails servierten.

Gewiß belagerten in Panik geratene Touristen in diesen letzten Augusttagen 1939 überall in Europa die amerikanischen Gesandtschaften und Konsulate, um sich heimschaffen zu lassen, und es stimmte auch, daß die Passagiere der *Normandie* Kampfflugzeuge in Le Havre und große Minen vor der Isle of Wight gesehen hatten, aber Gates erblickte niemanden in diesem zweistöckigen Saal voller glänzender Spiegel und froher Farben, der das Gerede über den Krieg ernst zu nehmen schien.

Alle Männerköpfe drehten sich nach dem Mädchen um, als es sich erhobenen Hauptes auf die Sesselgruppe mit den echten Aubussonbezügen zubewegte. Der Tisch neben Gates war frei, aber er konnte sich nicht vorstellen, daß ein so hübsches Mädchen allein reiste.

»In Paris herrschte Fluchtstimmung«, beteuerte der Holländer, an Kay und Charlie gewandt. »Sie hätten die Bahnhöfe sehen sollen.«

Das Mädchen näherte sich dem freien Tisch, und bis jetzt war niemand aufgestanden, um sie zu begrüßen. Sie hatte rötlichbraunes Haar, aber von zu weicher Färbung, um als Rotkopf zu gelten. Ein Porträtmaler hätte auch dieses grüne

Kleid gewählt – wie Frühlingsgras und Blüten unter dem schneeigen Weiß ihrer Schultern. Sie hatte lange Beine und einen sicheren Gang. Mit den Absätzen war sie fast so groß wie er und ebenso schlank. Sie mußte eine großartige Tänzerin sein.

»Diese Ängste sehen wir nicht zum ersten Mal«, sagte Gates' Onkel. Richard Prince war ein grauhaariger Mann vom alten Schlag, mit Frack und weißer Binde.

Immer noch allein, blieb das Mädchen am freien Tisch stehen und setzte sich dann. Ein Steward erschien. »*Une fine à l'eau, s'il vous plaît.*« Sie hatte eine volle und wohlklingende Altstimme. Ihrem Akzent nach hätte sie Französin sein können, wenn sie auch mit ihrem ovalen Gesicht eher englisch aussah.

»Viele behaupten, das Stadium der diplomatischen Verhandlungen sei bereits überschritten«, fuhr der Holländer beharrlich fort. Soweit Gates sich erinnern konnte, hatte Onkel Richard auf jeder Überfahrt eine Waise adoptiert. Dieser van Wie-heißt-er-noch hatte Onkel Richard am Vorabend im *Fumoir* mit Beschlag belegt, und so mußte die Familie ihn natürlich jetzt zum Cocktail einladen. Sein Akzent war so leicht, daß man ihn für einen Amerikaner hätte halten können, wenn auch die Wahl seiner Sätze ein bißchen gezwungen schien, als ob er sie ausprobierte. Er war ein riesiger Kerl, sogar größer als Charlie, mit goldblondem Haar und einem breiten hübschen Gesicht, auf dem stets ein Lächeln schwebte. Wenn er anderer Meinung war oder etwas nicht verstand, erlosch das Lächeln für eine Sekunde. Und kurz darauf lachte er dann.

Gates blickte zu dem Mädchen hinüber. Sie hatte eine schöne Nase, zarte Wangen und ein starkes Kinn. Verstand sie Englisch? Gates warf ihr noch einen Blick zu, und dann sagte er: »Die polnische Krise dieses Sommers wird ebenso verpuffen wie die tschechische Krise des letzten Sommers und die österreichische Krise, die spanische Krise und die äthiopische Krise in den Sommern vorher. Ganz zu schweigen von der Völkerbundkrise, die bereits in ihr zweites Jahrzehnt getreten ist.«

Van Wie-heißt-er-noch lächelte, und das Mädchen schien bei der Erwähnung des Völkerbunds aufzuhorchen, also

fuhr Gates mit seiner Erklärung fort. »Der Sommer ist die Krisenzeit in Europa. Wir haben unsere Hurrikans. Ihr habt eure Kriegsängste.«

Das Mädchen schaute ihm direkt ins Gesicht. Sie hatte unwahrscheinlich blaßblaue Augen, und sie war Engländerin. »Das ist albern.«

»Wie bitte?« erwiderte Gates und versuchte, spöttisch zu klingen, was ihm jedoch nicht gelang.

»Es sei denn, Sie wissen etwas über Polen, was keiner von uns weiß.« Alle drehten sich nach ihr um. »Ich bitte um Verzeihung«, sagte sie. »Ich wollte Ihre Party nicht unterbrechen.«

»Aber ich bitte Sie«, sagte Gates. »Ich weiß zwar nichts von Polen, aber ich bezweifle sehr, ob die englischen Bankiers sich an dem Plan meines Onkels, ein neues Übersee-schiff zu bauen, beteiligt hätten, wenn sie erwarteten, daß die Nazis die Schifffahrtsstraßen unterbrechen werden. Und wenn die Bankiers nicht an den Krieg glauben, glaube ich auch nicht daran.«

»Neunzehnhundertvierzehn hat man das gleiche gesagt. Damals verließ man sich auf die russische Dampfwalze, und heute ist es die Maginotlinie.«

»Wollen Sie damit sagen, daß die englische Regierung wirklich auf ihrem Ultimatum besteht, falls die Nazis in Polen einfallen?«

»Man hat mich nicht zu Rate gezogen«, sagte sie lächelnd, »aber ich glaube, man sieht allmählich ein, daß dem Totalitarismus jetzt endlich Einhalt geboten werden muß!«

Der Holländer unterbrach sie. »Der Krieg ist aber ein schreckliches Abhilfemittel.«

Sie nickte. »Ich weiß. Der Weltkrieg hat die Generation meiner Eltern vernichtet. Meine Mutter verlor ihren ersten Mann, und mein Vater verlor alle seine Brüder.«

»Aber die deutsche Wirtschaft ist nicht auf einen Krieg eingestellt«, ereiferte sich Gates. »Und ihre Kriegsmarine ist fünf Jahre in der Entwicklung zurück. Das sind Tatsachen.«

Charles Collins, Gates' Schwager, lachte bitter auf. »Junge, Junge, du sprichst wie jemand, der nie die Legion Condor vom falschen Ende eines Gewehrlaufs aus gesehen hat.«

Das englische Mädchen wandte sich Charlie zu. Gates fiel auf, daß sie eine sehr direkte Art hatte, der Person, mit der sie sprach, ins Gesicht zu sehen. Und sie ließ sich gewiß nicht anmerken, ob es ihr etwas ausmachte, sich in das Gespräch völlig Fremder einzumischen. »Haben Sie mit den Internationalen Brigaden in Spanien gekämpft?«

Charlie fuhr sich durch sein dichtes schwarzes Haar. »Ja.«

»Er wurde verwundet«, sagte Kay, Charlies Frau.

Charlie warf ihr einen Seitenblick zu und fuhr dann fort: »Die Franzosen werden sich noch wünschen, sie hätten die sechzig Millionen Dollar, die dieses Schiff sie gekostet hat, für die Verstärkung ihrer Luftwaffe verwendet. Mit den schönen Überseedampfern ist es vorbei, und das gilt auch für die *American Glory*. Tut mir leid, Junge, aber du mußt dich mit den Tatsachen abfinden. Kehre nur mit Onkel Richard an die Reißbretter zurück, aber in Zukunft werdet ihr für lange Zeit vollauf mit Zerstörern und Flugzeugträgern beschäftigt sein.«

Gates' Aufmerksamkeit wurde von dem englischen Mädchen abgelenkt, das freudig bewegt etwas im Salon zu beobachten schien. Es war Jimmy Stewart, der junge Hollywoodschauspieler, der mit einer schönen Frau gerade vorüberging. Auf der Tanzfläche umarmten sie sich graziös und tanzten eine Weile im glitzernden Licht der prachtvollen Kristalleuchter von Lalique. Im Vordergrund zeichnete sich das Profil der Engländerin ab, und Gates sagte sich: Das ist zu schön, um wahr zu sein.

»Bestellen wir Champagner, Onkel Richard. Die *American Glory* könnte einen Trinkspruch vertragen. Das ist unser Schiff«, erklärte er dem Mädchen.

»Betreiben Sie eine Reederei?«

»Nein, wir sind Schiffbauingenieure und konstruieren Schiffe.«

»Lassen Sie das meine Runde sein«, sagte van Slough, der über den protestierenden Richard Prince hinweg dem Steward zuwinkte. Prince erhob sich und sagte zu dem Mädchen: »Bitte, setzen Sie sich zu uns. Ich bin Richard Prince.«

Sie stand auf, schüttelte ihm die Hand und ließ sich an seinen Tisch führen. »Vielen Dank. Ich bin Cordelia Grey.«

»Meine Nichte Kay Collins und ihr Mann Charlie«, fuhr

er fort und machte ihr Platz zwischen sich und Gates. »Und das hier ist mein Neffe Steven Gates.«

Sie hatte einen festen Händedruck, aber ihre Finger waren viel zarter und feiner, als der kühne Gang vermuten ließ. Gates begrüßte sie. Ihr Blick blieb während eines Herzschlags an ihm haften, wandte sich dann dem Holländer zu, der sich ebenfalls erhoben hatte.

»Und das ist unser Freund Hendrick van Slough.«

Van Slough verbeugte sich. »Einfach Rik. Genießen Sie die Reise, Cordelia?«

»Cordi bitte, so nennen mich alle. Ja, es fängt an, mir zu gefallen, aber bis vor einer Stunde fühlte ich mich elend. Seereisen machen mich krank.«

»Bis jetzt lief es wunderbar«, sagte Gates. »Hoffen wir, daß es so bleibt. Die *Normandie* kann ganz schön schlingern. Vor vier Jahren haben wir ihre Jungfernfahrt nach Osten mitgemacht, und da zerschlug sie das Kristallgeschirr, als stamme es von Woolworth's. Was halten Sie von der *Normandie*?«

Cordi antwortete nicht sofort. Sie blickte den langen Gang zum *Fumoir* hinunter, dann die breite Treppe hinauf, die zum Café und Grillroom führte. Sie betrachtete wieder den großen Salon mit den leuchtenden Säulen und Springbrunnen. Die Decke war hoch und einfach gehalten, der Spannteppich von sattem Blau. Ein Wandrelief von Lelen aus Goldblatt und buntem Glas stellte Jungfrauen, wilde Pferde, Turteltauben und Putten in extravaganter Harmonie dar.

»Ich habe so etwas noch nie gesehen.«

»Die Franzosen sind stolz auf ihren Geschmack«, sagte Richard Prince.

»Gefällt sie Ihnen?« fragte Cordi Gates.

»Geschmeidig wie Fred Astaire.«

»In Technicolor!«

»Wird Ihre *American Glory* auch so aussehen?« fragte van Slough.

»Nein. Ebenso besonders, aber anders.«

Prince lächelte. »Wir stehlen nur das Beste. Ihr Rumpf ist einmalig. Und sie hat einen sehr interessanten Elektroantrieb – Steven und ich hatten Gelegenheit, etwas Ähnliches

an Flugzeugträgerantrieben zu vervollkommen. Wir werden sie wahrscheinlich um ein paar Knoten schneller machen.«

»Onkel Richard ist sehr gütig«, sagte Gates. »Motoren sind seine Stärke. Ich bin für den Rumpf zuständig. Er ist auch Fachmann für Hochdruckdampf.«

»Wird Ihr Schiff so schnell wie die *Queen Mary* sein?« fragte Cordi.

»Jetzt haben Sie was Schönes angerichtet«, sagte Kay. »Gleich werden Sie einen Vortrag über Wellenpferdestärken hören.«

»Die *Queen Mary* ist viel konventioneller als die *Normandie* und unser Schiff.«

»Wirklich? Aber sie ist schneller.«

Die beiden Schiffe hatten seit 1936 um das Blaue Band gekämpft.

»Vielleicht ein bißchen schneller als die *Normandie*, aber mit vierzigtausend zusätzlichen PS«, antwortete Gates. Er fügte grinsend hinzu: »Technisch gesprochen, wird die *American Glory* die *Queen Mary* zum Frühstück verspeisen.«

»Technisch gesprochen, existiert sie bis jetzt nur auf dem Reißbrett«, gab Cordi lächelnd zurück.

»Gewiß. Wir haben ja gerade erst die Finanzierung abgeschlossen. Ende einundvierzig lassen wir sie vom Stapel.«

»Hier kommt der Champagner«, sagte van Slough. Drei Stewards brachten ein Silbertablett mit Champagnerkelchen, einen silbernen Eiskübel und eine Flasche Moët, die sie vor van Slough präsentierten, dann in eine weiße Leinenserviette hüllten, mit einem diskreten Knall öffneten und einschenkten. Van Slough erhob sein Glas.

»Ein Trinkspruch für alle. Auf die *Queen Mary* für Cordi. Auf die *Normandie* für uns alle heute abend. Und auf die *American Glory*, wenn ihre Zeit kommt.«

Sie tranken, und dann fragte van Slough: »Werden Sie in New York bleiben, Cordi?«

Gates hoffte insgeheim, sie würde ja sagen. Ihre Blicke trafen sich kurz, als sie ihr Glas abstellte.

»Es kommt ganz darauf an«, sagte sie. »Ich bin Rundfunkkorrespondentin. Die BBC hat mich beauftragt, vom

britischen Pavillon der Weltausstellung zu berichten. Vielleicht bleibe ich, wenn mir die Arbeit gefällt. Aber falls der Krieg ausbricht, kehre ich natürlich sofort zurück. Doch reden wir nicht darüber«, fügte sie mit einem Lächeln für Gates hinzu. Gates lächelte zurück. Mit dieser herrlichen Stimme war sie wirklich für ihren Beruf geeignet.

»Leben Sie alle in New York?«

»Ja«, sagte Kay, »nur von Rik weiß ich es nicht.«

»Ich erwäge, mich dort geschäftlich zu betätigen«, sagte Rik.

»Wandern Sie aus Holland aus?«

»Nein. Ich bin nie in Holland gewesen. Ich stamme aus Niederländisch-Indien, aus Batavia. Aber ich hatte Geschäfte in Frankreich.« Er blickte zum Orchester. Gates erriet, was er vorhatte, und beschloß, es ihm zu vereiteln. Er unterbrach Slough, als dieser Cordi zum Tanzen auffordern wollte. »Cordi, wir haben noch einen freien Platz an unserem Tisch. Onkel Richard wird es mit dem Maître d'Hotel arrangieren. Möchten Sie nicht zu uns kommen?«

»Ja, ich bitte Sie«, sagte Onkel Richard, und Gates begriff sofort, daß er auf sein Spiel eingegangen war.

Van Sloughs Lider schlossen sich zu einem schmalen Spalt, als er die Familie Prince mit dem englischen Mädchen aus dem großen Salon gehen sah. Verdammt rührend, wie der alte Mann für seinen Neffen eingesprungen war, um zu verhindern, daß er mit ihr tanzte. Gates hatte Glück, einen solchen Beschützer zu haben, und noch mehr Glück, daß sein Rivale besonderer Umstände wegen gezwungen war, so freundlich und nachgiebig zu sein.

Was hielten sie von ihm... vom Holländer? War er zu aufdringlich gewesen? Er wünschte, er hätte schon früher das Vater-Sohn-Verhältnis zwischen den beiden Schiffbauingenieuren bemerkt. Dann hätte er nämlich nicht das Mädchen zum Tanzen aufgefordert, vor allem nicht, wo Gates sich so offensichtlich für sie interessierte. Sollte er sich anderswo umschauchen, es mit ein paar neuen Namen auf der Passagierliste versuchen?

»Monsieur van Slough?«

Einer der kleinen Boys in Rot kam mit einem silbernen Tablett auf ihn zu. Bemerkenswert, wie rasch sie sich unter den einzelnen Passagieren auskannten. Oder war es nur, weil er als Gast der French Line reiste?

Ein Funktelegramm lag auf dem Tablett. Van Slough öffnete es behutsam. Es trug den Stempel DRINGLICH, und der Text war verschlüsselt, aber der Junge, ein Zwölf- oder Vierzehnjähriger mit den wissenden Augen eines Waisenkindes – wie er ein Opfer der chaotischen Zustände im Europa des zwanzigsten Jahrhunderts –, schenkte ihm keine Aufmerksamkeit. Chiffrierte Geschäftstelegramme waren für den Funkraum des Schiffs nichts Außergewöhnliches.

Van Slough zog ein in Leder gebundenes Notizbuch aus seiner Smokingtasche. »Hol' in fünf Minuten meine Antwort ab.«

»Nein, Monsieur, der Funkraum ist geschlossen.«

»Was?«

»Auf Befehl des Kapitäns.«

Schon jetzt Funkstille? »Wie ist denn das hier durchgekommen?«

»Es war das letzte, Monsieur.«

»Sage dem Kapitän...«

Der Junge blickte ihn ungläubig an, schmunzelte dann fast. Van Slough gab ihm zehn Francs.

»Sage dem Zahlmeister, daß Mr. van Slough den Kapitän sofort zu sprechen wünscht.«

Der Junge rannte durch den nun fast leeren Salon, da die meisten Passagiere sich in den Speisesaal begeben hatten. Van Slough wußte, daß er das Abendessen versäumen würde, als er das kurze Telegramm zu entziffern begann, denn beim jetzigen Stand der Dinge konnte eine Nachricht nur Ärger bedeuten. Das erste entzifferte Wort – sein Kodename – bestätigte seine Befürchtung.

Die Nachricht war noch schlimmer, als er es erwartet hatte. Er saß ganz still mit dem Notizbuch in der Hand und versuchte, seinen ersten Schock zu überwinden. Der Junge kam zurück, schmunzelte nicht mehr, blickte besorgt drein – aus Angst? –, als er van Slough allein im großen Salon sitzen sah, der seine Wut und Enttäuschung vergeblich zu verbergen suchte.

Van Slough warf einen letzten Blick auf das Telegramm, zerknüllte es in seiner Hand. Der einzige Mann in Deutschland, der seinen Kodennamen kannte – und der einzige Mann, an den er je geglaubt hatte –, hatte die Nerven verloren.

KOMM SOFORT AUF DER BREMEN ZURÜCK

Sie standen auf dem oberen Absatz der breiten Treppe, die zum riesigen Speisesaal der ersten Klasse hinunterführte. Der Raum war so lang, daß die endlosen Reihen der weißen Tische sich in der Perspektive zu verlieren schienen. Drei Stockwerke hoch, hundert Meter lang, Wände aus verziertem Glas mit erleuchteten Kristallkaskaden, die wie umgekehrte Leuchter wirkten, und darüber eine Decke aus Spiegeln und Gold – ja, die *Salle à Manger* der *Normandie* stellte jedes Restaurant in New York oder London in den Schatten.

»Du großer Gott«, sagte Cordi.

»Er soll länger sein als der Spiegelsaal in Versailles«, bemerkte Gates.

»Nur treibt er auf den Wellen.«

»Und mit Volldampf«, sagte Prince, »mit dreißig Knoten Geschwindigkeit. Bis zum Nachtschiff werden wir wahrscheinlich siebzehn Seemeilen zurückgelegt haben. Wollen wir hinuntergehen?«

»Nein, warten Sie.«

Eine sehr auffällige Pariser Schönheit schickte sich an, die breite Treppe hinunterzugehen. Ihr eng anliegendes Seidenkleid lenkte alle Blicke auf sich. Langsam und in theatralischer Pose schritt sie die Stufen hinab und dann die Reihe der Tische hindurch.

»Was ist los?« fragte Gates.

»An diesem Auftritt werde ich mich bestimmt nicht beteiligen.«

Prince warf ihr einen amüsierten Blick zu, und Kay sagte: »Sie hätte dich glatt erschossen, wenn du es versucht hättest.«

Sie gingen gemeinsam hinunter, Cordi und Kay voraus. Kay hatte sich während des Sommers ihr blondes Haar lang wachsen lassen, und die beiden jungen Frauen zogen wieder alle Blicke auf sich. Prince sprach mit dem *Maître d'Hotel*,

und Gates sagte: »Bestellen wir noch eine Flasche Champagner.«

Er fühlte sich glücklicher als beim Beginn der Reise. Mit Cordi fand er das, was er sich erhofft hatte – die richtige Gelegenheit, die in London hart erkämpften Siege für die *American Glory* und die Überfahrt auf der herrlichen *Normandie* zu feiern. Sie gab dem Augenblick seinen Glanz und ließ alle Sorgen um den Krieg unwichtig erscheinen. Dafür war Gates ihr dankbar.

Der Champagner kam, Gates erhob sein Glas »auf den Frieden«, und selbst Charlie konnte ihm mit seinem »in unserer Zeit« – eine Anspielung auf München – nicht die gute Laune verderben.

Die Gruppe an einem für sechs Personen gedeckten Tisch in der Nähe der Treppe erregte Cordis Aufmerksamkeit. »Sind das nicht George Raft und Sonja Henie?«

Prince blickte sich um. »Ja.«

George Raft winkte, und Prince winkte zurück. Constance Bennett und Roland Young luden ihn mit einer Geste zu sich ein. Er zögerte, bis sie ihn über die Tische riefen. »Ich glaube, ich muß mal eben hinübergehen und guten Tag sagen. Entschuldigt mich.«

Cordi war begeistert. »Woher kennt Ihr Onkel all diese Filmstars?«

»Mein Vater hat ihn in den zwanziger Jahren einigen Schauspielerinnen vorgestellt. Onkel Richard hat eine stattliche Anzahl der großen Jachten in Hollywood entworfen.«

»Warum gehen Sie nicht auch guten Tag sagen? Ich kann hier warten.«

»Nein danke, es sind ja seine Freunde.«

Cordi lächelte. »Sagen Ihnen die schönen Schauspielerinnen nichts?«

»Ich entwerfe keine Jachten.«

»Ich muß schon sagen, Ihr Onkel ist zwar sympathisch, aber als schmachttenden Liebhaber von Schauspielerinnen kann ich ihn mir nicht vorstellen.«

»Mein Vater entsprach mehr dem Typ.« Das war ein Thema, das ihm nicht behagte, aber irgendwie schlitterte er immer wieder hinein.

»Ist Ihre Mutter Schauspielerin?«

»Nein.«

»Aber ... ach, da bin ich wieder ins Fettnäpfchen getreten. Das ist der Champagner. Wissen Sie übrigens, daß ich auch einmal beim Theater war?«

»Tatsächlich?« Ja, sie hatte jene Mischung aus Schönheit und Intensität, die man bei Frauen der Bühne antrifft.

»Ich bin im West End aufgetreten. Ich war schrecklich. Viel zu steif. Dann kam eines Tages ein Mann von der BBC in meine Garderobe und bot mir einen Job an. Er fand, ich hätte die ideale Mikrophonstimme.«

»Rundfunk? Mein Vater pflegte in solchen Fällen Filmrollen anzubieten. War es ihm ernst?«

»Ein bißchen von beidem. Er suchte gerade eine Korrespondentin, und ich hatte neben meiner Stimme auch eine gute Ausbildung genossen. Und so bin ich nun hier.«

»Ihr erster Auftrag?«

»O nein. Ich habe in England alle möglichen Sendungen gemacht und Hörspiele gelesen. Aber in letzter Zeit war ich Korrespondentin beim Völkerbund in Genf mit Alec – das ist der Mann, der mir die Arbeit verschaffte.«

Gates sah keine Ursache, sich weiter über Alec zu erkundigen ... er nahm an, sie hatte ihn absichtlich erwähnt, um allzu deutlichen Annäherungsversuchen vorzugreifen.

Cordi unterbrach das Schweigen. »Ist Ihr Onkel verheiratet?«

»Nein. Er ist immer Junggeselle gewesen. Allerdings war er für Kay und mich wie ein Vater, nachdem mein Vater starb. Er hat uns sozusagen nach dem Börsenkrach geerbt.«

Nach dem Kaffee sagte Prince: »Warum macht ihr beide nicht einen Spaziergang auf Deck? Es dürfte warm genug sein.«

Gates begleitete Cordi zu ihrer Kabine, wo sie sich einen Mantel holte. Im Fahrstuhl beklagte sich ein rotgesichtiger Amerikaner bei einer eisig reservierten Französin über die Schließung des Funkraums der *Normandie*. »Der Funktelegraf sollte vierundzwanzig Stunden am Tag in Betrieb sein. Ich kann meinen Makler nicht erreichen. Ich frage mich, was da los ist.«

Cordis nackte Schulter berührte Gates' Arm jedesmal, wenn ihnen Leute auf dem langen Korridor entgegenka-

men. »Alle machten sich Sorgen, weil ich das Schiff nahm, wegen der Kriegsgefahr. Meine Mutter fand, ich hätte mit dem *Pan American Clipper* fliegen sollen. Aber sie macht sich immer Sorgen.«

»Mit dem Clipper hätte sie guten Grund zur Sorge gehabt.«

»Ach, ich fliege gern. Mein Vetter ist Sergeant bei der Air Force. Vorigen Sommer hat er mich in einer *Hurricane* mitgenommen. Sein Staffelführer bekam einen Wutanfall, als er es hörte. Hier ist meine Kabine. Ich bin gleich wieder da.«

Sie ließ nicht lange auf sich warten und trug jetzt eine kurzärmelige Etonjacke mit Brokatbesatz, die leicht nach einem neuen Parfüm roch. Ihr weiches, rötlichbraunes Haar war anders gekämmt, und das Rot auf ihren Lippen war dunkler, hob sich stärker von ihrer blassen Haut ab, und wieder dachte er an Blumen im Schnee.

»Ist etwas los?« fragte sie, und Fältchen bildeten sich um ihre Augen.

»Nein. Möchten Sie nach dem Spaziergang noch ein bißchen im Grillroom tanzen?«

Der Erste Offizier und der Funkoffizier warteten ungeduldig, während der Funker der *Normandie* mühsam den langen chiffrierten Text durchtastete, der van Sloughs Weigerung, nach Deutschland zurückzukehren, enthielt. Der Erste Offizier sagte gerade verärgert: »Diese Idioten in Le Havre wären sicher nicht so langatmig mit ihrer Funkerei, wenn sie sich hier an Bord befänden.«

Van Slough trat ins Licht. Außer seiner deutschen Muttersprache beherrschte er Italienisch und Holländisch, ein perfektes Englisch und genügend Französisch, um sich verständlich zu machen. Er sagte mit breitem Lächeln: »Ich bin an Bord.«

»Pardon, Monsieur van Slough.« Der Franzose errötete. »Es tut mir leid, aber ich...«

Van Slough lachte und klopfte ihm auf die Schulter. »Das macht doch nichts. Sie können ganz beruhigt sein. Ich habe volles Verständnis, mein Freund. Auch mir geht es gegen

den Strich, unter den gegebenen Umständen die Position des Schiffs zu verraten, aber die French Line hätte mir nie die Erlaubnis dazu erteilt, wenn sie nicht wüßte, daß es wirklich wichtig ist. Wenn es Krieg gibt, wird die *Paris* noch mehr im Wege sein, als sie es jetzt schon ist.« Die *Paris* der French Line war im vorigen Jahr neben ihrem Dock in Le Havre ausgebrannt und gekentert.

»Aber warum telegrafieren Sie nach Hamburg?« fragte der Funkoffizier, ermutigt durch van Sloughs Freundlichkeit.

»Ich habe Taucher, die dort in der Elbe arbeiten«, sagte van Slough mit toderntem Gesicht, »und ich muß sie aus Deutschland herausschaffen – bevor es zu spät ist.«

»Und deshalb senden Sie einen verschlüsselten Text?«

»Natürlich. Die Deutschen werden die Holländer internieren, besonders geschulte Taucher.« Van Slough blickte die beiden an, lächelte gewinnend, zog sie näher ins Vertrauen. »Zum Glück hat ihre Firma Ihre Regierung ersucht, ihnen über die Grenze zu helfen. Ich werde mit der *Normandie* nach Frankreich zurückkehren – falls sie sicher herauskommen –, und dann werden wir sofort mit den Bergungsarbeiten für die *Paris* beginnen. Sie sehen nun also, daß ich einen guten Grund hatte, dieses Telegramm zu schicken. Le Havre muß klargemacht werden.«

»*Oui, Monsieur.*«

Van Slough wandte sich ab. Es gab keine Taucher, weder Holländer noch sonstige. Die Abwehr erhielt die Überseefunksprüche in Hamburg.

Und van Slough, ein Bergungsexperte aus Niederländisch-Indien, war natürlich längst tot, hatte nur das Unglück gehabt, dem Alter, der Hautfarbe und dem Aussehen nach jenem Mann zu ähneln, den Admiral Wilhelm Canaris, der Chef des deutschen Spionagedienstes, die Otter nannte.

»Sollen wir auf eine Antwort warten?«

Die Otter stellte fest, daß dieser unerwartete Test der Van-Slough-Deckung, den Canaris ihm durch seine plötzliche Kehrtwendung aufgezwungen hatte, sehr gut verlief. Daraus war eine Lehre zu ziehen. Nachdem er bereits die Prüfung auf höherer Ebene – bei der Schifffahrtsgesellschaft – bestanden hatte, wagte jetzt niemand mehr, sich

den Befehlen der Direktion zu widersetzen, auch wenn man für die Sicherheit des Schiffes verantwortlich war. Er genoß dieses Machtgefühl, gab vor, nichts gehört zu haben, während der Funker den Text zu Ende durchgab.

»Monsieur van Slough? Können wir den Funkraum schließen?«

Wenn die Otter sie den Funk zum Schweigen bringen ließ, stellte er so Onkel Willy vor eine vollendete Tatsache und bestrafte ihn dafür, die Nerven verloren zu haben. Die soeben gesendete Antwort war ein neuer Plan, aber auch eine klare Gehorsamsverweigerung. Und das hatte er bisher noch nie getan – weder von Südamerika noch von Spanien oder Afrika aus.

Er wirkte zwar wie dreißig, war aber erst vierundzwanzig Jahre alt – 1915 inmitten des Weltkriegs geboren –, und seit seinem neunzehnten Lebensjahr hatte er bei Canaris gedient. Fünf Jahre lang war er sein Protegé gewesen, und fünf Jahre lang hatte er gehorcht. Aber Onkel Willy hatte immer gesagt, Deutschland brauche entschlossene Leute und kühne Soldaten, um den Willen der Nation durchzusetzen und sie vor einer feindlichen Welt zu schützen. So schickte er nun Onkel Willy einen Plan. Seinen eigenen Plan. Entschlossen.

Aber es fiel ihm schwer, gegen Onkel Willy vorzugehen, wie sehr es ihn auch reizte, eigenständig zu handeln, denn es schmerzte ihn, daß der Mann, den er anbetete, sich so schwach und unentschlossen zeigen konnte.

»Monsieur van Slough?« Der besorgte Franzose unterbrach seine Gedanken. Sein sonst so liebenswürdiges Gesicht verhärtete sich, und der Offizier wich fast vor ihm zurück, aber dann faßte sich die Otter wieder und tauschte den stolzen Blick gegen ein breites Lächeln aus.

»Nein, keine Antwort, vielen Dank. Ihr wart einfach großartig. Glauben Sie, daß der Kapitän etwas dagegen hätte, wenn ich Ihnen eine Flasche Champagner in Ihre Kammer schicken lasse? Ja? Dann werde ich ihm auch eine schicken. So kann er keine Einwände erheben.«

Keine Antwort und keine Diskussion. Onkel Willy hatte ihn gelehrt, in elfter Stunde keine Zeit zu verschwenden. Er wußte, wie man mit dem Geld der Abwehr Deckfirmen betreibt. Und er hatte den richtigen Mann gewählt. Wußte

Onkel Willy nicht mehr, daß sie gemeinsam geheime Nachschubstellen in den Häfen um den Südatlantik und den Indischen Ozean eingerichtet hatten, um die deutschen U-Boote im kommenden Krieg gegen England zu versorgen? Wußte er nicht mehr, daß die Otter im spanischen Bürgerkrieg hinter den Linien der Republikaner überlebt und gelernt hatte, welchen Agenten er vertrauen konnte und welche er umbringen mußte?

Später konnte Onkel Willy ihn immer noch in England einsetzen, falls er darauf bestand und falls er seine Nerven wieder beisammen hatte. Und eines Tages würde die Otter dann verschwinden. Wenn er dazu bereit war. Nachdem er getan hatte, was Onkel Willy ihn zu tun gelehrt hatte.

Aber keinen Augenblick früher – er stellte fest, daß er sich wie neugeboren fühlte, besser und ganz auf sich gestellt –, nicht bevor er in New York Fuß gefaßt, die Abwehrkontakte unter den Mitgliedern des Deutsch-Amerikanischen Bundes und des Irisch-Amerikanischen Sinn Fein von allen unzuverlässigen Elementen gesäubert hatte – sie waren zwar hilfsbereit, aber viel zu naiv in bezug auf das, was von ihnen verlangt wurde –, denn gerade diese Stadt war dazu geschaffen, zum wichtigsten Hafen des Feindes zu werden.

Er verabschiedete sich von den Offizieren der *Normandie* und betrat den Tanzsaal des Cafés und Grillrooms mit dem zufriedenen Gefühl, die Zukunft besser zu kennen als jeder andere an Bord. Der hell erleuchtete Saal war modern eingerichtet und lag oberhalb des anmutig terrassenförmigen Achterdecks. Steven führte Cordi Grey an der gerundeten Bar gegenüber einem Fensterhalbkreis mit Ausblick auf das im Mondlicht schimmernde Meer vorbei. Die Einrichtung unterschied sich in ihrer sachlichen Nüchternheit – polierter Chromstahl und Glas – von der auf dem restlichen Schiff. Von der Bar aus sah man die zahlreichen Gäste an den Tischen und dahinter die Tanzfläche. Das Orchester spielte eins der Lieblingsstücke Cordis, »*Smoke Gets in Your Eyes*«.

Sie folgte ihm willig, und ihre Körper berührten sich, als sie sich ihren Weg durch die Tische bahnten. Sie drehte sich um und warf ihm einen kurzen Blick zu.

Sie tanzten. »Einfach herrlich«, sagte Gates.

»Es ist so warm hier.«

»Lassen Sie mich Ihnen helfen.« Gates nahm ihr die Jacke von den Schultern und reichte sie einem Steward, ohne einen Takt zu verpassen.

Cordi fühlte sich wie noch nie in ihrem Leben. Als Alec sie in Southampton zum letzten Mal geküßt hatte, hatte er gesagt: »Die Neue Welt, ein neues Leben, verzeihe meine Rührseligkeit, aber ich werde dich vermissen.«

»Ich komme zurück.«

Alec hatte sein graues Haar geschüttelt und zum ersten Mal zugegeben, was ihnen beiden noch immer nicht als absolute Gewißheit erschien: Daß dieser Auftrag bei der Weltausstellung Cordis große Chance war, sich selbständig zu machen.

»Aber ich komme bestimmt zurück«, hatte sie wiederholt. Und zwei Nächte später war sie bereits dabei, das hier geschehen zu lassen, es sogar zu provozieren, den Ereignissen voranzugreifen. Alec hatte recht gehabt. Aber er hatte immer recht, und das war das Dumme an einem älteren Mann. Steven lächelte, verzehrte sie mit seinen Blicken. Sein Mund war schön. Jetzt berührte seine Hand ihren nackten Rücken. Sie tanzten noch eine Runde. Sie fühlte das Schwellen ihres Busens an seiner Brust, und ihre Schenkel schmiegt sich aneinander.

Als Steven sie an den Rand der Tanzfläche führte, sah sie den Holländer, der dem an seinem Tisch auf den Steward wartenden Onkel Richard die Hand schüttelte. Lag nicht eine leichte Übertreibung in seiner so burschikosen Art, oder kam es nur daher, weil er Ausländer war? Wahrscheinlich... vielleicht... aber die Holländer sind nun einmal ziemlich teutonisch. Immerhin war van Slough recht attraktiv. Ganz fraglos.

»Noch einmal?«

Cordi lachte. Sie drehten sich im Kreise über die Tanzfläche, wirbelten wie eine Spirale herum. Dann wechselte die Musik.

Gates verlangsamte die Drehungen und hielt sie fest, als sie sich ihren Weg durch die vielen Paare vor dem Orchester bahnten. Sie hatte das Gefühl, als gehörte die ganze Tanz-

fläche nur ihnen allein, dazu die fließende Musik und das dumpfe Stampfen der Schrauben der *Normandie* im Meer unter ihnen. Sie fühlte sich an Gates gebunden, der das gleiche zu fühlen schien und dessen Beine sich mit jedem Schritt fester an die ihren schmiegen.

»Es ist wunderbar«, flüsterte sie und wußte, daß noch etwas anderes in ihrer Stimme mitklang als nur der physische Flirt des Tanzens. Als das Lied zu Ende war und ein neues begann, sagte sie: »Das ist zu schnell«, und blieb am Rand der Tanzfläche stehen. Ihre Blicke trafen sich, wandten sich wieder voneinander ab. Cordi warf den Kopf zurück, und eine leichte Röte stieg in ihren Wangen auf. »Mir ist furchtbar warm«, sagte sie und fächelte sich mit der Hand Luft zu.

»Wollen wir noch ein bißchen spazierengehen, um uns abzukühlen?«

Sie blickten einander an, fühlten es wieder, aber jetzt war es Elektrizität, war wie ein blauer Bogen sprühender Funken. Cordi schaute zu Boden, nickte dann. Wie durch einen Zauber erschien der lächelnde Steward mit ihrer Jacke. Gates half ihr hinein, und sie gingen auf das Deck zu. Sie lehnte sich an ihn, als sie durch die Tür kamen, und draußen, plötzlich allein, wandte sie ihm ihr Gesicht zu, das Haar vom Wind aufgeweht, die Lippen geöffnet.

Die *Normandie* holte plötzlich hart über, der Ruck warf sie durch die Tür zurück. Gläser glitten von den Tischen, als der ganze Saal sich steil zur Seite neigte. Die Tänzer blieben stehen, suchten Halt, und im Orchester fielen die Notenständer durcheinander.

»Nein«, sagte Gates.

Cordi stützte sich mit der Hand auf seinen Arm. »Was ist los?«

Gates wußte es nur zu gut. Eine schreckliche Gewißheit stieg in ihm auf. Er verspürte eine plötzliche Kälte. Während des Tanzes hatte ein Steward schwere Vorhänge über die großen Fenster gezogen. Er sah seinen Onkel an einem Tisch im Saal, sah seine finstere Miene und bemerkte erst jetzt jenen besorgten und betrübten Blick, der sich schon den ganzen Abend lang hinter Richard Princes Lächeln verborgen hatte.

»Was ist es, Steven?«

Die *Normandie* richtete sich ebenso schnell wieder auf, wie sie überholt hatte. Das schnell fahrende Schiff hatte hart den Kurs nach Backbord geändert, Gates schätzte um etwa dreißig Grad. Er blickte sich um, hoffte zuerst, es sei nur ein Manöver gewesen, um einem anderen Schiff auszuweichen. Aber dann fühlte er eine neue Art Vibration aus dem Rumpf des großen Ozeandampfers aufsteigen. Die Maschinisten pumpten Öl, trieben mehr Dampf durch die Turbinen, beschleunigten die Dynamos, während die riesigen Vierblatt-Schiffsschrauben den grauen Nordatlantik immer wilder peitschten.

»Ich muß zu meinem Onkel.«

»Jetzt ist es soweit«, sagte Prince mit gezwungenem Lächeln.

Gates und sein Onkel tauschten einen langen und besorgten Blick aus.

»Es scheint begonnen zu haben«, sagte van Slough und winkte einen Steward heran.

Cordis Gesicht erstarrte.

Gates ließ sich in einen Sessel sinken, nahm keine Notiz von den aufgeregten Gesprächen an den Tischen ringsum. Er schwieg und wartete auf die letzte Bestätigung. Sie kam zehn Minuten später.

Das Schiff änderte wieder den Kurs – heftig und ruckartig, ohne Vorwarnung –, drehte um dreißig Grad nach Steuerbord zurück, und jetzt gab es keinen Zweifel mehr.

Die *Normandie* lief Zickzackkurs. Verdunkelt und unter Einhaltung von Funkstille. *Der Krieg hatte begonnen*. Die See gehörte jetzt den grauen Kriegsschiffen.

1. BUCH

Zweieinhalb Jahre später stand Steven Gates unterhalb des West Side Highways und blickte auf den großen Überseedampfer. Der dreißig Knoten starke kalte Wind von Jersey hatte schmutziges Eis zwischen die *Normandie* und den verlassenen, nicht mehr benutzten Cunard-Pier 90, sechzig Meter weiter nördlich, getrieben. Die *Queen Mary* war fort, wie auch die neue *Queen Elizabeth*. Sie waren als Truppentransporter eingesetzt. Nur die *Normandie* war hier am Fuße der Achtundvierzigsten Straße geblieben, liebevoll gepflegt von einer stark verringerten Besatzung, die sie seit ihrer letzten Reise betreute – durch die Jahre der *Drôle de Guerre*, des Blitzkriegs, des unglaublichen Zusammenbruchs Frankreichs, der Luftschlacht um England hindurch, die Gates in London erlebt hatte, als er britische Schiffsentwürfe und amerikanische Werftpraktiken koordinierte, und nun seit dem Einfall der Deutschen in Rußland.

Die *Normandie* hatte gewartet. Und dann, vor erst zwei Monaten, hatten die Japaner Pearl Harbor angegriffen. Die US-Navy hatte den Liner beschlagnahmt, und Gates war einer der Marineingenieure gewesen, die man mit dem Umbau beauftragt hatte. Am Heiligabend wurde vertraglich beschlossen, den Ozeanriesen als Truppentransporter zu verwenden, und zweitausend Arbeiter hatten nun die Aufgabe, ihm allen Schmuck und Luxus zu nehmen und ihm nur noch den Ruhm zu belassen, ein schnelles Schiff zu sein, mit dem man möglichst viele Menschen über den großen Teich bringen konnte.

Jetzt wurde sie endlich wieder unter Dampf gesetzt, und trotz der grauen Farbe, die ihre einstige Pracht verdeckte, trotz der Gerüste an ihren Flanken beeindruckten immer noch die Majestät ihres unvergleichlichen Rumpfes und die schlanken und eleganten Linien ihres spitzen Bugs und der mächtigen ovalen Schornsteine, die sich über dem Hudson gegen den Himmel abhoben. Die Navy hatte ihr den Namen *U.S.S. Lafayette* gegeben, aber jeder in New York City nannte sie immer noch *Normandie*.

Gates zeigte dem fröstelnden Jungen in einer nagelneuen Uniform der Küstenwache vor dem Pier 88 seinen Ausweis. Er war wieder in England gewesen, um ein anglo-amerikanisches Geleitschiff auf See zu erproben, und er fragte sich, was man der armen *Normandie* während des Monats seiner Abwesenheit angetan hatte.

Überall in den Gängen standen Schweißergehilfen und Elektriker herum. Maler schienen den Flußschlamm von ihrer Wasserlinie abgekratzt zu haben, aber an Bord sah alles verzweifelt schäbig aus. Man hatte die Salons der Ersten Klasse geleert, die breiten Treppen bloßgelegt, das Mobiliar, die Teppiche, den Wandschmuck und die Glasverzierungen entfernt. Die Fenster waren übermalt, in den Wänden klafften Löcher, wo man Kabel herausgerissen hatte, die Decken waren häßlich und nackt, und wo einst die Kristalleuchter von Lalique erstrahlten, hingen nur noch ein paar Drähte herunter. Die Arbeiter bauten Stockwerkkojen zusammen – dreistöckige Betten aus Eisenrohr und Zeltleinwand –, Kasernen für Soldaten.

Es herrschte eine seltsam festliche Atmosphäre. Der Krieg sicherte vielen, die seit dem Börsenkrach nie mehr ständig gearbeitet hatten, ein regelmäßiges Einkommen. Die Werften waren vollauf mit dem Bau von Geleitschiffen für die Konvois, Truppentransportern, Kreuzern und Frachtschiffen beschäftigt. Gates hatte noch nie so viele Anlernlinge bei ein und derselben Arbeit gesehen, und er hatte das unangenehme Gefühl, daß die letzten Arbeitslosen der Rezession auf der *Normandie* endlich eine Beschäftigung gefunden hatten.

»Gangway.«

Fünf starke Männer schleppten einen in Zeltleinwand gepackten und mit Seilen verschnürten Konzertflügel aus dem großen Salon. Gates folgte ihnen aufs Promenadendeck, wo überall Stockwerkkojen und haufenweise herausgeschaffte Möbelstücke standen. Der Flügel wurde mit einer Seilwinde durch ein Fenster heruntergelassen. Gates sah, wie er schwankend herunterkam, mit dumpfem Saitenklang an den Rumpf stieß und unten in einem Leichter landete. Er hatte zu den Klängen dieses Flügels getanzt, oft bis in die frühen Morgenstunden, auf der letzten Reise der

Normandie, als sie einen weiten Bogen nach Norden schlug, um den U-Booten der Nazis zu entgehen – mit Volldampf auf Zickzackkurs, scharf hin und her drehend, total verdunkelt bei Nacht, tagsüber mit gischtig weißem Kielwasser –, um in den rettenden Hafen von New York zu gelangen.

Gates war an diesem bitterkalten Februarnachmittag 1942 zu ihr zurückgekommen, weil sein Schwager Charlie Collins, der im Auftrage eines der zugelassenen Unternehmer als Werkmeister der Schweißerei arbeitete, ihm beim Frühstück erzählt hatte, daß die Navy völlig die Kontrolle verloren hatte. Onkel Richard war einverstanden, daß Gates sich die Sache einmal ansah, und falls es wirklich so schlimm sein sollte, wie Charlie erzählte, würden sie sich direkt an den Marineminister wenden.

Während er ein Deck nach dem andern in den zehn Stockwerken von den Kesselräumen bis zum offenen Sonnendeck inspizierte, wuchs seine Besorgnis. Charlie hatte nicht übertrieben. Er hätte es ihm früher sagen sollen.

Gates fand abgeschraubte Feuerwehrschräuche, nicht funktionierende Löschgeräte, lose herumhängende elektrische Kabel und Abfall in jeder Ecke und in den Treppenschächten. Die wenigen Feuerwehrleute, denen er begegnete, standen in keinem Vergleich zu den französischen Brandwachmannschaften, die er mit militärischer Präzision durch die Gänge marschieren gesehen hatte, als er im Herbst 1940 das Schiff im Auftrag der Navy zum letzten Mal inspiziert hatte. Jetzt war es, wie Charlie ganz richtig sagte, in einem heillosen Durcheinander.

»Wir wissen es«, gab ein überforderter Marineoffizier zu, den Gates im Büro des Kommandanten hinter der Brücke mit Fragen bestürmte. Er wußte nicht, wo der Kommandant war. »Wir tun, was wir können. Wir haben hier fünfhundert Mann, die wir erst einmal mit dem Schiff vertraut zu machen versuchen, und gerade eben erhielten wir neue Befehle, um am Vierzehnten in der Werft von Boston einzulaufen.«

»Am vierzehnten Februar? Aber das ist doch schon in fünf Tagen.«

»Das sagen Sie mir? Man ist immer noch dabei, den Spannteppich im großen Salon abzumontieren. Nein, Sie

können nicht mit dem Kommandanten sprechen. Er hat keine Zeit. Wer sind Sie eigentlich?«

»Steven Gates. Von der Firma Prince und Gates.«

»Schiffbauingenieure, nicht wahr? Gehen Sie doch zum Generalunternehmer. Wir haben hier alle Hände voll zu tun.«

»Wer ist für den Feuerschutz verantwortlich?«

»Die Küstenwache.«

»Wo finde ich sie?«

»Keine Ahnung. Versuchen Sie es auf dem A-Deck.«

Gates ging die vier Stockwerke zum A-Deck hinunter, und hundertfünfzig Meter weiter fand er endlich die Hauptfeuerwehrstelle. Ein einziger Mann von der Küstenwache saß dort und sagte Gates, das Hauptquartier der Küstenwachenfeuerwehr sei weiter nach vorne verlegt worden, weil man die Telefonanschlüsse umgelegt habe.

Der diensthabende Wachmann im neuen Hauptquartier las den *Mirror*. Ein deutsches U-Boot hatte ein schwedisches Frachtschiff vor Nord- oder Südkarolina torpediert – das zwanzigste Frachtschiff, das sie in Sichtweite der Ostküste in den beiden Monaten seit Pearl Harbor versenkt hatten. Und die Japaner rückten auf der malaiischen Halbinsel vor und marschierten auf Singapur zu.

»Keine Sorge, Sir«, antwortete er Gates. »Wir haben eine Feuerwache, der Unternehmer hat eine Feuerwache und die Navy auch. Keine Gefahr, alles unter Kontrolle.«

»Wie hoch ist der Druck?«

»Was?«

»Der Wasserdruck in den Schläuchen.«

»Völlig ausreichend, Sir. Wer sind Sie eigentlich?«

Gates entfernte sich. Als er niemanden im Büro des Unternehmers auf dem oberen Deck fand, machte er sich auf die Suche nach dem Marineinspektor.

Sie hatten die feuersichere Wand zwischen dem großen Salon und dem *Fumoir* herausgerissen – über die heftigen Proteste Onkel Richards hinweg – und einen höhlenartigen Raum von vierundzwanzig Meter Breite und fast sechzig Meter Länge freigelegt. All das Mobiliar war fort, ebenso die Kristallkaskaden der vier prächtigen Beleuchtungssäulen. An den Wänden häuften sich die Rollen des feinen

blauen Teppichs, der mit all den französischen Kunstgegenständen, die einst die *Normandie* schmückten, in ein Lagerhaus gebracht werden sollte. In der Mitte des Raumes waren braune Ballen aufgeschichtet.

Ein öliger Geruch hing in der kalten Luft. Gates glaubte, es sei der Klebstoff für die langen Rollen von Linoleum, die die Teppiche ersetzen sollten. Bevor er gewahr wurde, daß niemand von den vielen Arbeitern im Raum Linoleum verlegte, erblickte er den uniformierten Marineinspektor auf der anderen Seite der Ballen, der gerade auf einen der Zivilunternehmer mit Mantel einredete.

»Sie hatten versprochen, daß dieses Deck noch heute mit Linoleum belegt wird.«

»Da war aber dieses Zeug noch nicht da«, erwiderte der Zivilist und klopfte auf einen der in Sackleinwand gehüllten Ballen. »Sollen meine Leute vielleicht das Linoleum darunterschieben?«

Der Marineinspektor wandte sich an einen jungen Offizier an seiner Seite. »Lassen Sie das fortschaffen.«

»Sie sollen aber noch beschriftet werden, bevor sie in die Kabinen kommen, Sir.«

»Dann sorgen Sie dafür.«

»Ich komme morgen wieder«, sagte der Unternehmer und knöpfte sich seinen Mantel zu. »Bis dann.«

»Können Sie denn nicht am anderen Ende anfangen?«

»Kein Klebstoff.«

»Kein Klebstoff? Was soll das heißen?«

»Mein Lieferant hatte keinen mehr.« Der Unternehmer zuckte die Schultern. »Ich muß mir noch welchen beschaffen. Außerdem ist es spät geworden. Ich sehe Sie dann morgen.«

»Fangen Sie morgen früh gleich mit dem Bodenbelag an.«

»Wenn Sie inzwischen die Ballen da weggeschafft haben.«

Der Marineinspektor machte ein wütendes Gesicht. Dann erblickte er Gates. »Was wollen Sie?«

»Ich bin Steven Gates. Firma Prince und Gates.«

»Ich weiß, wer Sie sind, Mr. Gates. Was wollen Sie?«

Gates zögerte. Über dem Doppelkreuzabzeichen der Ingenieurslaufbahn trug der Offizier die Streifen eines Korvettenkapitäns.

»Wir sind Berater beim Umbau...«

»Sie *waren* Berater«, fuhr ihn der Inspektor an. »Ich habe Ihren Bericht gelesen. Er war in Ordnung. Und was wollen Sie jetzt?«

»Ich mache mir Sorgen um Ihr Schiff.«

»Nicht halb soviel Sorgen wie ich, Mister. Meine Arbeit ist noch nicht beendet.«

Angesichts der schroffen Art dieses Mannes wurde Gates kalt und präzise. »Ich habe überall Verstöße gegen die Sicherheitsvorschriften festgestellt.«

»Was Sie nicht sagen, Herr Schiffbauingenieur. Dreitausend Mann laufen auf diesem Schiff herum, und die Hälfte von ihnen kann nicht einmal den Bug vom Heck unterscheiden. Was erwarten Sie eigentlich?«

»Ich erwarte, daß die Marine das Schiff schützt.«

»Dann sind Sie an den Falschen geraten. Ich habe nur dafür zu sorgen, daß die Arbeit getan wird. Sie haben hier nichts mehr zu suchen. Warum gehen Sie nicht nach Hause?«

»Ich möchte Ihr Schiff einsatzbereit sehen.«

Der Marineinspektor hatte sich einem Arbeitsteam zugewandt, das eine schwere Kette um den oberen Teil eines dreibeinigen Stahlpfostens legte, der in einer Höhe von drei Meter sechzig allein auf der Backbordseite stand. Er drehte sich, sauer lächelnd, zu Gates um. Hinter ihm rollte ein zweites Team ein Schweißgerät herein – ein roter Behälter für den Sauerstoff und ein grüner für das Acetylen.

»Das möchte jeder Unternehmer in New York City. Jeder will sich seine Scheibe von dem Kuchen abschneiden. Schauen Sie sich noch mal um, Mr. Gates. Das ist kein Schiff. Das ist ein schwimmendes Arbeitsbeschaffungsprojekt des New Deal. Den Clowns hier fehlt nur noch eine Schaufel, auf die sie sich lehnen können.«

»Das Schiff ist feuergefährdet«, sagte Gates kühl.

Die blauen Augen des Inspektors blitzten kurz auf, sanken dann, zu Gates' Überraschung, müde und resigniert in ihre Höhlen zurück und ließen die schweren Tränensäcke erkennen, die seinem Gesicht plötzlich einen Ausdruck von Erschöpfung gaben.

»Ich tue mein Bestes«, sagte er müde. »Ich bin der einzige

Inspektor an Bord. Ich habe zehn Decks von dreihundert Meter Länge und Befehl, in fünf Tagen auszulaufen.« Das Geständnis versetzte ihn in neue Wut. »Ich habe mich um die Arbeit zu kümmern, verdammt noch mal. Warum gehen Sie nicht zum Kommandanten.«

Gates starrte ihn an.

»Und was soll eigentlich die ganze Aufregung?«

Gates suchte nach einer Antwort, die einem Marineinspektor einleuchtender wäre als die bloße Besorgnis, ein so schönes Schiff von Pfuscherhänden verschandelt zu sehen. »Die Navy hat meine Firma beauftragt, sie bei den Umbauten zu beraten. Das macht uns zum Teil für die Mißstände verantwortlich.«

»Da können Sie beruhigt sein. In einer Woche sind Sie diese Sorge los.«

Gates starrte noch immer. Der Inspektor fühlte sich zuerst mißverstanden und dann unbehaglich. Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und zog einen Notizblock aus der Tasche.

»Na schön. Sagen Sie mir, was Sie gesehen haben, und ich werde sehen, was ich tun kann.«

Er stützte den Notizblock auf die in Sackleinwand gehüllten Ballen und schrieb, während Gates ihm seine eigenen Notizen vorlas. Am anderen Ende des geschändeten Salons zogen und zerrten die Arbeiter an ihrer Kette. Gates mußte ziemlich laut sprechen, um sich über ihre Rufe Gehör zu verschaffen, während sie den Pfosten in die Horizontallage brachten. Der Schweißer und seine Gehilfen, die zwei der Stahlbeine abgetrennt hatten, stiegen auf die Sackleinwandballen neben dem Pfosten, um ihre Arbeit zu beenden. Er schraubte den Knopf an seinen Brenner, ließ eine scharfe hellblaue Flamme aufsprühen und testete den Sauerstoffabzug.

Vier solcher Pfosten hatten hier einst gestanden, erinnerte sich Gates, um die vier glitzernden Lichtsäulen zu stützen, die den großen Salon geziert hatten. Wen hatte er um sie herum tanzen gesehen? Jimmy Stewart? Die Schweißermannschaft legte den letzten um. Gates fragte sich, wo sie das zerbrechliche Glas aufbewahren würden.

Der Inspektor schrieb fleißig, brummte mißbilligend, als

Gates berichtete, daß der neue Feuerwehrposten der Küstenwache keinen Telefonanschluß hatte und daß auf dem A-Deck die Verbindungsstücke zu den Schläuchen fehlten.

Die Männer, die den Pfosten umgelegt hatten, schleppten ihre Kette aus der Tür. Ein Schweißergehilfe kletterte mit seinem Asbestschild über die Ballen. Der Werkmeister klopfte ihm auf die Schulter, und dann folgten die beiden den Männern mit der Kette, während ein dritter mit einem Feuerlöscher sich ihnen anschloß.

Gates rümpfte die Nase. Der ölige Gestank...

»Hat dieser Mann nicht gesagt, sie hätten keinen Klebstoff für das Linoleum?«

»Was? Ach ja, und er wußte verdammt gut, daß wir ihn heute brauchten. Wir hätten das Zeug hier herausschaffen können.«

»Und woher kommt dieser Geruch?«

»Kapok.« Der Inspektor klopfte auf einen der Ballen, auf die er sich lehnte. »Schwimmwesten. Elftausend Stück, in Teerpapier eingewickelt. Daher kommt wahrscheinlich der Gestank. Irgendein Idiot hat sie zwei Tage zu früh aus Brooklyn hierhergeschickt. Die einzige vorzeitige Lieferung, und die hätte ruhig noch warten können.«

»Kapok?« rief Gates aus. »Das Zeug brennt...«

»Ach du lieber Gott!«

Gates sprintete durch den Salon, sprang über Rollen von Linoleum und zerrissener Teppiche. Schwimmwesten sind mit Kapok gefüllt, weil die mit Öl getränkten Baumwollseidenfasern wasserdicht und schwimmfähig sind. Das Teerpapier und die Sackleinwandhülle schützten den Kapok vorm Eintrocknen. Aber alle diese Materialien waren feuergefährlich.

Gates war sechs Meter vor dem umgelegten Pfosten, als alles bis auf den Schweißer und seinen letzten Gehilfen, ein Mann mit feuerrotem Haar und Schürfungen auf seinem Gesicht, plötzlich stillzustehen schien. Der Gehilfe sprang von seinem Ballen herunter, bevor er seine Arbeit beendet hatte.

Der Schweißer, dessen Sicht durch seine dunkle, zylindrische Maske behindert war, ließ weiter seine Acetylenflamme sprühen. Der Pfosten löste sich. Jetzt drückte der Mann

auf den Sauerstoffabzug. Eine Stichflamme blies das schmelzende Material aus dem Schnitt, bevor es erstarren konnte.

Die weißen Funken sprühten von der Flamme und fielen wie heiße Schneeflocken auf einen der Ballen. Gates rannte noch immer, hatte das Gefühl, über dem Deck zu schweben. Das Feuer – kaum größer als eine Streichholzflamme – stieg an der Sackleinwand empor.

Es verdoppelte und verdreifachte sich in seinen Ausmaßen, fand einen senkrechten Abstand zwischen zwei Ballen, schoß empor wie ein brennender Fahrstuhl. Groß und hell kletterte das Feuer nach oben, jetzt groß wie ein Basketball, schoß dann waagerecht über die Ballen, dann wieder herunter, breitete sich in beide Richtungen aus, gewann an Geschwindigkeit.

Gates brüllte »Feuer!«, und ein Dutzend Leute nahmen den Alarmruf auf.

Der Werkmeister stürmte aus der Tür, stieß einen ihn verdrängt angaffenden Arbeiter beiseite. Ein anderer stürzte brüllend und mit fuchtelnden Armen über eine Linoleumrolle. Ein Monteurgehilfe kam mit zwei vollen Löscheimern angerannt, stolperte über den Arbeiter und fiel flach zu Boden. Das Wasser ergoß sich über das Deck, berührte die Flammen nicht.

Vier Ballen brannten lichterloh. Gleich darauf acht.

Der Werkmeister erschien gleich wieder mit einem aufgerollten Schlauch, gefolgt von den brüllenden Männern mit der Kette. Er zielte auf die brennenden Ballen und drehte das Schlauchmundstück auf. Der Schlauch schwoll an, spuckte Wasser, löschte einen Teil der Flammen. Dann setzte das Wasser so plötzlich aus, wie es gekommen war.

»Wasser!« schrie der Werkmeister. »Gebt mehr Druck!«

Gates rannte aufs Promenadendeck, suchte einen Feuerlöscher. Überall stolpterten Leute durch das Gewirr von Stockwerkkjoen, konnten kaum sehen, weil das Licht sehr schwach war und man die Fenster überstrichen hatte. Er tastete sich an den dunklen Wänden entlang, fand einen Feuerlöscher, riß ihn aus seiner Befestigung.

Es war ein französisches Modell, dessen Handhabung er nicht kannte, und während er verzweifelt herumhantierte, rannte er in den Salon zurück, an ein paar fluchenden Arbeitern vorbei, die wie die Besessenen an dem Hydranten drehten, an dem der Schlauch des Werkmeisters angeschlossen war. Er brüllte sich seinen Weg frei und brachte den Feuerlöscher zum Funktionieren, als er die Flammen am umgestürzten Pfosten erreichte. Das Feuer war wieder da, wo der Werkmeister es gelöscht hatte, und breitete sich rasch aus. Gates zielte auf den Mittelpunkt. Ein dünner flüssiger Strahl zerfetzte die Flammen, stieß sie nieder, unterschchnitt sie. Weißer Rauch stieg über den Ballen auf.

»Sie haben es geschafft, Mann!«

»Ich habe auch einen!« rief ein Arbeiter, der einen weiteren Feuerlöscher hereinschleppte.

Gates' Löscharparat war tot. Er schüttelte ihn. Der Inhalt planschte zufriedenstellend, aber als er am Griff zog, spuckte er nur eine Sekunde, ließ noch ein paar Tropfen fallen, und dann war es aus. Das Feuer nahm an Höhe und Breite zu.

Der Mann mit dem zweiten Feuerlöscher versuchte immer noch, ihn in Gang zu bringen. Gates riß ihn ihm aus der Hand und zielte auf das Feuer. Eine rostige Flüssigkeit rann aus dem Mundstück und tropfte zu Boden. Gates schüttelte ihn mit allen Kräften, aber er gab nichts mehr her, und Sekunden später brannten die Ballen wieder lichterloh.

Ein halbes Dutzend Arbeiter sprang zwischen die Flammen und schlug mit Mänteln, Hüten, mit Teppichstücken und Verpackungsmaterial vom Deck auf sie ein. Funken stoben bei dem Angriff zurück. Der Werkmeister packte einen brennenden Ballen und schleuderte ihn mit bloßen Händen aus dem Mittelpunkt des Feuers.

Der brennende Ballen landete neben einem weiteren Stapel Schwimmwesten. Gates versuchte, ihn mit dem Fuß wegzustoßen, aber bevor er es vermochte, setzte der Ballen den gesamten Stapel mit knisterndem Dröhnen in Brand. Die Männer riefen nach Wasser, rannten auf das neue Feuer zu, schlugen auf die Flammen ein, die plötzlich hochschossen. Beide Brände wurden rot und orangefarben und verbreiteten unerträgliche Hitze.

Ein dritter Stapel explodierte plötzlich, wie von innen gezündet.

Gates sah dicken schwarzen Qualm zur hohen Decke steigen. Die Männer husteten. Sich mit erhobenen Armen gegen die immer stärker werdende Hitze schützend, kehrten sie in die Flammen zurück, rissen die brennenden Ballen von den noch nicht brennenden fort, aber bei diesem Versuch breitete das Feuer sich nur noch mehr aus, und jetzt begannen die Flammen an den Wänden emporzuzüngeln.

Als den Arbeitern klar wurde, daß das Feuer tödlich war, wandten sie sich wie ein Mann um und rannten um ihr Leben.

Gates warf noch einen Blick auf das Feuer, erkannte, daß ohne Hochdruckschläuche nichts mehr auszurichten war, rannte hilfesuchend davon, sprang über Linoleumrollen und Teppichstapel, machte einen Satz über einen Ballen mit Schwimmwesten, schlug mit dem Schienbein gegen eine liegengelassenen Werkzeugkiste. Hinter ihm heulte das Feuer, wie ein Hund es tut, wenn jemand vor ihm Angst hat.

Gates rannte nach oben, nahm drei Stufen auf einmal, am Bootsdeck vorbei und dann noch einen Stock höher bis zum Sonnendeck. Er durchlief ein Gewirr von Räumen und Sälen, durch den Kartenraum, an den hohen Tischen vorbei, und dann durch eine Tür.

Die Kommandobrücke der *Normandie* war ein großer und stiller Raum mit gewölbten Fenstern und poliertem Messing. Hier war der Blick frei über den Bug hinaus bis zum Horizont, das übrige Schiff lag fern darunter. Gates war ebenso verblüfft von der friedlichen und stillen Schönheit der Silhouette Manhattans im strahlenden Sonnenlicht, wie die Offiziere der Kommandobrücke durch sein Hereinstürmen.

Ein Telefon klingelte.

»Kommandobrücke...«

»Feuer!« brüllte Gates.

Der Hörer wurde aufgelegt. »Feuer im großen Salon!«

»Geben Sie Alarm!«

Ein Offizier rannte auf die elektrische Schalttafel zu, zögerte, stieß zwei Hebel herunter. Nichts geschah.

»Es steht sehr schlimm«, erklärte Gates ihnen. »Ihr braucht Hilfe.«

Ohne auf den Befehl zu warten, schaltete ein Matrose den Hebel der Alarmverbindung zur New Yorker Feuerwehr ein.

»Der ist außer Betrieb«, sagte ein anderer.

»Laufen Sie hinunter ins Büro des Generalunternehmers«, befahl ein Offizier. »Benutzen Sie die Lautsprecheranlage. Und alarmieren Sie die Feuerwehr . . . wo wollen Sie denn schon wieder hin?«

Gates rannte an ihm vorbei und auf das Steuerbordbrückennock hinaus. Die Kälte traf ihn wie ein Schlag. Unten und auf dem Pier arbeiteten die Leute, schleppten Werkzeug und Material die Gangways hinauf, schienen das Feuer noch nicht bemerkt zu haben. Gates lehnte sich weit hinaus, sah einen Polizisten, brüllte ihm aus Leibeskräften zu.

»Feuer!«

Der Polizist blickte auf, sah Gates winken, schirmte sich die Augen mit der Hand ab, um besser zu sehen.

»Feuer im großen Salon, alarmieren Sie die Feuerwehr.«

Der Polizist lief ins Pierhaus.

Gates stützte sich auf die Reling, versuchte wieder zu Atem zu kommen. Er hörte Rufe und Schreie. Rauch drang aus einem offenen Fenster auf dem Promenadendeck, eine dünne, harmlos aussehende Federwolke. Alles andere schien normal. Das Schiff lag ziemlich weit der Seite des Jersey-Ufers zu, und nichts in dem langen, schmalen Zwischenraum zwischen Rumpf und Pier schien ungewöhnlich. Als Gates die Sirenen hörte, klangen sie so fern, als gingen sie ihn nichts an.

Der nächste Schritt der Otter bei der Zerstörung des Truppentransporters war, den Kesselraum auszuräuchern. Von dort kamen Strom, Licht und Wasserdruck. Ohne das konnte das Feuer auf der *Normandie* nicht bekämpft werden.

Er schraubte einen der Hauptschlauchanschlüsse zu, den er mit einem Haufen alter Sessel verbaut hatte, und versteckte sich dort, bis Larson mit den anderen das Schiff verlassen hatte, damit der rothaarige Bundist, der für die Brandstiftung verantwortlich war, keine Verbindung zwischen dem ihm bekannten deutschen Agenten, Herrn Otter, und dem Alteisenwarenhändler und Unternehmer, den alle an Bord als den freundlichen Holländer van Slough kannten, herstellen konnte.

Erst dann bahnte er sich seinen Weg durch die Menge über das Promenadendeck und brüllte allen zu, sie sollten sich ihm anschließen und das Feuer bekämpfen. Ein paar erschrockene Lehrlinge versperrten ihm den Weg. Er stieß sie beiseite und stürmte durch die Tür des brennenden großen Salons.

Die von ihm und Larson unter den Kapokballen verteilte Brandmunition hatte wesentlich zur Ausbreitung des Feuers beigetragen. Das gehörte zu den Tricks, die Onkel Willys Sprengmeister den Bundisten in ihrem Sommerlager in Yaphank, Long Island, beigebracht hatte.

Ein mit Magnesiumpulver imprägnierter Papierzünder hatte die erste Hitzewelle verursacht. Es war einer von mehreren, die in der Nähe beim Schweißen unter den Ballen versteckt lagen und die der geringste Funke zum Zünden brachte. Einmal in Brand, hatte es die kleine Flamme mittels eines trockenen Schilfrohrs – einer luftleitenden und sich selbst verbrennenden Substanz – auf die anderen Zündladungen übertragen. Wäre das Feuer frühzeitig erloschen und hätte man ein zum Teil verkohltes Schilfrohr gefunden, so wäre man vielleicht dem Brandstifter auf die Spur gekommen, aber in diesem Falle war das kaum ein Problem, denn alles brannte bereits lichterloh und war außer Kontrolle geraten.

Er begann nun einen umgekehrten Abzugskanal zum Kesselraum herzustellen, stieß alle Türen auf, durch die er kam, bis zum Schiffstheater, dem Durchgang, der den Kulissenraum und die Garderoben vom Schreibzimmer und der Bibliothek trennte. Jetzt waren nur noch hundert Meter und fünf Wände zwischen ihm und dem Feuer. Es war still hier, trotz des Zugs durch die offenen Türen, und er roch noch keinen Rauch.

Die Otter riß eine Feueraxt vom Schott und schlug eine weitere Tür auf, die zum Gepäckfahrstuhl der ersten Klasse führte. Er klemmte die Klinge in die Spalte zwischen Tür und Verkleidung, hob dann den Handgriff an, bis das Schloß mit einem lauten Knacken nachgab und die Tür sich zu einem tiefen und schwarzen Schacht öffnete. Er nahm die Schweißhandschuhe aus Leder und Leinen aus seinem Gürtel, zog sie an und sprang in die Mitte des Fahrstuhlschachts.

Die Aufzugskabel fühlten sich hart und ölig an. Er ließ sich in die Dunkelheit hinunter, landete auf dem Dach des Gepäckfahrstuhls.

Die Kabine war leer, ohne Licht, die Tür offen. Die Otter schlüpfte durch die Öffnung, trat dann aus der Kabine und blickte sich um. Vor ihm lagen die Krankenabteilung und die Leichenkammer des Schiffs. Die Arbeit auf dem B-Deck wurde anderswo verrichtet, und er war noch allein.

Er fand den Fahrstuhllichtknopf, schloß die Tür, betätigte die Kontrolle. Der Fahrstuhl glitt lautlos hinunter. Wie alle mechanischen Einrichtungen auf der *Normandie* – Aufzüge, Deckwinden, Pumpen – war er so gut wie neu und sorgsam gepflegt.

Der Gepäckfahrstuhl hielt auf dem F-Deck, etwa in der Höhe der Wasserlinie und neun Meter oberhalb des Kesselraums. Die Otter war vom Anfang der Umbauten an an Bord gewesen und kannte sich gut aus. Der Bug lag sechzig Meter vor ihm; hier befanden sich die drei Frachtdecks für Gepäck, Automobile und Schiffsvorräte wie auch die Trinkwassertanks und der Ballast. Achtern von ihm lagen die vier Kesselräume.

Die Otter riß die restliche Deckenverkleidung des Fahrstuhls heraus und schaltete das Licht ab. Dreißig Meter

schachtaufwärts sah er ein Glühen, wo er die Fahrstuhltüren offen gelassen hatte. Der Schacht war klar. Er trat hinaus und suchte sich tastend seinen Weg durch den Gepäckraum. In dieser Tiefe des Schiffs fielen die Decks leicht vom Bug nach achtern ab. Er folgte der abschüssigen Bahn, schraubte noch rasch die Sicherungen im Fahrstuhlmaschinenraum heraus, legte den Aufzug lahm.

Hinter einer Tür lag eine Eisentreppe, die zwei Stock tiefer zu einer weiteren Tür führte. Während er sich hinunterschlich, zog er einen Handschuh aus und legte die bloße Hand an die wasserdichte Stahltür. Sie war kalt. Er stieß die Tür weit auf, rannte zwischen den hohen Boilern bis zur nächsten wasserdichten Tür, die in den zweiten Kesselraum führte. Auch hier war es kalt, der Raum leer, die neun Hauptkessel außer Betrieb. Aber als er die bloße Hand an die nächste wasserdichte Tür legte, fühlte sich der Stahl warm und lebendig an.

Dahinter lag der dritte Kesselraum, der als einziger in Betrieb war, während das Schiff am Dock lag. Vier zylindrische Kessel heizten mit voller Kraft, versorgten die *Normandie* mit Licht, Wärme, elektrischem Strom und Druck für die Löschpumpen. Er schaute auf seine Uhr: vier Minuten seit dem Ausbruch des Feuers.

Er sah die *Normandie* als ein langes Gewölbe, durchzogen von Hunderten Quergängen und tiefen senkrechten Schächten. Er hatte sich in ihre Tiefen gebohrt, um auf seinem Wege einen unbehinderten Durchzugskanal vom Promenadendeck bis zu den Kesselräumen zu hinterlassen – einen steilen, umgekehrten Schornstein. Diese warm unter seiner Hand vibrierende Tür war die letzte Schranke, die die Männer, die die *Normandie* mit Strom und Kraft versorgten, von dem erstickenden Qualm trennte.

»Stellt den Rauchabzug an!« rief ein Kesselbauer, als sich schwarze Qualmwolken über den Kesseln im Kesselraum Drei bildeten. Es war erst vierzehn Uhr dreißig, aber er hatte bereits einen verdammt schweren Tag hinter sich. Nicht etwa, weil die Franzosen schlechte Kessel bauten. Er hatte früher lange bei der Marine gedient und kannte sich in

allen Arten von Schiffen aus, von den mit Kohle betriebenen Vierschornstein-Zerstörern des Ersten Weltkriegs bis zu den neuesten Prince-Hochdruck-Turbinen mit Überhitzung auf den schnellen Leichten Kreuzern, und er wußte, daß diese Kessel zu den besten gehörten.

Der Ärger war nur, daß auf keiner dieser Anlagen ein Wort Englisch stand. Ventile, die jeder Idiot im Uhrzeigersinn drehen würde, gingen andersherum. Schalter knipsten verkehrt. Hebel saßen an den unmöglichsten Stellen. Verdampfer, Seewassererhitzer, Pumpen, Speisewassertanks, selbst die Horowitzschen Unterwasser-Müllejektoren, um nur einige zu nennen, befanden sich immer da, wo nur ein Franzose sie hinsetzen würde, und so endete die einfachste Arbeit in einem verrückten Blindekuhspiel, bei dem die Kesselleute stets die Verlierer waren.

»Stellt den Rauchabzug an!« brüllte er wieder, während sich bereits überall im Kesselraum lauter Protest erhob. Die schwarzen Wolken senkten sich von der Decke. Er fuhr sich mit der öligen Hand über die juckenden Augen, lief herum, suchte herauszufinden, woran die Störung lag. Andere taten das gleiche, hielten sich die Hände vor das Gesicht, schworen fluchend, es dem heimzuzahlen, der wieder einmal am falschen Schalter gedreht hatte.

Der Kesselmeister lauschte aufmerksam. Das Getöse der Kessel war ziemlich laut, nicht so laut allerdings wie das der ganz großen Boiler im Hauptraum, aber irgend etwas an dem Geräusch stimmte nicht ganz. Es war ihm, als habe er das Abschalten der Ventilationsanlage gehört. Welcher Schweinehund...? Der Qualm sammelte sich an der hohen Decke. Die oberen Teile der Kessel waren fast nicht mehr zu sehen, trotz der hellen Beleuchtung.

Ein Mann aus dem Maschinenraum rannte an ihm vorbei. Sie hatten es auch gehört. Die Lüftung funktionierte nicht mehr. Irgendwer hatte schon wieder mal Mist gebaut. Wie sollte man sich sonst diesen entsetzlichen Qualm erklären?

Das Telefon von der Kommandobrücke klingelte. Niemand nahm den Hörer ab, weil alle um die Kessel herumstanden und die Ursache der Störung zu finden suchten. Als der Qualm sie schließlich zurücktrieb, nahm ein Offizier des Kesselraums Vier den Anruf entgegen.

»Feuer auf dem Promenadendeck«, meldete er.

Ein Feuerwehrmann meldete, daß Kesselraum Zwei voller schwarzem Qualm stand und Kesselraum Eins wahrscheinlich auch. Der Qualm drang nun von überall in den Raum Drei ein. Der Offizier befahl, die Fremdbelüftung abzustellen, aber es war zu spät. Der Brandqualm wurde wahrscheinlich von der Luftzufuhr im Kesselraum angesaugt. Die Männer zogen ihre Hemden aus, tränkten sie in Wasser und banden sie sich über die Gesichter.

Der Feueralarm schrillte, hallte in den Stahlkammern wider. Eine wasserdichte Tür senkte sich knarrend.

Die Otter schlüpfte durch die sich verkleinernde Öffnung in einen Ventilatorenraum. Der Boden zitterte vom Röhren der Kessel unter ihm. Die mächtigen Lüftungsmotoren dröhnten. Fünfundzwanzig Meter weiter achtern war eine weitere wasserdichte Tür in halboffener Stellung von einem Haufen Holzgerüste blockiert.

Da er damit rechnete, daß die zuvorderst liegenden Motoren die Luft in die Kesselräume pumpten, ging er den dicken elektrischen Kabeln nach, bis er die entsprechenden Schalter fand, und drehte an ihnen, weil jetzt jede Veränderung die Lage nur noch schlimmer machen konnte.

Die Bretter und Holzpfosten, die die Tür achtern offen hielten, krachten und ächzten unter der schweren Last des Stahls und drohten zu zersplittern. Die Otter schlüpfte durch und erklimmte eine in das Schott geschweißte Leiter, die zu einem Mannloch führte. Er kletterte durch, wußte nicht genau, wo er war, fand es jedoch an der Zeit, das finstere Innere des Schiffs zu verlassen.

Er zählte hundert Schritt und kam an eine weitere Decks Luke. Kalte Luft wehte ihm entgegen. Er öffnete sie, steckte den Kopf heraus, sah Tageslicht weiter oben. Die Leiter erstreckte sich noch etwa fünfzehn Meter über ihm. Er stieg behutsam hinan, fühlte die eiskalten Sprossen durch die Schweißerhandschuhe. Weiter oben weiteten sich die Wände nach beiden Seiten aus. Er hatte den engen Schacht verlassen. Er stieg schneller, kam außer Atem, und als er endlich oben war, sah er seine schlimmste Befürchtung bestätigt.

Er saß in der Falle, ganz oben im blinden achtersten Schornstein, jenem riesigen Schacht, der den Elektromotorraum der *Normandie* belüftete, anstatt wie der mittlere und vordere Schornstein den Rauch aus den Kesselräumen nach oben abzuführen. Zu hoch, um von außen hinunterzuklettern, war das Innere des blinden Schornsteins von Lüftungskanälen durchzogen, die die Otter zum größten Teil gebrauchsunfähig gemacht hatte. Einige dieser Kanäle waren vielleicht gerade breit genug, um unterhalb des Feuers zu gelangen, und auch noch nicht vom Qualm des brennenden Salons blockiert...

Die *Normandie* lag tief unter ihm, ließ schwarzen und grauen Rauch aufsteigen, der über Brücke und Bug über den West Side Highway verwehte und sich am Horizont der Stadtsilhouette verlor. Feuerwehrwagen rasten durch die Zwölfte Avenue mit heulenden Sirenen heran. Auf dem Schiff drängten sich die Arbeiter massenweise über das Vordeck dem Bug zu. Er blickte nach Süden, über das Dach des Piers der French Line. Ein Feuerlöschboot kam flußaufwärts, wich Eisschollen und Eisenfährleichtern aus, ließ hohen Schaum in seinem Kielwasser aufquirlen.

Gates und zweihundert Mann auf der Backbordseite war der Fluchtweg über die Gangways durch Feuer und Rauch abgeschnitten, und er tastete sich taumelnd die Niedergänge hinunter, fast erstickend im beizenden Qualm. Um ihn herum stürzten Männer zu Boden, husteten und erbrachen sich. Ihre Schreckensschreie wirkten schlimmer auf ihn als die Finsternis und der beißende Rauchgeschmack.

Ein Elektriker fiel die Treppe hinunter und brach sich den Arm. Gates half ihm auf die Beine, legte ihm seine Jacke um die Schulter und führte ihn mit sich. Plötzlich erhellte Tageslicht den verqualmten Gang. Die Männer vor ihnen hatten eine Tür zum Vorderdeck gefunden. Sie rannten, so weit sie konnten, rannten bis an die Spitze des Bugs, wo sie sich zusammenkauerten, um sich vor dem kalten Wind zu schützen, und wenn der dicke Rauch zu ihnen wehte, husteten sie keuchend.

Gates zitterte vor Kälte. Die Temperatur schien gegen

minus siebzehn Grad gesunken zu sein, und der Wind wurde immer stärker. Als er an die Backbordseite trat, um dem Rauch zu entgehen und zu sehen, wie weit das Feuer vorgegangen war, bot sich ihm ein gespenstischer Anblick – ein Mann tauchte aus dem blinden Schornstein achtern auf.

Etwa zweihundert Meter war die winzige Gestalt auf dem Schornstein von ihm entfernt. Die behende Art, mit der er sich auf dem Rand bewegte, ließ eher auf Berechnung als auf Angst schließen. Und doch, falls er kein Tau hatte und das Feuer sich weiter ausbreitete, blieb ihm nichts anderes übrig, als in die finsternen Gänge und den giftigen Rauch zurückzukehren. Aber seltsamerweise sah der Mann da oben eher wie ein Beobachter als ein erschrockener Arbeiter aus, der von dem brennenden Schiff zu entkommen versuchte – eher wie ein Admiral, der von seinem Posten aus den Stand der Schlacht überprüft. Der Qualm stieg höher auf, und Gates verlor ihn aus den Augen.

Tief im Bauch des Schiffs, viele Decks vom Tageslicht entfernt, warteten die Heizer im Kesselraum auf Befehle von der Kommandobrücke. Der Brandgeruch war entsetzlich unterhalb der Wasseroberfläche, wo die Wände, Böden und Decken aus schwerem Stahl waren. Zweimal hatten sie auf der Brücke angerufen, und jedesmal hatte man ihnen gesagt, sie sollten weiterhin die Kessel auf Volldampf halten. Das Feuer, so versicherte man ihnen, sei viel zu weit entfernt, um sie zu gefährden. Aber der Qualm wurde immer dichter, drang ihnen erstickend in die Kehle, und kein Anruf kam.

Da dem Kesselmeister nicht einfiel, daß er das Recht jedes Zivilisten hatte, zu gehen wann er wollte, das Schiff zu verlassen und in der Morgenzeitung über den Brand zu lesen, begab er sich, als der Qualm so dicht wurde, daß er nichts mehr sehen konnte, zum Maschinenpersonal und den Feuerwehrleuten weiter unten auf dem Deck. Dort war die Luft noch etwas erträglicher. Eine neue Qualmwolke drang in den Kesselraum und hing wie eine schwarze Masse unter der Decke.

Endlich befahl der keuchende und hustende Ingenieur,

die Kessel abzustellen. Die Männer tasteten sich voran und drehten nacheinander die Ölzufuhrhähne ab. Als das letzte Feuer des letzten Kessels erlosch, befahl der Leutnant, den Kesselraum zu verlassen. Er stand am Fuß der Treppe und zählte die Männer, als sie den langen, steilen Weg nach oben in die Sicherheit antraten.

»Nehmt alle verfügbaren Stablampen mit.«

Gute Idee. Der Kesselmeister fand zwei. Die Kesselbrenner kühlten sich ab, der Dampfdruck verminderte sich, die Turbinen und Generatoren liefen langsamer. Nur noch ein paar Minuten, und dann würden die Pumpen aussetzen und das Licht verlöschen.

Die Otter klammerte sich an den Schornsteinrand. Aber er hatte es geschafft; schwerer Ölqualm drang aus dem Mittschiffsschornstein, zu dick, um von der normalen Kesselheizung zu kommen. Die Ingenieure mußten also die Boiler abgestellt und die Kesselräume evakuiert haben.

Er blickte sich nach einem Fluchtweg um, denn er mußte das brennende Schiff verlassen, bevor der Qualm überhandnahm. Die Vorderseite des blinden Schornsteins war leicht geneigt, aber ohne Seil konnte er nicht auf das fünfzehn Meter tiefer liegende Sonnendeck gelangen. Dann fiel ihm ein, daß ein Speisesaal der Ersten Klasse mit Klimaanlage zu den Neuerungen dieses Schiffs gehörte. Und das Luftkühlsystem verlief durch diesen Schornstein. Er könnte dem Klimaanlagegeschacht bis in den Speisesaal folgen, den Raum unterhalb des Brandes durchqueren und näher am Bug herauskommen.

Er blickte sich noch einmal um, stieg dann wieder die Leiter in das Schiff hinab. Er fand eine waagrechte Schachtoffnung, tastete sich hinein, versicherte sich, daß er mit seinen breiten Schultern durchkam, als beizender Qualm die Leiter hinaufstieg, dicht und blendend und würgend.

Das Löschboot *James Duane* der New Yorker Feuerwehr machte eine scharfe Wendung und holte schwer über, als es mit hoher Geschwindigkeit in das Treibeis fuhr. Es durch-

brach die brüchigen Schollen und nahm Kurs auf einen Versorgungsleichter, der neben einer der offenen Ladeporten der *Normandie* festgemacht hatte. Die Besatzung des Löschboots – mit Handschuhen und Kapuzen als Kälteschutz – hielt bereits die Hochdruckschläuche bereit. Als die Pumpen in Betrieb gesetzt wurden, schossen fünf dicke weiße Wasserstrahlen über den hohen Rumpf der *Normandie*. Sie waren zwischen die Mittschiffs- und Achternschornsteine gezielt, wo der Qualm am dichtesten schien.

Das Löschboot ließ die Motoren im Vorwärtsgang laufen, um den Rückschlag der Wasserkanonен auszugleichen, während die Männer die Schläuche von Seite zu Seite schwenkten und einen Zugang zu dem innerhalb des Stahlbaus wütenden Feuer suchten. Weiße Dampfwolken schossen auf, wo das eisige Löschwasser auf heißen Stahl prasselte, und der schwarze Qualm verfärbte sich in ein schmutziges Grau. Dann traf das Wasser die übermalten Scheiben des Promenadendecks, und das fast geschmolzene Glas zersplitterte. Qualm drang aus den eingeschlagenen Scheiben, gefolgt von Flammen, die man jetzt zum ersten Mal sah und die unter dem Qualm unheilvoll rot hervorloderten. Die *James Duane* schoß tonnenweise Wasser durch die gähnen-den Öffnungen, die sie an der Flanke der *Normandie* aufgebrochen hatte.

»Schiff verlassen! Schiff verlassen!«

Der Warnruf donnerte plötzlich aus den Alarmlautsprechern überall auf der *Normandie*. Auf den Promenaden- und Sonnendecks oder in den Kesselräumen hatten es alle längst begriffen. Die Flammen trieben die Feuerwehreute der Navy und der Küstenwache zum Bug zurück, als die Schläuche infolge des ersterbenden Wasserdrucks schlaff wurden. Auf den Decks, die dem Brandherd am nächsten lagen – das Oberdeck und das A-Deck unmittelbar unter dem Promenadendeck –, bestätigte der Alarm nur die bereits gehegte Befürchtung, daß der brandige Geruch Gefahr bedeutete. Für die meisten der dreitausend Arbeiter und Matrosen unter den Decks jedoch schien der Warnruf aus den Lautsprechern nur wieder irgendein verdammter Befehl für eine Bereitschaftsübung zu sein.

»Schiff verlassen! Schiff verlassen!«

Sie drängten sich in den Gängen und Treppenschächten. Wer in der Nähe der Gangways war, eilte geradewegs auf sie zu, aber die meisten, tief im Innern des Schiffs, versuchten sich zuerst zu erinnern, wie sie hierhergekommen waren, und irrten umher, als der Qualm bereits durch die langen Gänge drang und die Lichter zu verlöschen begannen.

»*Schiff verlassen! Schiff verlassen!*«

Draußen dröhnte die Stimme eintönig, unverändert, wieder und wieder, hallte in dem langen und engen Raum zwischen dem durch Rauchschwaden verhüllten Schiff und den hohen Mauern des Piergebäudes der French Line. Feuerwehrawagen fuhren dröhnend in das Gebäude hinein, Schläuche wurden aufgerollt, an die Hydranten angeschlossen, auf die Gangways gerichtet, wo sich die fliehenden Arbeiter drängten, hustend, würgend, sich erbrechend, verwirrt und in panischer Angst.

Die Feuerwehrleute fielen zurück, ließen die Gangways frei, bis die erste Welle der Flüchtenden verebbt war. Als dann nur noch einzelne von weiter unten herauskamen, rückten die Feuerwehrleute wieder vor, kletterten mit ihren Gummimänteln, hohen Stiefeln und Helmen die steilen Gangways empor. Sie schleppten ihre langen Schläuche dem Feuer mit jener absichtlichen und täuschenden Langsamkeit entgegen, die auf lange Erfahrung schließen ließ, denn in einem solchen Fall ist Schnelligkeit weniger wichtig als gutes taktisches Vorgehen. Als sie die Flammen unter dem dichten Qualm sichteten, setzten sie die Hochdruckpumpen auf dem Pier in Betrieb, die Schläuche füllten sich, wurden prall und schleuderten Tonnen von Wasser in den Brand.

»*Schiff verlassen! Schiff verlassen!*«

Gates lehnte sich über das Schanzkleid und blickte hinunter. Zwanzig Meter unter ihm trieb die Strömung immer mehr Treibeis gegen den Rumpf der *Normandie*. Das bedeutete Ebbestrom. Er blickte landwärts.

Löschwagen ratterten die Zwölfte Avenue hinauf, bogen in die Achtundvierzigste Straße ein, Sirenen heulten auf dem Highway und dem Pier. Die Feuerwehr mußte an drei oder vier Stellen Alarm gegeben haben. Krankenwagen fuhren mit schrillum Klingeln unten am Schiff vor. Die

Polizei mußte eine neugierige Menschenmenge zurückdrängen, die sich trotz der Kälte auf der Zwölften Avenue angesammelt hatte. Der Verkehr auf dem West Side Highway war gesperrt. Die Hochbrücke lag dem Bug der *Normandie* so nahe, daß Gates die Gesichter der Autofahrer sehen konnte, die ihre Wagen angehalten hatten, um sich das Schauspiel anzusehen. Hinter dem Highway hatte der Qualm sich wie ein schwarzes Laken über Manhattan gesenkt. Die vertrauten Umrisse der General Electric-, Empire State- und Chrysler-Gebäude waren verschwunden, selbst der riesige McGraw-Hill-Wolkenkratzer im Vordergrund wirkte verschwommen.

Ein langer Sattelschlepper mit einer Rettungsleiter schlängelte sich durch die Pumpen hindurch, parkte direkt vor der *Normandie* und begann langsam, eine Ausziehleiter auf die Bugspitze zu richten. Die Leiter schlug wild herum, schwenkte und schwankte, bis sie schließlich ihr Ziel erreichte. Sie wurde sofort befestigt, und dann kletterten die Männer nacheinander herab, führten oder trugen die Verwundeten, während die anderen warteten, bis sie an der Reihe waren.

Der Qualm wurde dichter. Jetzt kam er auch aus dem blinden Schornstein, und es sah aus, als ob das Schiff in voller Fahrt über den Ozean dampfte. Gates hatte es bemerkt. Es bedeutete, daß der Brand sich sowohl nach achtern als zum Heck ausbreitete, trotz aller Bemühungen der beiden Feuerlöschboote und der Spritzenmannschaften auf dem Pier.

»Schiff verlassen! Schiff verlassen!«

Ein drittes Feuerlöschboot kam heran. Gates erkannte die ganz neue *Fire Fighter*, das größte Löschboot der Welt mit einer Spritzkapazität von sechzigtausend Litern pro Minute. Ihre hohen, dicken Wasserstrahlen schlugen förmlich in den Qualm ein, der sich einen Augenblick zurückziehen schien, aber gleich darauf fachte eine starke Windbö das Feuer wieder zu voller Kraft an. Sie wehte auch das Spritzwasser über Deck, Gates wurde bis auf die Haut durchnäßt und glaubte, auf der Stelle zu erfrieren. Als er vor einem zweiten Windstoß auswich, sah er das Wasser über das hölzerne Deck nach Backbord fließen. In Sekundenschnelle erstarrte es zu Eis.

Er fühlte eine Kälte, die nicht vom Wind kam. Das Wasser floß infolge einer Neigung. Die *Normandie*, vom Ebbestrom getrieben, neigte sich bereits leicht nach Backbord, während die Feuerlöschboote und die Motorpumpen auf dem Pier mit Vollkraft die Decks überschwemmten. Nun war es Zeit für ihn, das brennende Schiff zu verlassen.

Gates war im Begriff, zur Ausziehleiter zu gehen, zitterte vor Kälte und Angst, rannte dann aber zum Feuer zurück.

Die Otter hatte das gleichzeitige Aussetzen aller Ventilatoren gehört, als der Strom ausging, aber er war zu tief im Schiffsrumpf, um den Räumungsbefehl der Lautsprecher zu hören. Würgend, hustend, in einen verqualmten Horizontalschacht gezwängt, der kaum breit genug für seine Schultern war, kroch er langsam im immer trüberen Licht seiner Taschenlampe voran. Er war fast sicher, sterben zu müssen – aber er verspürte auch ein Triumphgefühl.

Die schweigenden Ventilatoren bestätigten ihm, daß der von ihm in die Kesselräume geleitete Qualm das Kesselpersonal vertrieben hatte. Die *Normandie* war endgültig dem Feuer preisgegeben. Er hatte seine Arbeit getan. Den Rest besorgte jetzt die New Yorker Feuerwehr, indem sie das Schiff mit ihrem Löschwasser volllaufen ließ.

Er sah nichts mehr, kroch jedoch immer weiter, hoffte. Es war stockfinster. Der Qualm war so stark, daß seine Lampe ihm nichts mehr nützte. Er hustete jetzt ständig. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt, und seine Lungen brannten.

Ein schrecklicher Schmerz traf ihn hinten in der Mundhöhle, und die Luft, die er zu atmen versuchte, wurde plötzlich kalt. Durchzug. Das Feuer saugte reine Luft durch den Schacht. Er schluckte sie gierig, und als sein Denken wieder klarer wurde, sah er, daß er sich über einer Deckenluftklappe befand.

Er leuchtete mit seiner Lampe durch das Gitter der Luftklappe und sah einen größeren Raum, der wahrscheinlich zu einer Suite der Ersten Klasse gehörte, mit einem Bett direkt unter ihm, die Matratze zurückgeschlagen, die Metallfederung sichtbar. Die Klappe ließ sich leicht von oben öffnen.

Er zwängte die Schultern durch das Loch und fiel auf das Bett, wo er sich einen Augenblick ausstreckte und reine Luft einatmete. Dann stand er auf, tastete in die Dunkelheit, fand eine Tür, öffnete sie, trat in einen pechschwarzen Korridor voller Rauch und Abgase.

Der Rauch wehte nach rechts, wie von einem starken Durchzug angezogen. Die Otter zögerte, erkannte die Bedeutung dieses Durchzugs, wurde sich darüber klar, wie sehr der Aufenthalt im Schacht sein Denken beeinträchtigt hatte, und schwor sich, einen solchen Fehler nicht noch einmal zu machen. Er hatte noch viel zu tun.

Steven Gates rannte vom Oberdeck zum Promenadendeck zurück auf der Spur seines Fluchtwegs von der Backbordseite. Dabei platschte er durch Wasser, das wie ein Sturzbach die Treppen hinunterströmte. Er watete fußtief auf dem Promenadendeck, hatte kein Gefühl mehr unterhalb der Knöchel, benetzte sein Taschentuch und preßte es sich ans Gesicht. Es war so kalt, daß es auf der Haut brannte, aber alles war besser als der erstickende Rauch, der hier so dicht und ölig wurde, daß Gates kaum noch die Flammen in den Salons sehen konnte.

Das geschlossene Promenadendeck zwischen den Salons und den Außenbordfenstern glich einem Kanal. In der Hitze waren die Scheiben aufgesprungen. Die Löschboote schossen Wasser hinein, aber die Öffnungen lagen zu hoch, und es gab keine Abflußmöglichkeit.

Alle neun oder zehn Meter unterbrach eine wasserdichte Einbootungstür an den Rettungsbooten die lange Reihe der Fenster. Gates schraubte ihre Schlösser los und stieß sie auf, um das Wasser ablaufen zu lassen. Im Schiffsinneren tobten die Flammen, hatten von der großen Halle, dem großen Salon und dem *Fumoir* vollständig Besitz ergriffen, aber der starke Nordwestwind trieb den Qualm in die Flammen hinein, von Gates fort. Gelegentlich gab ihm der aufwirbelnde Qualm einen kurzen Blick frei, und er sah die Männer der städtischen Feuerwehr, die mit ihren Schläuchen gegen die Flammen ankämpften.

Gates setzte seinen Weg nach achtern fort, atmete durch

sein Taschentuch, wollte es wieder benetzen, als eine plötzliche Hitzewelle ihm entgegenschlug und er sich umdrehen mußte, bis der Wind ihn wieder schützte. Er öffnete sechs Türen und mühte sich mit den festgefrorenen Schrauben der siebenten ab, als von der stärksten Löschkanone der *Fire Fighter* ein stahlharter Wasserstrahl durch das nächste Fenster geschossen wurde, der ihn fünf Meter über das Promenadendeck an ein heißes Stahlschott schleuderte. Er fühlte einen stechenden Schmerz und sackte im eiskalten Wasser zusammen.

Die Kälte betäubte seine verbrannte Wange, er rappelte sich auf und wandte sich wieder den wasserdichten Türen zu. Es gelang ihm, zehn von ihnen zu öffnen. Die restlichen beiden widerstanden all seinen Bemühungen. Er lehnte sich erschöpft an das Außenschott, wo ihn der vernichtende Wasserstrahl des Löschboots nicht treffen konnte, und versuchte sich zu erinnern, wo es sonst noch auf dieser Schiffsseite Öffnungen gab. Er riskierte einen raschen Blick nach draußen und wurde für seine Mühe von einem stechenden Wasserstrahl mitten ins Gesicht belohnt.

Die Löschboote hatten insgesamt fünfzehn Löschkanonen voll in Einsatz, und einige mit Löschkanonen ausgerüstete private Schlepper hatten sich ihnen angeschlossen, um das Feuer im New Yorker Hafen zu bekämpfen. Das Wasser überschwemmte das Promenadendeck viel rascher, als es durch die von Gates geöffneten Türen abfließen konnte. Angesichts des massiven Einsatzes der Feuerwehr auf der Pierseite mußte die *Normandie* auf den oberen Decks viele tausend Hektoliter Wasser aufgenommen haben, wovon nur sehr wenig abfließen konnte.

Er mußte weitere Luken und Pforten öffnen, um Abflußmöglichkeiten zu schaffen. Zu große Mengen nicht abfließenden Löschwassers konnten sie zum Sinken bringen, wie es 1939 mit der *Paris* in Le Havre geschehen war. Aber das wußte hier niemand. Die Männer waren nicht lange genug an Bord gewesen, um das zu verstehen. Wie viele Amerikaner hatten überhaupt eine Ahnung von solchen Dingen? Er fühlte eine plötzliche Wut. Wo, zum Teufel, war die Navy?

Die *Normandie* hatte ein hochentwickeltes Trimm tanksystem, um Schlagseiten auszugleichen, aber wer außer ihrer

französischen Besatzung – die längst heimgekehrt war oder in den Restaurants von New York arbeitete – wäre in der Lage gewesen, das Trimmsystem von den finsternen und verlassenen Maschinenräumen aus zu bedienen? Daß ein so schönes Schiff in so stümperhaften Händen war, brachte ihn noch mehr in Wut.

Er machte sich wieder auf den Weg, duckte sich unter den Strahlen der Löschboote vorbei. Eine Stichflamme schoß aus dem brennenden Salon und prallte an das Schott, an das er sich eben noch gelehnt hatte. Gates duckte sich, rannte, versuchte sich zu erinnern, wo die Pforten lagen ... aber sie waren nicht regelmäßig verteilt, sondern befanden sich überall da, wo sie für die Bedienung des Schiffes gebraucht wurden.

Die Otter trat durch eine Schotttür in Wasser. Es war eiskalt und stand fast so hoch wie die überhöhte Schwelle. Er tunkte seinen Handschuh ein und kostete es. Salz. Und faulig. Backbordseite. Die Löschboote pumpen Hafenwasser. Das Löschwasser aus den Hydranten auf der Steuerbordseite der *Normandie* würde frisch geschmeckt haben.

Zitternd und hustend watete er weiter. Er tastete sich an der Wand entlang, fand Türen in regelmäßigen Abständen, fragte sich, auf welchem Deck er war. Seine Füße waren vor Kälte gefühllos. Der Gang endete in einer Querverbindung, und er wandte sich wieder dem Rauch zu.

Die Hitze trocknete sein Haar in Sekunden. Die Farbe an den Wänden platzte unter der brennenden Decke ab. Dunkle Rinnsale flossen an der Wand herab wie geschmolzene Schokolade. Die Otter kniete und legte sich ins Wasser. Von Kopf bis Fuß durchnäßt, nahm er einen tiefen Atemzug und rannte den Flammen entgegen. Als er den Schmerz nicht mehr aushielt, bedeckte er sich das Gesicht und rannte blind. Er fühlte, daß sein Haar brannte, und warf sich wieder ins kalte Wasser. Vor ihm stand die Decke in Flammen, aber vier Meter dahinter war eine offene Tür. Auf sie rannte er zu, sprang über die Schwelle und landete auf einem Holzdeck, weit achtern auf dem Promenadendeck der Touristenklasse, ein Stockwerk unter dem Hauptpromenadendeck.

Das Wasser der Löschboote spritzte über die Reling, wurde auf das nächste Deck gerichtet. Er blickte sich um. Die gleichen dunklen Rinnsale, die er vorhin bemerkt hatte, zischten und dampften wie die Lava eines Vulkans, wenn sie mit dem Wasser in Berührung kamen. Er starrte sie an, und während er verschnaufte, überlegte er, was es wohl sein könnte. Dann begriff er. Es war das Blei der elektrischen Leitungen, das in der Hitze zerschmolz. Er verfolgte eines der Rinnsale und sah, wie es sich im Wasser sofort verhärtete und ein Abflußrohr verstopfte.

Ausgezeichnet.

Das Wasser im Gang schwappte bereits über die überhöhten Türschwellen. In einigen Minuten würde die Überschwemmung sich über das ganze Deck ausbreiten und sich ganz harmlos auf der Backbordseite ansammeln. Die Otter lehnte sich mit seinem ganzen Gewicht gegen die wasserdichte Tür, verschloß sie und schraubte sie zu.

Steven Gates öffnete zwei riesige Luken auf dem A-Deck und eine auf dem B-Deck, aber das Feuer war durch den offenen Raum oberhalb des Speisesaals der Ersten Klasse zum C-Deck durchgebrochen, und als er versuchte, an die Luken und Türen des C-Decks zu gelangen, versperrte ihm das Feuer den Weg, und die Hitze trieb ihn auf das Vorderdeck. Zweimal war er ins Wasser getaucht, hatte sich die Jacke vor das Gesicht gehalten, aber es war hoffnungslos. Er zog sich bis zum Bug zurück, wo die letzten Arbeiter die Rettungsleiter zur Zwölften Avenue hinabstiegen, und blickte zurück.

Die Kommandobrücke brannte. Flammen schossen aus den zerbrochenen Fenstern, Rauch stieg von den Boots- und Sonnendecks auf und wehte über das Vordeck. Die Löschboote auf der Backbordseite pumpeten immer mehr Wasser in die *Normandie*, und Gates fragte sich, wieviel es noch brauchte, bis das Feuer unter Kontrolle war.

Er und ein Signalgast der Marine waren die letzten auf dem Bug. Der Signalgast hockte auf der Schiffswand neben der Leiter und tauschte mit einem Matrosen an Land Winksignale aus. Er wies mit seinen Flaggen auf die Leiter. Gates

war so benommen vor Kälte, Schmerz und Schock, daß er kaum noch klar reden konnte.

»Gehen Sie, Matrose. Sie haben Ihre Pflicht getan.«

Der Matrose funkelte ihn streng an und redete auch Unsinn, tapferen Unsinn: »Ich bin Signalgast zweiter Klasse Corson, Sir, und ich bin der letzte Angehörige der Marine an Bord. Daher führe ich hier den Befehl. Verlassen Sie mein Schiff.«

Gates schüttelte den Kopf, kletterte über die Schiffswand und stieg die schmale, schwankende Leiter hinunter. Ein großer Lärm schlug ihm von unten entgegen – das Rattern der Löschpumpen, neu ankommende Fahrzeuge, Motorräder, schrill klingelnde Krankenwagen, Sirenen der Polizeistreifen und die Rufe der Polizisten, Feuerwehrleute und Hunderter Freiwilliger des Zivilschutzes mit weißen Helmen.

Zwei Feuerwehrmänner halfen Gates am Fuße der Leiter.

»Sie sollten sich die Brandwunden lieber im Krankenhaus verbinden lassen, Mister.«

»Wo ist die Befehlsstelle der Navy?«

»Keine Ahnung.«

Sie schleppten einen Schlauch zur Leiter und stiegen eilends die Sprossen empor. Gates wandte sich ab, als weitere Feuerwehrleute den ersten beiden mit einem zweiten Schlauch folgten. Er blickte sich nach einem Weg aus dem Gewirr von Lastwagen und Schläuchen um, aber bevor er ihn gefunden hatte, versetzte ihm der Anblick der *Normandie* den letzten Rest.

Sie neigte sich immer stärker auf die Backbordseite. Sie sah aus, als habe sie in einem raschen Zickzackkurs eine zu schnelle Kursänderung gemacht. Und Gates wußte, daß sie immer mehr Schlagseite bekam, solange man sie mit Wasser vollpumpte.

Die Löschboote konzentrierten sich jetzt wahrscheinlich auf das Heck, nahm er an, weil die Schläuche von der Landseite aus nicht so weit nach achtern reichten. Drei Ladeporten ganz unten auf dem D-Deck waren offen, und die Wasserlinie stieg immer höher, während sie sich neigte. Gates fragte sich, wie viele automatische wasserdichte Tü-

ren sich bei dem Alarm geschlossen hatten und jetzt das Löschwasser nicht mehr durchließen. Von dort, wo er stand, konnte er nur eine der von ihm geöffneten Türen, Pforten und Durchtritte sehen. Die Navy mußte unbedingt die Ladepforten des D-Decks schließen... Sie waren zu dicht am Wasser.

Über ihm kreisten zwei kleine Flugzeuge am grauen, rauchigen Himmel. Fotoreporter, nahm Gates an. Er sah auch viele Reporter unter den Feuerwehrleuten, die ihre Blitzlichter auf Polizisten, Krankenwagen, Löschwagen, verletzte Arbeiter und aufgeregte Marinebeamten schossen. Ein Team der *Movie Tone* arbeitete sich durch das Chaos mit einer tragbaren Filmkamera auf einem leichten hölzernen Stativ. Auch ein Wagen der *British Broadcasting Corporation* war da, und Gates dachte unwillkürlich an Cordi Grey.

Auf der Zwölften Avenue war der Verkehr in beiden Richtungen gesperrt, und die Polizei hatte alle Schwierigkeiten, die Ambulanzwagen durch die Zuschauermenge zu schleusen. Neugierige und Freiwillige des Zivilschutzes tauschten laut Gerüchte aus. Oft wiederholt wurde die Befürchtung, daß immer noch Hunderte von Arbeitern im brennenden Schiff eingeschlossen waren.

»He, Kumpel! Was machen Sie da? Da können Sie nicht durch!«

Der Werkmeister des Kesselraums hatte sich irgendwie von seinen Leuten getrennt. Und jetzt wanderte er verloren durch die leeren, finsternen, verqualmten Gänge und suchte nach einem Weg aus dem brennenden Schiff. Die Decks waren überschwemmt und seine Füße erfroren. In einem Augenblick der Panik glaubte er zu versinken, bis er feststellte, daß es nur Löschwasser war.

Dann hatte er Glück und fand einen Korridor, an den er sich zu erinnern glaubte. Er ging voran, hielt Ausschau nach einem Durchgang, der zu einer Gangway führte, und dabei leuchtete er mit seiner Taschenlampe die Verbindungsgänge und Räumlichkeiten ab, für den Fall, daß jemand verwundet war oder sich verlaufen hatte. So sah er den Mann am

Ende eines Seitenflurs, der sich gerade anschickte, durch eine offene Ladepforte zu steigen. Aber es wäre doch ein Wahnsinn gewesen, von hier abzuspringen.

Er rief, aber der Mann hörte ihn nicht. Er rannte auf ihn zu, wollte den armen Kerl retten, bevor er hinausfiel. Verdammt noch mal, jetzt zog der Mann die Tür zu. Es war eine Doppeltür. Als der Werkmeister sich ihm näherte, hatte er die erste halb verriegelt. Ein kräftiger Bursche. Gegen all das herausströmende Wasser mußte er ganz schön zugepackt haben. Total verrückt – er schraubte die Verschlüsse fest.

Eine Sekunde lang fragte sich der Werkmeister, was er tun sollte. Er mußte nicht nur diesen Verrückten beruhigen, sondern sich auch noch die Zeit nehmen, die Tür wieder zu öffnen, um das Wasser herauszulassen. Denn das Schiff neigte sich bereits gefährlich.

»He da, Kumpel, weg von da!«

Das hatte gewirkt. Der Kerl sprang auf, war viel größer, als er in Duckstellung ausgesehen hatte.

»Immer mit der Ruhe, Freundchen. Ich weiß, wie man hier rauskommt. Kommen Sie mit. Schauen Sie, ich habe eine Lampe.« Er winkte beruhigend mit seiner Stablampe. »Machen wir das Ding wieder auf, um das Wasser durchzulassen, und dann gehen wir gleich.«

Der Kerl stand einfach da.

Der Werkmeister sagte sich, er selbst wäre vielleicht auch von all dem Rauch verrückt geworden, wenn er nicht einen großen Teil seines Lebens in Heizräumen verbracht hätte.

»Nun kommen Sie schon«, sagte er mit sanfter Stimme und bot ihm die Hand.

Komisch. Von nahem, im Lichte der Taschenlampe, sah der Kerl gar nicht verrückt oder verängstigt aus. Und seine Augen waren so kalt wie die eines Bullen, der einen Penner von einer Parkbank verjagt. Der Werkmeister hatte plötzlich das Gefühl, einen Fehler gemacht zu haben. Und gleich darauf wußte er es. Der Kerl packte ihn mit stahlharten Armen, drückte ihm die Luft aus den Lungen, hob ihn auf und trug ihn zu einem tiefen Schacht, in dessen Grund das Löschwasser wie in einem Gully sprudelte.

Die Otter kletterte der Leiche im Schacht nach, zog sie wieder aufs Deck herauf, wo er sich im Licht seiner Taschenlampe überzeugte, daß der Mann wirklich tot war. Er hatte sich beim Sturz den Schädel gebrochen und war der erste sogenannte unschuldige Amerikaner, den er seit dem Krieg umgebracht hatte. Bisher waren seine Opfer in New York Bundisten und Sinn Feiner gewesen, deren Inkompetenz, Eitelkeit oder Dummheit seine Lage gefährdet hatten. Natürlich gab es in einem Krieg keine Unschuldigen. Nur Feinde.

Er nahm die Leiche auf die Schulter und brachte sie an einen Ort, wo sie nicht auffallen würde – einen schwarzge-
rußten Treppenschacht, der zu einem in der Hitze explodierten Bunker führte. Dort hinein ließ er sie fallen, damit man annehmen konnte, die Explosion habe den Mann heruntergerissen. Jetzt hoffte er, das Promenadendeck zu finden, denn dort mußten Feuerwehrleute sein, und an ihren Schläuchen konnte er sich orientieren, um vom Schiff zu kommen. Auf dem B-Deck sah er noch eine offene Luke. Er nahm sich die Zeit, sie zu schließen und festzuschrauben.

Auf dem Promenadendeck der Backbordseite waren keine Feuerwehrleute. Vor ihm blockierten die Flammen den Zugang zu den Querkorridoren. Achtern war der Fluchtweg durch die Hochdruckstrahlen der Löschboote versperrt. Er kletterte aus einem zerbrochenen Fenster zwischen den Wasserstrahlen und den Flammen und blickte hinunter. Überall Löschboote und Treibeis. Er erwog einen Absprung.

Die Menschenmenge brach plötzlich in Jubelgeschrei aus. Zwei Mann ließen sich am Rumpf der *Normandie* in einem der Rettungsboote herab. Gates sah ihnen zu, hielt den Atem an, betete, daß die Flammen sie nicht erreichten. Sie landeten im Treibeis und ruderten dem Ufer zu. Während man sich drängte, um ihnen auf den Pier zu helfen, sprang ein dritter Mann aus einem eingeschlagenen Promenadendeckfenster aus achtzehn Meter Höhe herunter. Ein Schleppdampfer fuhr auf ihn zu, und die Menge

jubelte wieder, als die Crew ihn aus dem eiskalten Wasser fischte.

Gates warf noch einen Blick auf das sich immer bedenklicher neigende Schiff, und dann mischte er sich unter die Menge. Er glitt auf Eispfützen aus, stolperte über Schläuche und Pflastersteine und schleppte sich zum Pier. Die Navy mußte dort oder in der Nähe eine Befehlsstelle haben, wo er über den Wasserstand auf dem C-Deck berichten konnte.

Ein bulliger Freiwilliger des Zivilschutzes in einem glänzenden neuen Gummimantel stellte sich Gates in den Weg und wollte wissen, was Gates ohne Ausweis hinter dem Polizeikordon zu suchen habe. Bevor Gates antworten konnte, warf ihm ein zweiter Freiwilliger eine Decke über die Schulter und rief seinem Kollegen über das Dröhnen der Löschpumpen zu, daß er Gates gesehen hatte, als dieser die Leiter vom Schiff heruntergekommen war.

»Er muß aber einen Ausweis haben...«

»Halt doch das Maul, du Idiot.«

Ein hübsches Mädchen mit einem Cape des Roten Kreuzes drückte Gates einen Becher mit Kaffee in die verbrannten Hände. Es tat so weh, daß er ihn beinahe fallen ließ. Sie fing den Becher noch rechtzeitig auf, der Kaffee spritzte auf ihre Handschuhe, und sie hielt ihm das heiße, süße Getränk an die Lippen. Sie hatte große und vor Erregung leuchtende Augen. Gates murmelte ihr Dank zu und ging weiter.

Krankenwagen fuhren klingelnd hin und her, luden Tra-gen auf, brachten Ärzte und Krankenschwestern aus dem Roosevelt- und St. Clare's-Spital. Verstörte Arbeiter und Feuerwehrleute warteten zu Hunderten auf Erste Hilfe, in Militärdecken gehüllt, hustend und schwarzen Schleim spuckend. Wer es konnte, griff nach einem Pappbecher mit heißem Kaffee oder kaute an Krapfen und Keksen, die die Freiwilligen herumreichten.

Verwirrt vom Lärm der Pumpen schlug Gates den falschen Weg um die Lösch- und Krankenwagen ein und fand sich wieder am Fuß der großen Leiter, von wo er gekommen war. Die *Normandie* neigte sich bereits in einem Winkel von fünfzehn Grad – ein schrecklicher Winkel, wie ein böser Traum.

Gates stellte seinen Becher ab und kletterte auf einen Löschwagen, um über die Menge zu sehen. In der Nähe des Piers sah er eine Gruppe mit Militärmützen, sprang herunter, lief auf sie zu, rutschte auf dem Eis, stieß mit Polizisten und Feuerwehrleuten zusammen, fragte nach dem Weg zur Befehlsstelle der Marine.

Einige versuchten, ihn aufzuhalten, aber er kämpfte sich frei, verlor seine Decke, rannte weiter, schlug der Länge nach auf dem gefrorenen Pflaster hin. Er rappelte sich wieder auf die Beine, setzte zu einem neuen Sprint an, als er Charlie Collins ein paar Meter vor sich sah, in gebückter Stellung, sich erbrechend. Trotz seiner stark blutenden Wunde auf der Stirn und seines Hustens, der ihm den Atem nahm, wies Charlie die angebotene Hilfe eines Sanitäters ab.

»Ich bin in Ordnung... nur ein bißchen Rauch. Kümmeren Sie sich lieber um die Leute mit den Brandwunden.« Er wischte sich den Mund und sah Gates auf sich zu wanken. »He, Kleiner. Du bist ja ganz naß.«

Seine Kleidung war ebenso naß und froststeif wie die von Gates. Ein Fotoreporter des *Daily Mirror* machte eine Aufnahme von den Ambulanzgehilfen, die Charlie am Ärmel zogen. Er schüttelte sie ab.

»Warum eine Ambulanz verschwenden?« Er legte Gates seinen freien Arm um die Schulter. »Komm, Junge. Wir nehmen ein Taxi zum Roosevelt-Krankenhaus.« Er wandte sich von der *Normandie* ab, zerrte Gates mit sich.

»Laß mich los«, brüllte Gates. »Wo ist die Befehlsstelle der Navy?«

»Longchamps. Vierunddreißigste und Fünfte Avenue.«

»Laß mich gehen, Charlie. Ich muß zu ihnen.«

»Da drüben stehen ein paar Marineoffiziere.«

Einige offiziell aussehende schwarze Wagen parkten neben einer Gruppe von Offizieren in Wintermänteln auf dem Betonplatz am Bug der *Normandie*.

»Junge, Junge, jetzt weiß ich, was in Pearl Harbor schief-

gegangen ist. Diese Spatzenhirne! Komm, du siehst entsetzlich aus, wir gehen erst mal ins Krankenhaus.«

Gates riß sich los und rannte auf den Betonplatz zu.

Ein Leutnant hielt ihn bei den Wagen an. Gates erklärte ihm, wer er war und was er auf dem Schiff gesehen hatte. Der Leutnant bat ihn zu warten, bis er seine Vorgesetzten informiert habe.

Die Menge schien aufzustöhnen. Das Feuer ließ den grauen Anstrich des Mittschiffsschornsteins abschmelzen. Das leise, fast stechende Geräusch schien einen Augenblick lang das Dröhnen der Pumpen, die Piffe der Schleppdampfer, die Sirenen und die Flugzeuge zum Schweigen gebracht zu haben. Polizisten, Feuerwehrleute, Freiwillige, verstörte und verwundete Arbeiter, verblüffte Matrosen und Tausende von Zuschauern starrten wie gebannt, als die neue Farbe abflockte und den alten Anstrich der Schornsteine der *Normandie* wieder zum Vorschein brachte – das stolze Rot und Schwarz, welches den New Yorkern jedesmal, wenn das Schiff den Hudson heraufkam, verkündete, daß ein alter Freund in die Stadt zurückgekehrt war.

»Mr. Gates.«

Der Leutnant bat Gates, ihm zum Festmacheplatz zu folgen. Er stellte ihn einem Kapitän zur See vor, dessen Augen sich wie ein Pendel vom Schiff zu den Löschbooten bewegten.

»Was wünschen Sie, Mr. Gates?«

»Ich vertrete die Firma Prince und Gates. Ich komme gerade von Ihrem Schiff. Auf der Backbordseite des C-Decks steht das Wasser einen Meter hoch. Vordern auf dem C-Deck sind zwei Ladeluken – die Einstiegsporte der Ersten Klasse und die der Passagiere von Plymouth –, die beide geschlossen sind. Ich konnte nicht zu ihnen gelangen... wegen der Hitze. Ich schlage vor, sie von außen aufzubrennen.«

Die Augen des Kapitäns pendelten von den Löschbooten zum Bug und dann zu Gates. »Es ist nichts mehr zu machen.«

Gates glaubte, nicht recht gehört zu haben. Er wartete auf eine Erklärung, aber der Kapitän hatte sich wieder dem Wasser zugewandt.

»Herr Kapitän, wir *müssen* das Wasser abfließen lassen.«

Der Kapitän antwortete, ohne sich umzudrehen. »Wir sind der Gnade der städtischen Feuerwehr ausgesetzt.«

»Wenn Sie das C-Deck nicht lenzen lassen können, darf ich vielleicht vorschlagen, daß Sie das Schiff versenken?«

Der Kapitän sagte nichts.

»Ich meine es ernst . . . auf dem Flußboden liegend hat sie eine bessere Chance.«

»Und wie sollen meine Leute auf einem wildfremden Schiff im Dunkeln die Seeventile finden? Die *Normandie* ist dreihundert Meter lang, Mr. Gates. Und meine Leute waren nur zwei Wochen an Bord.«

»Ich kann sie finden«, platzte Gates heraus, ohne zu wissen, wie seine Chancen standen. Er würde Charlie mitnehmen. Gemeinsam würden sie es schon schaffen. »Ich hatte ein Gutachten für die Marine gemacht, und ich kenne das Schiff in- und auswendig. Ich finde die Ventile.« Tapfer gesprochen . . .

Der Kapitän wandte ihm den Rücken zu.

»Ich bitte Sie, Herr Kapitän, geben Sie mir ein paar Freiwillige, und ich hole meine Leute.«

Der Leutnant schüttelte den Kopf.

»Es ist gar nicht so gefährlich, wie Sie vielleicht glauben«, sagte Gates. »Das Feuer kann nicht so tief dringen. Auf den unteren Decks ist das Schiff so gut wie feuersicher.«

»Wir haben bereits um Erlaubnis gebeten, sie zu versenken«, sagte der Kapitän. »Aber die New Yorker Feuerwehrbehörde hat nein gesagt.«

»Aber Sie sind doch der Kommandant. Sie ist Ihr Schiff.«

»Aber es ist deren Feuer, Mr. Gates. Entschuldigen Sie mich.« Er ging fort, und als Gates ihm folgen wollte, hielt der Leutnant ihn zurück. Sie begannen sich zu streiten. Der Leutnant sagte, traditionsgemäß sei der Leiter der Feuerwehrbehörde bei einem Brand allein zuständig. Gates brüllte zurück, daß selbst der beste Feuerwehrexperte die wahren Gefahren eines Schiffsbrandes nicht kennen könne und daß die Navy die Pflicht habe, das Schiff zu schützen.

»Sagen Sie es doch dem Admiral, wenn er kommt«, erwiderte der Leutnant verärgert und gab Gates zu verstehen, daß der Kapitän nur auf höheren Befehl hin handeln würde

und daß dieser Befehl nicht kam. Gates sagte: »Bis dahin ist es zu spät.«

»Das brauchen Sie mir nicht zu sagen, verdammt noch mal. Ich hätte schon längst etwas getan. Ich bin Schiffbauoffizier, und ich kenne das C-Deck genauso gut wie jeder zivile Schiffbauingenieur. Aber ich habe hier nichts zu befehlen, also lassen Sie mich gefälligst in Ruhe, Mister.«

Plötzlich erzitterte der Boden des Anlegers unter ihren Füßen. Der verblüffte Leutnant zeigte auf einen riesigen Eisenpoller – eins der Befestigungselemente, an denen die Schiffstrossen befestigt waren.

Der Poller bewegte sich.

»Da, schauen Sie.«

Gates schaute bereits und traute seinen Augen nicht. Dieser Pier war keiner jener alten und baufälligen Frachterkais, wie man sie auf dem East River findet, sondern ein extra für die *Normandie* und die *Queen Mary* gebauter Superpier, den Bürgermeister LaGuardia bei seinem Amtsantritt eingeweiht hatte, und jetzt zog die sich vom Pier wegkippende *Normandie* den Poller aus seiner festen Betonuntermauerung wie einen Lampenstecker aus der Steckdose.

Gates ließ sich einen Gummimantel von einem erschöpften Brandmeister der Feuerwehr, der gerade in einem Krankenwagen abtransportiert wurde. Eine Frau von der mobilen Küche der Heilsarmee gab ihm ein Paar wollene Fausthandschuhe, während er eine Schale heißer Bouillon trank. Er fand keine Stiefel, aber als der immer noch wütende Leutnant ihn vor Kälte zittern sah, brachte er ihm eine gestrickte Wollmütze. Gates achtete nicht auf den Schmerz in seinen Füßen, denn, so sagte er sich, solange sie ihm weh taten, waren sie wenigstens nicht erfroren.

Die Dämmerung brach schnell herein, und das Feuer brannte immer noch. Als es dunkel war, glühten die gesamten Aufbauten der *Normandie* tiefrot, und die Feuerwehr brachte einen Scheinwerferwagen, dessen Licht die Nacht durchdrang, über den riesigen Rumpf schweifte, die Löschboote und das im eisigen Wind immer härter werdende Treibeis anstrahlte.

Auf der Zwölften Avenue schwoll die Zuschauermenge um die Büroschlußzeit noch mehr an. Zehntausende standen zwischen der Vierundvierzigsten und Fünfzigsten Straße, schlugen die Hände aneinander und stampften mit den Füßen. Berittene Polizei, deren Pferde in der Kälte schnauften, drängte die Menschen auf die östliche Seite der Zwölften zurück und rief nach Verstärkung, während Hunderte von Freiwilligen des Zivilschutzes innerhalb der Barrikaden den eisverkrusteten Brandplatz durchstreiften, Ausweise verlangten und jeden, der nicht in Uniform war, zurückwiesen. Gates entkam mit Mühe einem besonders Eifrigen, der ihn viermal ansprach und behauptete, für das FBI zu arbeiten. Wenig später sah er, wie die Polizei eine Gruppe von Ordnungshütern zerstreute, die echte FBI-Agenten hinter die Barrikaden drängten.

»Mr. Gates!« Der Leutnant winkte ihn zum Festmacheplatz. »Der Herr Kapitän will Sie sprechen. Im Piergebäude.« Während Gates rannte, fragte er sich, ob der Kapitän sich inzwischen anders besonnen hatte. Er fand ihn, als er gerade in einen Gummimantel schlüpfte. »Fühlen Sie sich so schlecht, wie Sie aussehen, Mr. Gates?«

»Ich fühle mich ausgezeichnet, Sir.«

»Gut. Meine beiden Leutnants wurden verletzt, als sie die Feuerwehrleute herumführten. Der Brand ist fast gelöscht. Wenn Sie immer noch den Helden spielen wollen, können Sie mit mir an Bord kommen und mir bei der Schadensbestandsaufnahme helfen.«

»Werden Sie das Schiff versenken?«

»Das kann ich nicht mehr entscheiden. Das liegt ganz bei Admiral Anderson. Kommen Sie mit, Mr. Gates?«

»Ja, und vielen Dank.«

»Dazu ist weiß Gott keine Ursache.«

Gefolgt von einer Gruppe verstörter Seekadetten, bahnten sie sich an frischen Einheiten von Feuerwehrleuten mit neuen Schläuchen vorbei ihren Weg über die Gangway der Ersten Klasse, während die erschöpfte abgelöste Mannschaft die alten Schläuche aufrollte. Die kalte Luft stank nach Feuchtigkeit, Rauch und verbrannter Farbe.

Gates war entsetzt. Er hatte noch nie ein ausgebranntes Schiff gesehen, und der Kapitän, nach seinem Gesichtsaus-

druck zu urteilen, auch nicht. Das Feuer war bis auf das C-Deck gedrunken, hatte das wenige zerstört, was vom Umbau des höhlenartigen Speisesaals der Ersten Klasse übriggeblieben war. Verschmorte Kabel baumelten von der schwarzen Deckenverkleidung. Verbrannte Isolierungsplatten hingen in den gähnenden Löchern der Schotts. Die schiefen Decks waren mit nasser Asche und Glassplittern übersät. Auf dem B-Deck sah man nur noch verrußte Stahlplatten und schmutzige, mißgestaltete Haufen geschmolzenen Glases, Kupfers und Bleis.

Aber das Schlimmste, schlimmer noch, als Gates es befürchtet hatte, war das Wasser auf der Backbordseite. Ein Meter zwanzig auf dem C-Deck. Neunzig Zentimeter auf dem B-Deck. Und, nach den Aussagen eines Mannes der städtischen Feuerwehr, den er fragte, ein Meter achtzig auf Teilen des D-Decks. Das Wasser stand ein Meter achtzig hoch, und alle Bullaugen in den Kabinen waren zugeschweißt. »Es läuft aus den großen Türen hinten und vorne heraus«, sagte der Feuerwehrmann, aber Gates war nicht beruhigt. Es konnte nämlich genauso leicht durch diese Öffnungen wieder eindringen, wenn die *Normandie* sich noch mehr neigte.

Ein anderer Feuerwehrmann meldete, daß das Feuer auf dem Promenadendeck gelöscht war, aber immer noch auf dem Oberdeck wütete. Gates, der Kapitän und seine Leute warteten am Fuße einer Treppe, über die sich ein Sturzbach ergoß, bis der Feuerwehrmann sie hinaufließ. Der große Salon, wo das Feuer ausgebrochen war, das *Fumoir*, die große Halle, das Schreibzimmer, die Bibliothek und der Wintergarten waren völlig zerstört. Alles Glas, Holz und Stoff hatte sich in Nichts aufgelöst.

Die Decks neigten sich in einem Winkel von zwanzig Grad. Der Kapitän bemerkte, seiner Meinung nach habe sich der Neigungswinkel in der letzten Stunde nicht wesentlich geändert. Gates äußerte sich nicht dazu. Es war Ebbe, und das Schiff saß jetzt auf Grund, weil das Löschwasser es herunterdrückte. Kritisch würde es um Mitternacht werden, wenn wieder die Flut kam. Die Frage war, ob es mit der Flut aufschwimmen oder volllaufen würde; dies war dem Kapitän klar. Gates hatte ihn bereits Befehl geben gehört, Löcher in

die Bordwand zu schneiden, um das Wasser, das ihm Schlagseite gab, abfließen zu lassen. Seine Offiziere reagierten mit seltsamer Trägheit – Gates schrieb es dem Schockzustand zu, dem ansteckenden Gefühl von Ohnmacht und Unglauben –, und es war wieder die Rede, alles der Feuerwehr zu überlassen. Gates erbot sich nochmals, mit einer Gruppe hinunterzugehen, um die blockierten Öffnungen und Luken zu öffnen und die Ballasttanks vollaufen zu lassen, und nochmals verweigerte es ihm der Kapitän.

»Der Feuerwehrchef hat den Brand gelöscht, und die Marine wird auf das Schiff aufpassen«, verkündete »Blümchen«, Bürgermeister Fiorello LaGuardia.

Die Zeitungsreporter mußten sich nahe herandrängen, um über dem Lärm der Pumpen, die die Navy zur Wasserentleerung auf die *Normandie* geschafft hatte, die hohe Stimme zu hören. Staatsanwalt Frank Hogan, der Hafekommissar und der Chefsingenieur der Hafenbehörde standen dem Ehrengast zur Seite. Gates hatte den Bürgermeister vorher gesehen, als dieser sich mit fast hysterischem Geschrei bei der Menge der Zivilschutzleute Gehör zu verschaffen versuchte, aber jetzt schien LaGuardia wieder die Verkörperung des fähigen erwählten Stadtvaters zu sein, der den auf dem Anleger versammelten Presseexperten die Lage erklärte.

»Wie schlimm ist es?« fragte ein Reporter der *Sun*, der wissen wollte, ob die Schlagseite so gefährlich war, wie sie aussah.

Der Bürgermeister warf einen Blick auf den schiefen Bug. »Es ist sehr heikel«, antwortete er vorsichtig. »Sie sehen ja selbst den Neigungswinkel – und jetzt geht es darum, das Wasser herauszupumpen. Wir sind dabei, es zu tun.«

»War es Sabotage?« riefen einige Reporter gleichzeitig.

»Staatsanwalt Hogan hat bereits eine Untersuchung eingeleitet.«

»Und die Navy?«

»Was möchte das *Telegram* über die Navy wissen?«

»Wird die Navy auch eine Untersuchung einleiten?«

Ein breites Lächeln huschte über das unrasierte Gesicht des Bürgermeisters. »Mr. Hogan wird eine rasche, gründliche und intelligente Untersuchung anstellen und insbesondere die Frage klären, ob es sich um Sabotage, strafbare Nachlässigkeit oder ... um eine unverzeihliche Dummheit gehandelt hat.«

Der Bürgermeister ging ins Piergebäude zurück, aber die Reporter blieben in der Nähe des Schiffes, beobachteten den Neigungswinkel und sprachen leise untereinander.

Die Flut vom Atlantik stieg den Hudson hinauf und kroch der *Normandie* unter die Flanken. Gates, inzwischen wieder an Land, sah es mit der Faszination des Entsetzten und blieb, bis der eiskalte Wind ihn veranlaßte, für einen Augenblick im Piergebäude Schutz zu suchen. Die Polizisten an der Tür bemerkten ihn nicht, weil sie wie alle anderen im Hause Bürgermeister LaGuardia anstarrten, der gerade einen Konteradmiral anschrie – einen weißhaarigen Offizier in steifer Haltung, den Gates nicht erkannte.

»Ich soll die Navy beleidigt haben? Die Navy beleidigt die Stadt New York, mein Herr, die nicht zufällig der Mittelpunkt aller alliierten Truppentransporte ist. Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, daß der Hafen von New York im Zusammenfluß des Hudson, des Erie Channels, der großen Seen, der Schiffswege zur Ostküste Amerikas wie auch der des Karibischen Meers, des Atlantiks und des zum Pazifik führenden Panamakanals liegt und gleichzeitig die Endstation aller großen Eisenbahnstrecken der Vereinigten Staaten ist.«

Er nahm einen tiefen Atemzug und fuhr dann mit leiser, jedoch rasch anschwellender Stimme fort: »Und dank dieses Systems verschifft New York zwei Drittel aller Munition, Waffen, Panzer, Bomber, Kampfflugzeuge, Jeeps, Landungsfahrzeuge, Weizensäcke, Fleischdosen, Artilleriegeschosse und Soldaten an die europäischen und pazifischen Fronten dieses Krieges. Und welche Rolle spielt die Navy bei alledem?« Seine Stimme hatte die höchsten Oktaven erreicht. »Bis heute begnügten Sie sich damit, den U-Booten der Nazis zu gestatten, unsere Frachtschiffe fünf Minuten nach Verlassen des Ambrose Channels zu versenken. Ich beklage mich nicht, Herr Admiral, denn es war ver-

dammt bequem, unsere Seeleute an den Stränden der Heimat an Land schwemmen zu lassen. Aber heute haben Sie den schönsten Ozeandampfer der Welt hier im Herzen Manhattans durch Feuer zerstört. Die *Normandie* ist das Lieblingsschiff New Yorks. Und Gott helfe Ihnen, Sir, wenn sie an meinem besten Pier kentert.«

LaGuardia tat einen weiteren tiefen Atemzug, begann aufs neue mit ruhigerer Stimme und endete schreiend: »Ein Mann wurde getötet. Zweihundert sind immer noch im Krankenhaus – einschließlich vieler meiner tüchtigen Feuerwehrleute –, und unterdessen feiern die Japsen und die Nazis auf Kosten dieser großen Stadt einen einmaligen Propagandasieg. Ich kann nur hoffen, Herr Admiral, daß Mr. Hogan genügend Beweise findet, um Sie und Ihren gesamten Stab nach Sing-Sing zu schicken!«

Bleich vor Wut, stürmte er aus dem Piergebäude, wurde sich erst jetzt der ihn angaffenden Zuschauer bewußt und rief über die Schulter zurück: »Wer von euch auch nur ein Wort davon veröffentlicht, schreibt für den Rest seines Lebens für die Klatschspalten in Long Island.«

Sie neigte sich immer mehr, und die Trossen strafften sich. Der herausgerissene Poller war längst im Wasser zwischen Pier und Schiff versunken, ein zweiter war ihm gefolgt. Trotz des starken Scheinwerferlichts war der Feuerschaden von der Zwölften Avenue aus nicht zu sehen, was den gefährlichen Neigungswinkel noch einmal so unwirklich aussehen ließ.

Die riesige Menschenmenge war in der mitternächtlichen Kälte etwas dünner geworden, und als Gates ziellos unter dem Highway umherwanderte, erblickte er plötzlich Charlie, der aus dem Krankenhaus zurückgekehrt war, einen dicken Verband trug und sich durch den Polizeikordon auf ihn zudrängte.

»Wie geht es dir, Junge?« Seine Stimme war rauh vom Rauch. »Hättest mitkommen sollen. Du siehst entsetzlich aus.«

»Ich glaube, sie wird kentern«, sagte Gates.

»Ist dir kalt?« Er reichte ihm eine Flasche. Gates nahm sie. Irischer Whisky. Zum ersten Mal, seit das Löschboot ihn

völlig durchnäßt hatte, fühlte er Wärme. Sie gingen zum Außenrand des Piers, um sich die Flut näher anzusehen. Sie stieg rasch zu den Ladeluken auf dem D-Deck auf, während die Pumpen immer noch Wasser ausspuckten. Das laute Dröhnen der Pumpen hatte so lange gedauert, daß Gates es nicht mehr hörte. Er zuckte zusammen, als es plötzlich in den Lautsprechern plärrte.

»Admiral Anderson befiehlt alle Mann von Bord. Alle Mann von Bord. Alle Mann von Bord.«

Gates wandte sich wütend ab, ballte die Fäuste in den Taschen, ging gebeugt auf den Pflastersteinen neben dem Schiff auf und ab. »Befiehlt?« wiederholte er zornig. »Befiehlt? Und wo, zum Teufel, war der Admiral, als sein Kapitän auf Befehle wartete? Wo, zum Teufel, war er, als die Feuerwehr auf Befehle wartete?«

»Admiral Anderson befiehlt alle Mann von Bord. Alle Mann von Bord.«

»Er ist im Krieg für den Hafen verantwortlich! Verdammt noch mal, er hätte dem Feuerwehrchef mit Erschießung drohen können, falls der nicht endlich aufhörte, das Schiff mit Wasser zu überladen...«

Gates erblickte Anderson in einem Stabswagen auf dem Anleger.

»Ich werde diesen Scheißkerl umbringen.«

Er stürmte über die eisigen Pflastersteine. Charlie holte ihn fünf Meter vor dem Wagen ein und hielt ihn fest.

»Reg dich ab, Junge. Hier wimmelt es von Bullen, und einige dieser Kerle von der Navy kennen dich bestimmt. Also beruhige dich. Wenn du den Admiral vermöbelst, muß Onkel Richard dafür bezahlen.« Er schüttelte ihn. »Beruhige dich!«

Gates sackte zusammen. »Na schön, dann eben nicht. Laß mich los.«

»Gehen wir nach Haus.«

»Nein. Warte noch ein bißchen.«

Charlie legte Gates sanft seine große Hand auf die Schulter. »Also gut, Junge. Wir warten noch ein bißchen.«

Nach und nach verstummten die Pumpen, und die Leute verließen gruppenweise das Schiff. Das Hafenwasser begann in die offenen Türen und Pforten des D-Decks zu dringen.

Die Otter fand Aufnahme auf einem Löschboot, dessen erfrorene, erschöpfte Mannschaft ihn an seinem am Pier 90 geankerten Schlepper absetzte. Sie und ihre Kollegen hatten ganze Arbeit geleistet und das Schiff tonnenweise mit Wasser überladen. Er hätte ihnen für ihre Hilfe danken sollen. Vom Pierwasser aus über das niedrige Heck des Schleppers blickend, sah er, wie die *Normandie* sich auf ihn zuneigte, einem Schloß am Rhein gleich in die Höhe ragend. Beeindruckt von der Größe des Objekts, das er attackiert hatte, löste er die Leinen, steuerte in den Fluß hinaus, umfuhr das Heck, bis er die ganze Länge des schmalen Zwischenraums zwischen Schiff und Pier überblicken konnte.

Das Feuer war gelöscht, der Rauch verschwunden, aber der Beweis dessen, was er getan hatte, war die Form dieses Zwischenraums – ein umgekehrtes Dreieck, oben breit, schmal auf der Wasserlinie –, des Raumes, der sich durch die Neigung des Schiffes vom Pier gebildet hatte. Das war sein Werk, und während er es betrachtete, lehnte sich die *Normandie* weiter hinaus, zerrte an ihren Festmachetrossen.

Eine Trosse hielt der Spannung nicht mehr stand und zerriß. Das eine Ende schnellte auf den Pier zurück, das andere krachte auf den Rumpf. Eine Gangway löste sich, dann die zweite und die dritte.

Allein und verlassen in ihrem Pierwasser sank die *Normandie* in die tötende Flut.

Gates hörte ein unheilvolles Krachen im Rumpf, das Geräusch eines schweren Gegenstands, der ein steil geneigtes Deck herunterrutschte und an die Backbordseite einschlug. Plötzlich stürzte ein Arbeitskran vom Vorderdeck und klatschte im Pierwasser auf. Als nächstes war es ein langes Holzboot, das wie eine Gurke vom Deck herunterrollte. Es war die Barkasse des Kapitäns.

Die vereinzelt Schläge und Stöße folgten einander immer rascher und wurden zu einem nicht endenwollenden Donnern, als Pumpen, Werkzeuge, Kisten, Baumaterialien und Möbelstücke durcheinanderfielen. Jetzt lag sie in einem unmöglichen Neigungswinkel, blieb einen Augenblick hängen, wie um zu einem letzten Atemzug auszuholen, und dann kippte sie fast lautlos und lag sanft auf ihrer dreihundert Meter langen Flanke.

Der Posaunist im Rainbow-Room stellte fest, daß das hübsche Mädchen im grünen Kleid ihn auch bemerkt hatte. Ihre Blicke trafen sich jedesmal, wenn sie am Orchester vorbeitanzte. Ihre leuchtend blauen Augen waren so rein wie das Innere eines Eisbergs, den er vom Deck des U-Boots gesehen hatte, als er nach Amerika gekommen war, um für die Otter ein Funkgerät zu bedienen.

Das Mädchen war eine gute Tänzerin, schlank, langbeinig und groß genug, um ihn über die Schulter ihres Partners anzulächeln. Ihr rötlichbraunes Haar gab dem Gesicht einen besonders verführerischen Ausdruck. Am liebsten hätte er es ihr zärtlich aus der Stirn gestrichen.

Ihr Partner wirbelte sie am Orchesterpodium vorbei, und sie sagte mit vernehmlicher Stimme, wie um es den Posaunisten hören zu lassen: »Welch herrliches Orchester!«

Englischer Akzent. Vielleicht eine Sekretärin eines der britischen Regierungsbüros im Rockefeller-Center. Tausende von Engländern arbeiteten dort – einschließlich der Gegenspionage –, was den auf dem Dach verborgenen Meldekopf der Otter zu einem solchen Spaß auf Kosten der Engländer machte.

Der Posaunist wartete immer ungeduldiger, daß sie an ihm vorbeitanzte und ihm zulächelte. Sie hatte eine sehr offene und direkte Art, ihn anzuschauen, und schien interessiert zu sein. Er hatte lange genug in den Berliner Nachtlokalen gearbeitet, um diesen Blick zu kennen. Es war das gleiche auf beiden Seiten des Atlantiks und auf beiden Seiten des Krieges.

Als er sein Instrument während des Klarinettensolos abstellte, lächelte er zurück. Ihre Augen blickten verschwörerisch über die Schulter ihres Begleiters, und es war ein hübsches Grinsen, das ihr ganzes Gesicht aufhellte und schöne Stunden zu verheißen schien. Er hätte wetten können, daß sie ihren Begleiter abhängen und allein in den Rainbow-Room zurückkehren würde.

Plötzlich verlor er sie aus den Augen.

Zwischen raschen Blicken auf seine Noten und den Bandleader suchte er sie in den Reihen der Tische um die Tanzfläche. Das Grün ihres Kleides paßte zum Grün dieses großen Saales aus Glas, poliertem Metall und bunten Lichtern, der im fünfundsechzigsten Stockwerk wie ein phantastischer Überseedampfer durch den Nachthimmel zu gleiten schien.

Alle Tische waren besetzt, und hoffnungsvoll wartende Gäste drängten sich an den Türen. Die hohen Fenster, die gewöhnlich einen atemberaubenden Anblick auf die erleuchteten Wolkenkratzer unterhalb des RCA-Gebäudes boten, waren jetzt wegen der Verdunklung verhängt. Und es wimmelte von Uniformen, was wieder einmal bewies, wie schnell die Amerikaner sich an den Krieg gewöhnt hatten.

Er übernahm das Solo in »Careless«. Als nächstes spielten sie »Stardust«, und das Mädchen tanzte jetzt mit einem anderen Mann, einem dicken Blondem, der wie ein Feuerhydrant gebaut war und auch so tanzte. Sie warf ihm einen leicht betrübten Blick zu. Wäre er Gast und nicht Musiker gewesen, so hätte er es als eine Einladung zum Partnertausch aufgefaßt. Sie verließen die Tanzfläche nach zwei Musikstücken, und er sah sie mit dem großen, dunkelhaarigen Mann, mit dem sie zuerst getanzt hatte, und einem älteren Herrn mit rötlichem Haar und Schnurrbart, der ihr Vater sein könnte, an einem Tisch in der zweiten Reihe sitzen. Sie lächelte dem Orchester zu, als ob sie wüßte, daß er sie beobachtete.

»Rumba Jumps« beendete die Serie. Während der Orchesterpause trat ein Pianist auf, und die Gäste setzten sich zum Souper. Der Posaunist lehnte sein Instrument an den Stuhl und verließ den Saal mit einem langen schwarzen Posaunenkasten unter dem Arm.

Er blieb zurück, als seine Kollegen durch die Küche verschwanden, um eine Zigarette zu rauchen, bog dann plötzlich in einen Korridor ein und öffnete eine Tür, die zu einer Nebentreppe führte. Er eilte fünf Stockwerke empor, stieß eine Feuertür auf und blieb einen Augenblick stehen, um Atem zu schöpfen und sich an die Dunkelheit zu gewöhnen. Er vergewisserte sich, daß er seinen Schlüssel hatte, ließ die Tür hinter sich zuschnappen und trat in die Nacht hinaus.

Eine Brise wehte über das Dach des siebzigstöckigen

Wolkenkratzers. Die Stadt war zwar zum größten Teil verdunkelt, aber immer noch hell genug, daß man die Umrisse der ausfahrenden Frachtschiffe erkannte und es den wartenden U-Booten auf See melden konnte. Auf dem Dach des RCA-Gebäudes, wo der matte Lichterglanz vom Dunst reflektiert wurde, konnte er recht deutlich in der Ferne die Silhouetten der NBC-Radioantennen sehen, die sich im Süden wie leere Notenpulte abhoben.

Unter ihnen verstreut waren die hohen, spitzen Überseeantennen, die die Sendungen nach Europa ausstrahlten. Das amerikanische Radionetz war durch einige dieser Antennen mit der BBC verbunden. Andere hatten vor dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg dazu gedient, Direktberichte der europäischen Korrespondenten zu empfangen. Am Fuße einer solchen kniete er sich nieder und öffnete seinen Posaunenkasten.

Dieser enthielt einen kompakten, batteriegespeisten Funksender. Er schaltete ihn ein, ließ die Röhren aufheizen und schloß ihn mittels einer auf dem Boden verborgenen Steckdose an die Richtstrahl-Antenne an. Im engeren Teil des Instrumentenkastens befand sich ein am Sender angeschlossenes Drahtaufnahmegerät. Ein kleines grünes Kontrolllicht flammte zwischen dem Sender und dem Aufnahmegerät auf: ein Chronometer mit Leuchtzifferblatt, das die nach dem Marineobservatorium eingestellte genaue Zeit anzeigte.

Er wartete, bis die Röhren des Sendegeräts heiß wurden und wie die Glut brennender Zigaretten in der Nacht aufleuchteten. Mit dem Finger auf der Taste des Drahtongeräts blickte er auf das Chronometer. Als der Sekundenzeiger von der Zwölf auf die Fünf gerückt war, schaltete er das Gerät ein. Zwei kleine Spulen drehten sich. Der Aufnahmedraht glitt sechs Sekunden lautlos durch den Abspielkopf. Er spulte den Draht zurück, wartete genau zwei Minuten, schaltete wieder ein. Einschließlich des ersten Impulses – der sein Abstimmsignal an den Empfänger in Hamburg übermittelte – hatte die Gesamtausstrahlung zwölf Sekunden gedauert. Falls die Amerikaner wachsam waren, konnten sie mit ihren Abhörgeräten vielleicht feststellen, daß ein Geheimsignal nach Deutschland

gesendet worden war, aber zwölf Sekunden genügten nicht, um die Quelle zu orten.

»Ach, da sind Sie ja.«

Er sprang in panischem Schrecken auf, rutschte auf dem Kies des Daches, blickte verzweifelt in alle Richtungen. Der Alptraum wurde Wirklichkeit – er war ertappt, viertausend Meilen von der Heimat entfernt, mit einem illegalen Sendeparat, gefälschten Papieren und keiner Möglichkeit, sich herauszureden oder in Deckung zu gehen.

Sie rief noch einmal, und er sah zu seinem Erstaunen, daß es die hübsche Engländerin war, die mit einer Zigarette im Mund fröhlich auf ihn zukam. Sie schwankte leicht auf ihren hohen Stöckelabsätzen und schien ein paar Dry Martinis zuviel getrunken zu haben. Während er sich sammelte, bemerkte er, daß sie keinen Mantel trug. Ihre nackten Schultern glänzten wie helles Mondlicht.

»Ich dachte mir, daß Sie hier oben sind.«

Woher wußte sie das? Sie mußte von der Aussichtsterrasse des siebzigsten Stocks gekommen sein, aber wie? Und wie hatte sie ihn gesehen? Er trat schnell zu ihr, entfernte sich von seinem Gerät. »Sie sollten aber hier nicht sein. Es ist verboten.«

Sie warf den Kopf zurück und lachte. Ihre Kehle war sehr weiß. »Ich werde es niemandem sagen, wenn Sie es auch nicht tun.«

Er hatte sich wieder in der Gewalt. Das Mädchen war also nur zum Flirten heraufgekommen. Irgendwie mußte er sie wieder von hier wegbringen, aber auf ganz sanfte Art, und sich mit ihr für später verabreden. Er lächelte ihr zu. Aber dann setzte sein Herz aus, als er die Schatten an der Südwand auftauchen sah. Er starrte fassungslos, als sie sich auf die Antennen zubewegten. Für einen Augenblick war er wie gelähmt vor Überraschung. Sie hatten den ältesten Trick gewählt, und er war darauf hereingefallen.

Aber warum machten sie sich all die Mühe? Sie hatten ihn doch bereits in der Falle. Warum hatten sie das Mädchen benutzt? Es gab keinen Fluchtweg. Jetzt wußte er es. Die Drahtspule der Otter! Darauf waren sie aus. Das Mädchen hatte ihn abgelenkt, ihnen Zeit gegeben, ihn zu überraschen, bevor er die Meldung vernichten konnte. Er sprang

auf das Tongerät zu, rutschte auf dem Kies aus, packte die Spule und riß sie heraus. Er hörte sie rennen. Er warf die Spule von sich.

Der Große war mit einem Satz über die brusthohe Mauer am Ende des Dachs, streckte die Finger in die Luft, fing die Spule im Flug auf. Dann kam er zurück, steckte den Draht in die Tasche und schloß sich den anderen an, die den Deutschen umringten. Der dicke, wie ein Feuerhydrant gebaute Blonde war da, und der ältere Mann mit dem rötlichen Schnurrbart, den der Deutsche für den Vater des Mädchens gehalten hatte, ebenfalls. Der Blonde sprach, und dem Deutschen gefror das Blut in den Adern. Falls die Otter ihn für sein Versagen nicht umbrachte, würden es diese Männer tun.

»Nun pack mal schön aus, Freundchen. Sonst geht es dir schlecht.«

Engländer. Er war erledigt. Die englische Gegenspionage in New York – Hunderte, vielleicht Tausende von Geheimagenten – arbeitete mit den gleichen Methoden wie in Europa. Sie würden ihn zusammenschlagen, bis er alles ausgeplaudert hatte, und dann seine kläglichen Überreste in den Fluß werfen. Er dachte an den Juden aus Kalifornien. Die Gestapo hatte ihn in Österreich entdeckt, als er nach seinen Eltern suchte – ein Musiker mit Gewerkschaftskarte, einem gültigen amerikanischen Paß und ohne Familienanhang außer seinen verschollenen Eltern –, ideal zum Verschwinden geeignet, damit die Abwehr einen Funkagenten für die Otter mit seinen Papieren in New York einschleusen konnte. Sogar seine Posaune hatte man ihm gegeben, denn sie war in Amerika und nicht in Deutschland hergestellt. Der jüdische Musiker mußte ähnliches gefühlt haben, als seine Zeit gekommen war.

»Schon gut«, sagte er mit gespielter Resignation und ohne seinen deutschen Akzent zu verbergen. »Ihr habt mich geschnappt.«

Das Schlimme war nur, daß er nichts wußte. Er hatte die Otter nie gesehen, nicht einmal am Telefon gesprochen. Er hatte ihnen nichts zu geben, aber sie würden es ihm nie glauben, bis er tot war. Sie standen wachsam in drei Meter Entfernung um ihn herum, in der gleichen Ordnung, wie sie

vorher am Tisch gesessen hatten. Zwei Mann zu seiner Rechten, das Mädchen und der Große, der die Spule aufgefangen hatte, zur Linken, in der Nähe der Dachecke.

»So ist's recht, Freundchen. Ganz still, und die Hände hoch.«

Die Pistole im Ärmel war elfeinhalb Zentimeter lang und wog tonnenschwer nach einer Nacht des Posaunespielens. Sie erhöhte zwar das Risiko, geschnappt zu werden, aber er trug sie, weil die doppelläufige kleine Remington für ihn eine Art von Talisman war, der ihm über seine lähmenden Ängste hinweghalf. Sein Großvater, ein Seemann aus Bremen, hatte sie vor siebzig Jahren in Boston neu gekauft. Ihr Griff aus Perlmutter war so weiß wie die Schultern der Engländerin. Die erste Kugel für den Großen. Die zweite für den dicken Blondin. Die heißen Läufe für das Gesicht des Anführers. Und seine Faust für das Mädchen.

»Paßt auf...!«

Sie war schnell. Sie rief die Warnung aus, bevor er in seinen Ärmel greifen konnte. Die Pistole glitt in seine Handfläche, aber die Engländer hatten ihn bereits gepackt, drehten ihm den Arm um. Die Waffe rollte in seiner Hand. Er trat einen Schritt zurück, wollte Zeit gewinnen, um den Finger in den Abzugsbügel zu stecken und den Lauf anzuheben.

Sein Absatz schlug an den Posaunenkasten an. Er stolperte, stürzte den Antennen zu, feuerte blindlings. Der Schuß knallte. Er traf niemanden, und gleich würden sie die Waffe sehen und wissen, daß ihm nur noch ein Schuß blieb.

Er rannte auf das Mädchen zu, sah das wachsames Aufblitzen in ihren Augen. Ihr spitzer Schuh schnellte hoch, aber er wich dem blitzartigen Tritt aus und war über ihr, bevor man ihn aufhalten konnte. Er packte sie von hinten, drückte ihr den Arm vor die Brust, hielt ihr die Pistole in den Nacken.

Sie schrie leicht auf, versuchte, sich von dem heißen, eben abgefeuerten Lauf wegzuducken. Er drückte ihn fester, zog sie näher an sich heran, fuhr ihr mit der Hand über die Brust und kniff stark. Sie biß die Zähne zusammen.

»Zurück!«

»Laß sie los, Freundchen. Du hast keine Chance.«

Er schritt rückwärts über das Dach, zerrte das Mädchen mit sich, tat ihm weh, um es unter Kontrolle zu halten. Und auch um sie zu bestrafen. »Folgt mir«, rief er den Männern zu. »Bleibt in der Nähe. Ich töte sie, wenn ich euch nicht mehr sehe.« Sie tauschten Blicke aus, gehorchten, traten etwas auseinander, aber ohne ihn zu bedrohen. Er zog sich bis an die Tür zurück, durch die er von der Küche aus gekommen war.

»Stehenbleiben!«

Sie blieben stehen, tauschten wieder Blicke aus.

Er sagte zu ihr: »Jetzt hören Sie gut zu...!«

Sie nickte, und ihr Atem kam in kurzen Stößen.

»Nehmen Sie den Schlüssel aus meiner rechten Hosentasche.«

Angesichts ihrer starken Schmerzen fühlte er sich schon ein bißchen sicherer. Er begann zu hoffen. Falls es ihm gelang, sie an dieser Tür aufzuhalten, während er sie aufschloß, durchschlüpfte und sie wieder zuschloß, konnte er genug Vorsprung gewinnen, um aus dem Gebäude zu gelangen, bevor sie ihn einholten.

»Den Schlüssel!«

»Ich kann meinen Arm nicht bewegen.«

Er lockerte den Griff, hielt ihr aber immer noch die Hand an die Brust. Die Männer beobachteten ihn aufmerksam. Der Große wachsam und gespannt. Der Ältere, der Anführer, seltsam teilnahmslos. Der Blonde, der das Wort geführt hatte, voller Wut. »Dafür bringe ich dich um.« Er trat sogar einen Schritt vor, aber der Ältere befahl ihn zurück.

Der Deutsche war jetzt voller Zuversicht. Die panische Angst von vorhin war verflogen, einem neuen Machtgefühl gewichen. Das Mädchen hatte immer noch nicht in seine Tasche gegriffen. Das störte seine Konzentration, machte ihn nervös.

»Den Schlüssel«, wiederholte er und kniff sie fest.

Ihre Hand fuhr ihm ruckartig in die Tasche, und er konnte der Versuchung nicht widerstehen. »Nur den Schlüssel. Meinen Schwanz kannst du später haben.«

Der Blonde wollte wieder auf ihn losgehen, und die beiden anderen hielten ihn zurück. Sie befühlte seine Tasche, berührte seinen Schwanz, kramte herum, fuhr tastend über

Münzen, Untergrundbahnmarken, ein Feuerzeug, ein Ersatzmundstück. Es dauerte zu lange. Das Vergnügen der Macht war verschwunden. Er hätte den Schlüssel nicht in die Hosentasche stecken sollen, sondern in seine Jacke.

»Los!«

Diesmal machte er sich nicht die Mühe, ihr weh zu tun. Die Pistole an ihrem Hals war genug. Ihre Hand bewegte sich zuckend.

»Finde ihn doch endlich.«

»Ich kann nicht...«

»Nimm die Münzen heraus. Er ist in den Münzen.«

Sie wimmerte vor Schmerz, und einen Augenblick fragte er sich, was ihr so weh tat. Er hielt ihr jetzt die Brust wie ein Liebhaber, kniff nicht mehr, erinnerte sie nur, daß er da war, und doch wimmerte sie und zuckte wie in starken Schmerzen.

Und dann war er es, der sich vor Schmerzen krümmte.

Der Geruch verbrannten Stoffs und Haars stieg ihm in die Nase, und er schrie, als seine Hose brannte. Er versuchte, den Abzug zu drücken... das Miststück hatte das Feuerzeug zum Brennen gebracht und ihm das Theater vorgespielt, bis die Flamme gezündet hatte... aber der Schmerz gestattete es ihm nicht. Er konnte nur noch die Pistole fallen lassen, auf die Flammen klopfen und davonrennen.

Sie kamen auf ihn zu, als er nach den Flammen schlug, sich die Hände verbrannte, sich zu Boden warf und herumwälzte. Der brennende Schmerz gebot ihm, sich aufzurichten, aber der Schrecken und die Angst gaben ihm die Kraft, sich am Boden zu rollen, auf die Beine zu stolpern und wieder die Flucht zu ergreifen. Sie folgten ihm durch das Dickicht der Antennen. Er gewann ein wenig Vorsprung, kletterte die Mauer am Dachrand hinauf. Zweihundertfünfzig Meter unter ihm wirkte die Stadt wie durch das falsche Ende eines Fernglases gesehen.

Der Große kam als erster durch die Antennen. Er griff nach seinem Fuß. Der Deutsche riß sich frei, trat ihm ins Gesicht. Unten schimmerten die Lichter der Taxis in der verdunkelten Straße wie Glühwürmchen. Der Tritt brachte ihn aus dem Gleichgewicht. Er beugte sich weit in die Nacht hinaus, die Smokingjacke flatterte im Wind, die Zigaretten glitten ihm aus der Tasche.

Sie versuchten ihn zu fassen, er stieß sie reflexartig mit den Füßen zurück, bemerkte zu spät, daß sie ihn retten wollten. Einer seiner Schuhe trat ins Leere. Der andere glitt von der Brüstung. Verschwommen sah er dunkle Fenster an sich vorüberirasen. Es war ihm, als habe die schöne Engländerin nach ihm gerufen . . . verzieh sie ihm, ihr weh getan zu haben? . . . aber die Stimme, die er hörte, war seine eigene, war sein Schreckensschrei, als er aus schwindelnder Höhe dem Boden entgegenstürzte.

Im Unterschlupfzimmer einer Suite auf der Hinterseite der zwölften Etage im Hotel Meurice in der westlichen Einundfünfzigsten Straße legte Cordi Grey die Spule des umgekommenen deutschen Agenten in ein Abhörgerät ein. Es war eine mühevollle Arbeit, denn ihre verbrannte Hand war dick verbunden, und ihre Finger zitterten vor Aufregung. Endlich war ihr ein wahrer Durchbruch gelungen.

Sie hatte beim Hereinkommen rasch ihre Schuhe abgestreift, trug noch das grüne Abendkleid und sah aus, als habe sie eben die Tanzfläche verlassen, um sich auf der Damentoilette das Haar zu richten. Drei Monate in New York hatten schließlich doch noch etwas Wichtiges für die britische Geheimdienstgruppe M, wie Meurice, ergeben.

Duncan Haig, dessen rechte Wange vom Fußtritt des Deutschen geschwollen war, begann, den Kurzwellensender auf einer von Drähten, Steckern, Prüfinstrumenten und Elektrikerwerkzeugen übersäten Werkbank auseinanderzunehmen. Er war der Bastler der Gruppe M, ein technisches Genie, dessen Fachkenntnisse sich auf Funk- und Elektrotechnik erstreckten. Auch Duncan war noch im Smoking, aber sein Haar war zerzaust, und das Hemd hing ihm aus dem Gürtel. Sie waren direkt vom Rockefeller-Center mit dem Posaunenkasten des Deutschen gekommen. Mark St. George und Weatherburn – der Anführer der Gruppe – waren zurückgeblieben, um die Leiche zu suchen.

Cordi spielte den Tondraht ab und war erstaunt und enttäuscht, nur einen ganz kurzen Impuls piepsender Laute zu hören, denen nichts folgte. Sie ließ den Draht bis zum

Ende durchlaufen, spulte wieder auf und lauschte noch einmal. Das Licht im Zimmer flackerte einen Augenblick.

Sofort zog Cordi einen Revolver Weatherburns aus ihrer Schreibtischschublade und hielt ihn auf die Tür gerichtet. Duncan hatte ein Warnsystem in Form einer druckempfindlichen Platte unter dem Teppich im Flur angebracht. Er war zu sehr in das Funkgerät des Deutschen vertieft, um auf das Warnsignal zu reagieren, blickte jedoch kurz danach auf, als habe er Cordis Revolver hinter sich verspürt.

Weatherburn gab das verabredete Klopfszeichen, öffnete die Tür mit seinem Schlüssel, trat ein, nickte zufrieden, als er Cordis Waffe sah, und warf Duncan einen mißbilligenden Blick zu, weil dieser keine hatte. Duncan zeigte seine Lötzange, hielt es jedoch für vernünftiger, nichts zu sagen, denn er wußte, wie genau Weatherburn es mit der Sicherheit nahm.

»Er landete auf dem Dachgarten der elften Etage«, verkündete Weatherburn mit seiner dünnen Tenorstimme. »Wir haben verdammtes Glück gehabt und konnten ihn reinbringen, bevor ihn jemand sah.«

Sein dicker, gepflegter rötlicher Schnurrbart ließ sofort den Berufssoldaten erkennen, und er hatte jene wetterharte und sonnengebräunte Hautfarbe, die ihn in Cordis Augen als einen Offizier auszeichnete, der mehr Zeit im Freien als hinter seinem Schreibtisch verbracht hatte. Kurz gesagt, er verkörperte den Typ des »harten Mannes«. In Wirklichkeit hatte er seit dem Ersten Weltkrieg nur ganz kurz in der Armee gedient.

Niemand kannte seinen Hintergrund genau, aber während ihrer Schulung, nachdem er sie für den Geheimdienst angeworben hatte, waren ihr ein paar Einzelheiten zu Ohren gekommen. So hieß es, er sei nach seiner Entlassung aus dem Kriegsdienst der Sonderpolizei in Irland beigetreten – den sogenannten *Black and Tans*. Daß Weatherburn in den Hinterzimmern der irischen Polizeireviere Sinn Feiners gefoltert haben könnte – wie viele ehemalige Armeeoffiziere, die den Iren ihre vermutliche Zusammenarbeit mit den Deutschen übelnahmen –, war immerhin eine Möglichkeit, die sie sich nicht gern eingestehen wollte, bis sie von seiner Tätigkeit in Indien erfuhr. Nach den irischen Unruhen und

vor seinem Eintritt in den Geheimdienst hatte er in einer Sondereinheit der Kolonialarmee gedient, die im Laufe der zwanziger und frühen dreißiger Jahre die periodischen Aufstände gegen die Fürsten niederschlug.

Er war von kleiner Gestalt und rasch in seinen Bewegungen, hatte aber den geduldigen Blick eines Jägers, der lieber Fallen stellt als seiner Beute nachjagt. Seine buschigen Augenbrauen wiesen graue Tupfer auf, doch sein schütteres Haar war dem ihren in der Farbe ähnlich genug, daß sie sich als Vater und Tochter ausgeben konnten – eine Täuschung, derer sie sich gelegentlich bedienten und der immerhin ein Hauch von Wahrheit anhaftete. Natürlich hatte er ihr nicht das Leben gegeben, aber er hatte ihr das Leben gerettet, und in seltenen Augenblicken versuchte sie sich zu erinnern, wie der kleine Mann ausgesehen hatte, als sie ihn zum ersten Mal in Genf erblickte, im Augenblick, als er ganz ruhig aus dem Dunkel getreten war, wie ein Kinocowboy um sich geschossen und die Deutschen abgeknallt hatte, nachdem Alec bereits tot am Boden lag und sie Cordi in ihren Wagen zerren wollten.

Danach hatte er sie aus der Schweiz herausgebracht und ihr erklärt, daß ein deutscher Agent namens »die Otter« den von Alec in einen Geheimsender für die britischen Agenten in Europa umgebauten BBC-Sender zerstört hatte. Die Rekrutierung war sehr einfach gewesen. Weatherburn hatte ihre vielseitigen Sprachkenntnisse bemerkt, und Cordi, für die der Krieg seit dem Tode Alecs zu einem persönlichen Anliegen wurde, wollte sich derselben Gruppe anschließen, in der Alec gedient hatte. Seit ihrer Schulung unter Weatherburns persönlicher Überwachung hatten sie zusammengearbeitet und bildeten nun mit Duncan und Mark die Gruppe M in Amerika, deren Aufgabe es war, die Otter zu jagen.

Mark St. George, Weatherburns hochgewachsener und eleganter persönlicher Assistent, kam kurz nach ihm herein. Auch er überblickte zuerst das Zimmer, bevor er die Tür hinter sich schloß. Er schaute Cordi an, und sie nickte ihm bestätigend zu.

»Das war wieder mal eine schöne Schweinerei«, sagte er, als er sich die Hände waschen ging.

»Interessantes Funkgerät, Sir«, sagte Duncan. »Eine neue Bauart des üblichen Afus.« Der Afus oder Agentenfunk war ein von Telefunken hergestelltes Koffergerät mit einem Kurzwellensenderempfänger. Ein neues Modell bedeutete, daß der Afus und wahrscheinlich auch der ihn bedienende Agent vor kurzem in New York angekommen war. Aber Weatherburn ignorierte Duncan und wandte sich Cordi zu. »Das war aber sehr leichtsinnig, mein Kind. Er hätte Sie erschießen können.«

»Ich sah nicht viele treue Ritter, die mir zu Hilfe eilten.«

»Er hatte uns sozusagen in der Zwickmühle«, belehrte Weatherburn sie. »Jetzt ist der Mann tot, und wir wissen nicht, an wen er gesendet hat. Zu schade, daß Sie sich von ihm packen ließen...«

»Er überraschte mich, ich versuchte, an ihm vorbeizukommen, und ahnte nicht, daß er es auf mich abgesehen hatte.«

»Sie vergessen manchmal, daß Sie eine Frau sind... Wie geht es der Hand?«

Cordi hielt den Verband hoch. Die Verletzung ließ das Gefühl, sich dumm aufgeführt zu haben, etwas verblassen. »Duncan hat mir etwas Salbe draufgeschmiert.«

»Und die... äh... die anderen Stellen?«

Weatherburn hatte den größten Teil seines Lebens fern der Weiblichkeit in Kasernen verbracht. Cordi sagte: »Die... äh... anderen Stellen tun zwar noch ein bißchen weh, sind aber nicht verletzt.«

»Das freut mich«, brummte Weatherburn in seinen Bart. Er klatschte in die Hände, wie er es tat, wenn er etwas betonen wollte. »Der Nazi hat bekommen, was er verdiente, aber die Sache war verpatzt. Schon Glück mit dem Tondraht gehabt?«

»Noch nichts. Nur ein paar Piepser. Wollen Sie es hören?«

»Später. Was ist das für ein neues Gerät, Duncan?«

»Nun, es dient offensichtlich dazu, die Meldung auf den Draht zu übertragen. Kein Telegrafenschlüssel. Dann würde es nämlich die magnetischen Impulse ganz normal auf den Draht übertragen haben, der es dann an den Lautsprecher weitergibt.«

»Keine Ahnung, wovon Sie da reden, aber ich glaube Ihnen. Nur eine Frage: Wenn es keinen Telegrafenschlüssel gibt, wie kann er dann auf Fragen vom Empfänger antworten?«

»Die Stelle für den Schlüssel ist da, aber kein Schlüssel. Haben Sie etwas in seinen Taschen gefunden?«

»Dank Cordi waren seine Taschen durchlöchert.«

Duncan lächelte. Weatherburn sagte, er würde über den Vorfall von heute abend berichten, und Mark folgte ihm schweigend durch die Tür. Duncan erhitzte ein Löteisen und wandte sich wieder dem Afus zu. Cordi spulte noch einmal den Draht zurück und spielte ihn ab.

Eine rasche Folge hoher Piepsgeräusche wie aus einem Grammophon, das mit hundertfacher Geschwindigkeit läuft, und dann hörte es so plötzlich wieder auf, wie es begonnen hatte. Sie stellte nochmals ein. Sechs Sekunden Piepsen, dann Stille. Sie hatte vorher versucht, den Draht rückwärts abzuspielen, aber ohne Erfolg. Sie stellte ab und starrte auf das häßliche Gerät.

Es war still im Zimmer, und man hörte nur Duncans selbstzufriedenes Gemurmel, als ob der Sender ihm ein Geheimnis preisgebe, das nur er verstand. Sechs Zimmer lagen zwischen diesem Raum und der äußeren Flurtür. Das eine Fenster war mit doppelten Läden verschlossen. Eine ultramoderne Rechenmaschine stand an der Rückwand, und den Schrank füllte ein großer Kurzwellenempfänger aus. Die übrige Einrichtung bestand aus Sesseln, einem Polstersofa, auf dem man in langen Nächten recht unbequem lag, einer Heizplatte mit Kessel, einer Kommode, Schreibtischen und Telefonen.

Bei aufgeschlagenen Läden, was höchst selten geschah, bot das Fenster einen schmalen Ausblick nach Norden mit einem Stück des Central Parks und den Hotels Essex House und Hampshire House auf der Südseite des Parks. Cordi, Mark und Duncan hatten Zimmer im Meurice-Gebäude, aber Weatherburn, dessen Tarntätigkeit ihm gesellschaftliche Verpflichtungen auferlegte, bewohnte ein Penthouse im Hampshire, auf dessen hohem kupfergrünem Spitzdach sie eine ihrer Abhörantennen angebracht hatten. Das vierzehnstöckige Meurice auf der Hinterseite der Achtundfünfzig-

sten Straße war zu niedrig, um Kurzwellsensignale über die Wolkenkratzer der Mittelstadt hinweg zu empfangen.

Plötzlich hörte Cordi ein neues Geräusch. Duncan starrte schweigend, den Kopf in die Hände gestützt, auf das Sendegerät. Draußen vom Central Park her hörte man das Hufgeklapper eines Droschkenpferds.

»Duncan?«

»Laß mich in Ruhe, Cordi. Ich bin mitten in der Arbeit.«

»Wie kann ich dieses Ding langsamer laufen lassen?«

»Weiß ich nicht, Cordi. Setz dich doch drauf.«

Cordi flötete: »Duncan, hilf mir bitte mit einem deiner Zaubertricks.«

»Was willst du denn?« Er stand auf und warf einen Blick auf ihr Gerät.

»Ich möchte den Draht langsamer abspielen.« Sie streckte mit gespielter Hilflosigkeit die verbundene Hand in die Luft. »Kannst du mir nicht eine Art von Drehknopf anbringen?«

Duncan ging zu seiner Werkbank zurück, kramte in seiner Ersatzteilkiste. Er zog den Stecker des Drahttongeräts aus der Dose, durchschnitt die Schnur, säuberte beide Enden und schloß sie an einen Kasten mit einem runden Knopf an. Als er den Knopf drehte, spulte sich der Draht immer schneller ab.

»Herzlichen Dank, Duncan.«

»Sei vorsichtig, sonst brennt dir das Ding durch.« Er machte sich wieder an seine Arbeit, während Cordi umspulte und den Draht immer wieder und immer langsamer abspielen ließ. Zehn Minuten später, als das Alarmlicht flakerte, war sie so erregt, daß sie fast den Revolver vergessen hätte.

Es waren Weatherburn und Mark. Weatherburn ließ sich müde in einen Sessel sinken. Die Uhr über dem Empfänger zeigte vier Uhr dreißig morgens an. Cordi und Mark tauschten einen raschen Blick aus. Daß Weatherburn sich müde zeigte, geschah höchst selten und war beunruhigend. Für einen Mittfünfziger, der so viele Jahre in der Armee und im aktiven Geheimdienst hinter sich hatte, verfügte er über eine derartige Energie, daß man ihn kaum für wesentlich älter als seine Mitarbeiter gehalten hätte... bis ihn dann

plötzlich die Erschöpfung wieder zu einem alten Mann werden ließ. Er zuckte verärgert die Schultern. »Was ist nun mit diesem Draht?«

»Hören Sie!« Sie spulte den Apparat zurück. Mark saß auf dem Sofa und streckte seine langen Beine aus. Cordi drückte auf den Anstellknopf. »Hier ist, was er gesendet hat. Erinnert ihr euch, wie Duncan sagte, es seien die gleichen elektrischen Impulse wie bei einem Telegrafenschlüssel?«

Das hohe Piepsen ertönte sechs Sekunden lang.

»Klingt wie Mickymaus«, sagte Mark.

»Es hat mich zuerst verwirrt«, sagte Cordi. »Dann erinnerte ich mich zufällig an etwas aus dem Schulungskurs in Betchley über Zeitraffer. Duncan hat dann diesen Verstellknopf eingebaut. Was ist das für ein Ding, Duncan?«

»Ein Rheostat. Rheo für Strom, Stat für Festsetzen. Damit kann man die Menge...«

»Weiter«, unterbrach ihn Weatherburn.

Cordi drehte am Knopf. »Jetzt hört ihr es fünfmal langsamer.« Sie ließ es ein paar Sekunden laufen, stellte ab, spulte wieder zurück.

»Jetzt ist es Goofy«, sagte Duncan, setzte sich auf die Kante ihres Schreibtischs und berührte fast ihre Hand. »Was kommt als nächstes?«

»Zehnmal langsamer«, sagte Cordi. »Hört.« Der Apparat ließ ein Klopfschlagzeichen vernehmen, und alle setzten sich auf.

»Morse«, sagte Weatherburn. »Wie hat er das getan?«

»Er hat die Meldung von einem Telegrafenschlüssel aufgenommen. Dann hat er das Drahttongerät auf schnell eingestellt und es mit einem zweiten Aufnahmegerät in zehnfacher Geschwindigkeit auf diesen Draht aufgenommen. Wer die Sendungen in Deutschland empfängt, tut dann genau das, was wir eben getan haben, eine Sendung von einer Minute in sechs Sekunden.«

»Ich konnte es nicht entziffern«, sagte Mark.

»Vielleicht sollte Duncan einmal versuchen, die Entschlüsselung zu finden.«

»Los, Duncan«, befahl Weatherburn.

»Sir, ich bin fast fertig mit dem Sender. Er ist auf eine sehr enge Frequenz eingestellt.«

»Später«, sagte Weatherburn. »Hören wir zuerst, was er gesendet hat.«

Cordi spulte zurück. »Wartet. Hört noch einmal zu.«

»Soll ich den Code vielleicht aus der Luft greifen?« fuhr Weatherburn sie an. »Duncan soll es machen.«

Cordi spielte den Draht ab, und die Morsezeichen ertönten noch einmal. »Hört ihr nicht? Die Faust. Die Hand des Telegrafisten. Erkennt ihr es nicht?«

Sie lauschten gespannt. Ein leichtes Lächeln huschte über Weatherburns Gesicht, und das wollte viel heißen. »Ist er es?«

Cordi nickte. »Ich glaube, es ist die Faust der Otter.«

»An die Arbeit, Duncan!«

Duncan nahm seinen Kopfhörer und schloß ihn an das Drahttongerät an. Er übersetzte rasch den Morsecode in ein Gewirr von Blockbuchstaben, der deutschen Ziffer entsprechend, die er in die komplizierte Rechenmaschine fütterte. Cordi kochte Tee. Weatherburn goß einen Schuß Whisky in seine und Marks Tasse, und sie tranken, rauchten und unterhielten sich leise, um Duncan nicht zu stören.

Sie waren geschulte Telegrafisten, und in ihren Ohren war die »Faust« oder »Hand« eines Telegrafisten – das Muster, nach dem er die kurzen und langen Impulse des Morsecodes zusammensetzte – ein ebenso wichtiger und deutlicher Hinweis wie eine Unterschrift.

»Könnte er nicht der Mann auf dem Dach gewesen sein?« fragte Cordi.

Weatherburn schüttelte entschlossen den Kopf. »Dann wären Sie längst tot, junge Frau. Außerdem wissen wir, daß er bisher nie eine Waffe benutzt hat. Wir wissen auch, daß der Posaunist im letzten Sommer in das Orchester eingetreten ist, und der Mann, den wir suchen, war in England, bis die Japaner Pearl Harbor angriffen.«

»Genau wissen wir das nicht«, sagte Cordi. »Wir haben Drahtaufnahmen von seiner Hand, die seit 39 aus Amerika gesendet worden sind.«

»Ähnliche«, sagte Weatherburn mit erhobener Hand. »Natürlich wissen wir es nicht genau. Ich hatte sogar bis jetzt angenommen, daß er immer noch in England sei, während wir in New York vergeblich nach ihm suchen.«

»Es ist mehr als eine Ähnlichkeit«, warf Cordi ein. »Wißt ihr, was ich glaube? Ich glaube, er ist sowohl in New York als auch in England gewesen.«

»Hin und her gereist.« Weatherburn nickte. »Ich muß gestehen, daß ich auch daran gedacht habe.«

»Aber wie?« fragte Mark.

Weatherburn zuckte die Schulter. »Auf einem U-Boot. Oder auf einem unserer Transportschiffe. Vielleicht sogar mit einem alliierten Kurierflugzeug. Ein erschreckender Gedanke. Denn in diesem Falle wäre er unter uns. Deshalb dürfen wir vier niemandem vertrauen.« Er blickte Cordi und dann Mark an. Sie bemerkte eine seltsame Intensität in seinen Augen. Fast Vergnügen. »Absolut niemandem«, wiederholte er und lachte plötzlich auf. »Ist schon ein starkes Stück, die Antenne der RCA zu benutzen.«

»Der Kerl hat Nerven«, sagte Mark. »Direkt vor der Nase der BSC.« (British Security Coordination)

»Aber auch wir haben Nerven«, sagte Weatherburn. »Duncan, warum machen Sie so lange?«

»Der Text ist auf deutsch chiffriert«, brummte Duncan zurück.

»Soll ich es mal versuchen?« fragte Cordi.

»Bitte sehr«, sagte Duncan. »Diese Deutschen! Kein Wunder, daß sie Mathematiker hervorgebracht haben. Wer käme sonst auf die Idee, in Zahlen zu verschlüsseln?«

»Musiker«, sagte Mark St. George.

»Das ist für mich das gleiche«, brummte Duncan. Cordi lächelte Mark zu. Sie mochte beide, aber Duncan war zu sehr auf ihr Höschen aus, um ein wahrer Freund wie Mark zu sein.

»Wenn es noch lange dauert«, bemerkte Weatherburn mit saurer Miene, »werden wir Cordi mit einem Fallschirm über dem Hauptquartier der Abwehr runterlassen müssen, damit sie sich bei Admiral Canaris die Übersetzung besorgt.«

»Wir hätten ihn gar nicht erst senden lassen sollen«, sagte Mark. Sie hatten zwar erfahren, daß der Musiker vom Gebäude der RCA aus sendete, jedoch nicht gewußt, wo und wie er an die Überseeantennen herankam, und es hatte sie wertvolle Minuten gekostet, ihn auf dem Dach zu finden, nachdem er in der Küche verschwunden war.

»Macht nichts«, sagte Weatherburn. »Wir werden seinen

Tod für uns behalten und sein Zimmer überwachen. Wer weiß, was da noch alles auftauchen kann? Und niemand wird wissen, daß wir den Text der Meldung kennen. Verdammt noch mal, Duncan, sollen wir vielleicht inzwischen schlafen gehen?«

»Ich habe es entschlüsselt, Sir. Die gleiche Chiffrierung, die sie seit Januar benutzten. Er beendet die Sendung mit ›Otter‹.«

»Geben Sie es Cordi. Nun los, Mädel, was hat er gesagt? Bei Gott, diesmal haben wir den Kerl.«

Cordi las den deutschen Text durch. Dann schrieb sie konzentriert die zwanzig Worte der Einminutensendung auf einen Notizblock, den sie dann schweigend Weatherburn überreichte.

»Was ist los, Cordi? Sie sehen wie ein Gespenst aus.«

»Er hat den morgen abfahrenden Konvoi gemeldet.«

»Was? Das ist aber seltsam. Zeigen Sie mal.«

Während Weatherburn sich die Meldung durchlas, stand Mark auf und legte Cordi die Hand auf die Schulter. »Die atmosphärischen Bedingungen waren heute sehr schlecht. Wahrscheinlich ist die Sendung gar nicht bis nach Deutschland durchgekommen...«

Cordi berührte dankbar seine Hand. Seine Finger fühlten sich warm und schützend auf ihrer nackten Schulter an. Mark hatte recht. Die atmosphärischen Bedingungen hatten sich im Laufe des Nachmittags durch einen Sturm auf See derartig verschlechtert, daß sie gefürchtet hatten, der Verdächtige im Rainbow-Room würde heute gar nicht zu senden versuchen. Der Himmel hatte aufgeklart, aber es war nicht sicher, ob die Meldung über den schnellen Konvoi ihr Ziel erreicht hatte.

Weatherburn blickte auf und wiederholte: »Seltsam.«

»Was ist seltsam, Sir?« fragte Duncan, während er die Rechenmaschine abstellte.

»Die Otter ist sonst viel zu wichtig, um sich mit solchen Kleinigkeiten zu befassen.«

»Er beschreibt die Fracht des Konvois und gibt die Abfahrtzeit an«, sagte Cordi erregt. »Das würde ich kaum als eine Kleinigkeit bezeichnen... Was brauchen die U-Boote mehr?«

»Es gibt ein Dutzend deutscher Spione in New York für diese Art von Arbeit. Sie funken mit schwachen Sendegeräten nach Südamerika, von wo die deutschen Gesandtschaften es nach Berlin weiterleiten. Die Hälfte dieser Meldungen kommt nicht durch. Irgendwie entspricht das nicht dem Stil der Otter.«

»Ich sehe nicht ein, warum es sich nicht jeder deutsche Spion zur Ehre machen würde, den U-Booten einen großen Konvoi zu melden.«

»Er ist aber kein Spion, der sich mit derlei Einzelinformationen abgibt, Cordi. Das hat er nie getan. Er ist ein Saboteur, und ein verdammt guter noch dazu. Und ein Meisterintrigant. Erinnert euch doch, wie er bei uns einen ganzen Frachtzug mit Bomben von einem Dock am East End, das die Luftwaffe verfehlt hatte, ableitete. Oder wie er unseren angeblichen Geheimsender in Genf zerstörte. Oder wie er unser Netz in Holland aufliegen ließ. Und Gott weiß, inwieweit er in Spanien und Lissabon die Hand im Spiel hatte.«

Cordi gab sich geschlagen.

Weatherburn stand auf, ging im Zimmer auf und ab. Seine Müdigkeit hatte er wie einen alten Mantel abgeschüttelt, und jetzt fuchtelte er mit den Händen und kam auf sein ursprüngliches Thema zurück. »Wir haben es hier mit einer persönlichen Schöpfung des Admirals Canaris zu tun – dessen bin ich sicher –, mit einem Meistersaboteur, der völlig freie Hand hat, mit der vollen Unterstützung des Reichs im Rücken alles zu zerstören, was er für wichtig hält. Allein deshalb ist die Meldung eines Geleitzugs viel zu geringfügig für ihn. Er möchte uns glauben machen, es sei nur das, aber es ist etwas viel Größeres. Er hat sich in New York niedergelassen, und ich bin überzeugt, daß wir noch viel von ihm hören werden. Er könnte sich sogar in die BSC eingeschleust haben. Deshalb seid ihr drei hier zu den strengsten Sicherheitsmaßnahmen verpflichtet, und ich bin der einzige Offizier der BSC – außer meinen unmittelbaren Vorgesetzten –, der euch und dieses Zimmer kennt.«

Weatherburn blieb am Fenster stehen, öffnete die beiden Läden, warf einen Blick auf die Straße im Dämmerlicht.

»Und da wir seinen Namen nicht kennen«, sagte Cordi,

»sollten auch Sie keine Dummheiten machen, wenn Sie dem Bus auf der Fünften Avenue begegnen, Sir.«

»In bezug auf Sicherheit verstehe ich keinen Spaß«, fuhr Weatherburn sie an.

Duncan und Mark tauschten Blicke aus. Gewöhnlich konnte sich Cordi allerlei herausnehmen, aber nicht diesmal. Sie sagte: »Es tut mir leid, ich wollte nur...«

Weatherburn unterbrach sie. »Gerade Sie sollten besser als wir die Gefahr kennen, sich falschen Leuten anzuvertrauen.«

Cordi wurde blaß. Sie hob das Kinn, und rote Flecken der Wut zeichneten sich auf ihren Wangen ab.

Weatherburn war noch nicht fertig. »Ihr scheint immer noch nicht begriffen zu haben, wie heikel unsere Lage ist, wie sehr wir Infiltration und Verrat ausgesetzt sind. Herrgott noch mal, bildet ihr euch vielleicht ein, wir seien die einzigen, die sich auf dieses Spiel verstehen? Glaubt ihr, die Falle, in die die MI-5 die Nazis in England gelockt hat, könnte nicht auch uns gestellt werden? Glaubt ihr, die Deutschen seien Schwachköpfe? Glaubt ihr das?«

»Nein, Sir.«

»Das möchte ich euch auch verdammt geraten haben, denn sonst wacht ihr eines Tages an einen Stuhl gefesselt in einem ihrer Verhörzimmer auf.« Er schlug die Läden krachend zu und verschloß sie fest.

»Könnt ihr mir vielleicht mit Sicherheit sagen, daß der Portier da unten nicht von der Otter eingesetzt worden ist? Und wer ist der Sohn des Gemüsehändlers, der angeblich gerade eben auf Urlaub heimgekehrt ist? Und wie steht es mit Ihrem Taxichauffeur, Mark? Oder mit dem Mann neben Ihnen an der Bar, Duncan? Und Sie, Cordi? Was wissen Sie von dem Polizeiinspektor, den Sie heute nachmittag interviewt haben? Wem berichtet er wirklich?«

Der Seemann von der Küstenwache am Pier von Hoboken hatte eine nagelneue Uniform, ein frisch poliertes Seitengewehr, ein Notizbrett und Befehl, ausnahmslos niemanden ohne Ausweis durchzulassen. Geleitschiffe nahmen Vorräte und Munition über, und der Chef hatte sich mit seinen Sicherheitsmaßnahmen sehr wichtig getan, aber bis jetzt tat dem Mann nur der Arm weh vom Heranwinken der Lastwagen und dem Grüßen der Offiziere. Dann fuhr ein New Yorker Taxi am Tor des Hofes vor, ein sehr hübsches Mädchen stieg aus, und plötzlich war die Arbeit wieder angenehm.

»Ich muß zur *Lewiston*«, verkündete sie gelassen, während sie sich den Hut und das rötlichbraune Haar im Widerschein des Wachhausfensters richtete. Sie hatte einen englischen Akzent und trug einen weißen Verband an einer Hand. Sie wandte sich ihm lächelnd zu. »Wo liegt das Schiff?«

Er grinste sie an. »Ich darf Sie nicht auf den Pier lassen, Süße.«

»Warum nicht?«

»Weil Sie den Verkehr aufhalten würden.«

Ihr Lächeln verschwand, und der Blick ihrer blauen Augen gab ihm sofort das Gefühl, einen Fehler gemacht zu haben. Kapitäne hatten solche Augen. Jetzt fiel ihm auch auf, was er bemerkt haben sollte, bevor er sich seinen Witz mit ihr erlaubte – teure Kleidung, steife Haltung, das Aussehen einer reichen jungen Dame.

Verdammt noch mal, hatte er die Frau eines Admirals beleidigt? Aber dazu war sie zu jung. Die Tochter eines Admirals? Das wäre noch viel schlimmer. Er schlug die Hacken zusammen, murmelte eine Entschuldigung und salutierte.

»Darf ich Ihren Ausweis sehen, gnädige Frau? Bitte?«

»Was hatten Sie eben zu mir gesagt?« Ihre Stimme war eiskalt, und ihr Akzent gab den Worten noch mehr Nachdruck, aber als er noch einmal sein »Bitte um Verzeihung,

gnädige Frau«, murmelte, vergab sie ihm mit einem so herzerwärmenden Lächeln, daß er die Kapitänsaugen im Nu wieder vergaß.

»Wir machen eine Livesendung«, sagte sie. »Mein Ausweis ist im Aufnahmewagen, und der ist noch nicht hier. Ich bin vorzeitig gekommen, um die Seeleute auszusuchen, die wir interviewen wollen.«

»Jawohl, gnädige Frau«, sagte er und hatte keine Ahnung, wovon sie redete. Sie hatte eine weißleuchtende Haut, und wenn die Sonne auf ihr Haar fiel, wirkte es fast rot. Sie schien seine Verwirrung zu bemerken und lächelte wieder.

»Ich bin Korrespondentin der BBC.«

Er blickte sie verständnislos an.

»British Broadcasting Corporation. Wir machen eine Livesendung. Ich bin Funkreporterin.«

»Ach so, ich verstehe. Aber ohne Ausweis darf ich Sie leider nicht durchlassen, gnädige Frau.«

»Nun tun Sie mir bitte den Gefallen und sagen den Toningenieuren, wenn sie mit dem Aufnahmewagen kommen, ich sei zur *Lewiston* vorausgegangen, und sie sollen mir folgen. Werden Sie ihnen den Weg zeigen?«

»Gewiß, gnädige Frau, aber ich weiß nicht, ob ich Sie durchlassen kann, bevor ich Ihren Ausweis gesehen habe.«

»Meinen Sie wirklich...?«

»Ich werde mal meinen Chef fragen.«

»Vielen Dank«, sagte sie und blickte über die Pflastersteine und Schienen zum Pier hinaus. »Und würden Sie ihn bitten, mich zu begleiten? Ich möchte nicht gern allein an all diesen Matrosen vorbei.«

Der Mann von der Küstenwache nahm den Geruch ihres Parfüms wahr. Der Gedanke, dieses hübsche junge Mädchen der Begleitung seines groben und ekligen Unteroffiziers anzuvertrauen, war ihm unerträglich. Er schlug das Haupttor vor einem ankommenden Lastwagen mit Anhänger zu.

»Ich führe Sie, gnädige Frau.«

Ihr Lächeln war ihm Lohn genug. Sie hatte lange Beine und ging trotz ihrer hohen Absätze ziemlich schnell. Während er an den Lagerhäusern vorbei neben ihr hertrabte,

hielt er sein Notizbrett hoch. »Ihren Namen bitte, gnädige Frau. Ich muß jeden aufschreiben.«

»Grey. Cordelia Grey... Da ist ja schon der Pier. Jetzt schaffe ich es allein. Welches Schiff ist die *Lewiston*?«

»Ganz am Ende, quer zum Dock festgemacht.« Er fand den Mut, sie nach dem Thema ihres Interviews zu fragen, aber sie schüttelte nur den Kopf und ging weiter.

Der Pier war hölzern und alt, und die Planken waren so ausgetreten und in der Sonne geschrumpft, daß das Flußwasser durch die breiten Spalten zu sehen war. Eine Meile jenseits des Hudson hob sich die Silhouette Manhattans am rasch grauer werdenden Himmel ab. Im Fluß wimmelte es von Schleppdampfern, Frachtern und grauen Kriegsschiffen, die kleine weiße Rauchwolken aufsteigen ließen. An den beiden Seiten des Hauptpiers lagen lange und breite Kais mit Eisenbahnschienen, Güterwagen und Rangierlokomotiven, wie man sie überall an den östlichen Endstationen an der Küste von Jersey findet: Lebendige Erinnerungen daran, warum die Otter in den Hafen von New York gekommen war.

Auf halbem Weg über den Pier blieb Cordi Grey einen Augenblick verblüfft stehen. Das am Ende quer festgemachte Schiff entsprach gar nicht ihrer Vorstellung von der *Lewiston*, auf der ihr Bruder sich befinden sollte. Es war kein Geleitflugzeugträger, sondern ein ziemlich großer Frachter mit überhöhtem Vordeck, Mittelschiff und Heck von etwa achttausend Tonnen, viel breiter und höher als die Geleitzerstörer und Korvetten, die daneben klein und schwächlich wirkten.

Sie trat näher, und als sie es in seiner ganzen Länge hinter einer Korvette sah, die ihr vorher die Sicht verbaut hatte, blieb sie abermals stehen und blickte ungläubig zu dem Flugzeug auf dem Bug, einer Sea Hurricane, das eine Bruchlandung auf dem Vordeck gemacht zu haben schien. Aber das war nicht der Fall. Das Kampfflugzeug stand abflugbereit auf einem Katapult.

Dann kam Tom die Gangway heruntergeeilt, sofort erkennbar an seinem schlaksigen Schritt, rief ihren Namen

und rannte auf sie zu. Cordi lächelte trotz ihrer Ängste. Er umarmte sie brüderlich und gab ihr einen Kuß auf die Wange, sehr zur Enttäuschung der zuschauenden Matrosen, und dann wich er nervös zurück.

»Wie hast du einen Ausweis bekommen?«

»Ich habe der Wache erzählt, ich mache eine Livesendung.«

Toms Gesicht war durch ein blaues Auge verunziert, das er vorgestern bei seiner Ankunft in New York noch nicht gehabt hatte. »Und wo ist der Aufnahmewagen?«

»Der Mann glaubt, er käme mit meinem Ausweis. Was soll das für ein Schiff sein?«

»Was ist mit deiner Hand passiert?«

»Ich habe sie mir mit kochendem Wasser verbrüht. Hier ist alles so anders. Die Hähne drehen sich in der falschen Richtung auf, und die Lichtschalter werden auf- und nicht heruntergeknipst. Und willst du mir jetzt bitte dieses Schiff erklären?«

»Was hältst du davon?« fragte er leichthin.

Außer seiner Größe konnte man dem Frachter nicht viel Gutes nachsagen. Rostig, verbeult und zerkratzt, schien er dem Nordatlantik kaum gewachsen zu sein. Bezüglich der deutschen U-Boote hatte Tom gestern, wahrscheinlich unter dem Einfluß eines Schwipses, sein Schiff »versenkbare Tonnage« bezeichnet. Kein Wunder bei dem Zustand des Schiffes.

»Es ist kein Flugzeugträger«, sagte sie.

Tom grinste, offenbar nervös, sie in die Irre geführt zu haben. Er war ein Jahr älter als sie, aber seit dem Krieg hatte er allmählich die Rolle des kleinen Bruders übernommen – ein Wechsel, den sie beide wortlos hinnahmen, obgleich nur Cordi den wahren Grund dafür kannte.

»Der BBC kann man nichts vormachen. Welche Frau hätte sonst den schweren Mangel an Flugzeugen bemerkt.«

»Ganz zu schweigen vom Fehlen eines Flugdecks«, erwiderte sie verärgert und krank vor Angst um ihn. »Der Start muß ziemlich mörderisch sein.«

»Überhaupt nicht. Ich lasse nur den Motor laufen, und das Dampfkatapult schießt mich wie eine intelligente Kanonenkugel ab.«

»Oder wie einen lärmenden Besoffenen.«

Tom grinste wieder. »Wie du wahrscheinlich bereits weißt, ist dieses Schiff ein CAM. *Catapult Aircraft Merchantman*, Handelsschiff mit Katapultflugzeug. Eine völlig sichere Angelegenheit. Sogar viel besser als ein abschüssiges Flugdeck, auf dem man nur noch beten kann, beim Start genug Fluggeschwindigkeit zu haben, um nicht ins Wasser zu fallen. Außerdem sind unsere wenigen Flugzeugträger für die russischen Konvois eingesetzt, und so bleiben uns vorläufig nur die CAMs, bis neue Flugzeugträger gebaut sind.«

»Und wie landest du? Oh, Tom, wie bist du nur da hineingeraten?«

»Habe ich dir schon mal die Geschichte von dem Piloten des Geleitflugzeugträgers erzählt, der eingeladen wurde, auf einem regulären Flugzeugträger zu landen?«

»Ich will es nicht hören.«

»Wie du weißt, ist ein Geleitflugzeugträger nur ein umgebautes Handelsschiff, auf dem man die Aufbauten abgerissen und ein Flugdeck gebaut hat, das gerade für eine Möwe ausreicht.«

»Ich werde nicht lachen«, sagte Cordi, verschränkte die Arme und gab vor, sich für die Tätigkeit eines Krans, der Kisten in einen Geleitzerstörer lud, zu interessieren. Sie fragte sich, was die britischen Korvetten hier zu suchen hatten, aber dann fiel ihr auf, daß sie Einschußstellen hatten und ausgebessert wurden.

»Eines Tages hat es dieser Geleitflugzeugträgerpilot mit einer besonders unangenehmen Focke-Wulf Condor zu tun, seine Ölpumpe setzt aus, und er verliert an Höhe. Er blickt sich um, und wie es der Zufall will, schwimmt gerade unter ihm ein riesengroßer Flugzeugträger der Royal Navy, die *Ark Royal* höchst persönlich, die sich majestätisch durch die See bewegt, mit Kreuzern an ihren Flanken, Zerstörern an deren Flanken, flatternden Admiralsflaggen und ganzen Hektaren von bimssteingescheuerten Landedecks. Er gibt durch Funk seine Lage bekannt, und die *Ark Royal* erteilt ihm Landeerlaubnis. Sie dreht in den Wind und als der Mann sich ihr nähert, funkt er: ›Welche Piste?‹«

Cordi lachte. »Du wirst nie ernsthaft werden.«

Tom blickte sie an, und während eines schrecklichen Augenblickes war aller Humor verflogen. »Was würdest du an meiner Stelle tun?«

Sie hatte seit Kriegsbeginn nicht mehr geweint und war erstaunt, das heiße Brennen der Tränen in ihren Augen zu fühlen. Denn sie wußte, daß der Konvoi verraten worden war, und sie durfte es niemandem sagen. Und selbst wenn sie sich über alle Sicherheitsregeln hinwegsetzte – Regeln, die Alec das Leben gerettet hätten, falls er gehorcht hätte, anstatt so naiv zu sein, wie sie es alle bei Beginn des Krieges waren –, selbst wenn sie es Tom sagte und sich, Weatherburn, Mark und Duncan bloßstellte, ihre Mission gefährdete, weil Flieger oft lebendig dem Feind in die Hände fielen... selbst dann würde der Konvoi abfahren. Mit oder ohne Warnung hatten die Schiffe keine andere Wahl, als zu versuchen, bis nach England durchzukommen. Und Tom würde sich nicht zurückhalten lassen, denn auch er hatte keine andere Wahl. O Gott... laß ihn heil heimkehren.

Cordi wandte sich ab, blinzelte in die Sonne, klammerte sich an die Hoffnung, daß das Funksignal nicht durchgekommen sei. Aber sie hatte immer noch die Augen voller Tränen, sah nur noch verschwommen die Umrisse der Wolkenkratzer jenseits des Hudson und die Schiffe auf dem Fluß.

Tom bemühte sich, den Augenblick der Angst mit einem Scherz zu überbrücken. »Mach dir keine Sorge. Als einziger Pilot an Bord bin ich rangältester Flugzeugführer. Man wird mich sicher zum Präsidenten der Offiziersmesse wählen.«

Cordi wischte sich die Augen mit ihrem Verband. »Da hast du ja eine tolle Chance, dir das Victoria-Cross zu verdienen... ich nehme an, du hast Mutter nichts davon erzählt.«

Ihr ganzes Leben lang hatten sich Tom und Cordi gegen den Pessimismus ihrer Mutter verbündet und für den Vater Partei genommen, der im Ersten Weltkrieg ebensoviel wie sie verloren hatte, und sogar noch mehr, denn seine Frau betrachtete ihn nur als zweite Wahl, nachdem ihr erster Mann gefallen war. Nach dem Krieg war auch sein Leben in Schutt und Asche vergangen. Aber danach hatte er gelernt, Freude am Erfolg, am Geld und in der Liebe zu seinen

Kindern zu finden. Er hatte Cordis Freundschaft mit dem etwas liederlichen und unkonventionellen Alec ermutigt – sehr gut wissend, wohin es führen würde, jedoch überzeugt, daß Alec im Grunde ein anständiger Mensch war, der in Cordi mehr als ein wohlerzogenes Mädchen, eine ausschließlich für die Ehe und das Kinderkriegen bestimmte Frau sah.

Der Krieg hatte ihm recht gegeben. Was war sie jetzt? Bestimmt keine Mutter, kaum noch eine Journalistin, keinesfalls die Pazifistin, zu der ihre Mutter sie hatte machen wollen, und auch nicht die Schauspielerin, die sie einst zu werden sich gewünscht hatte. Aber vielleicht doch noch ein bißchen Schauspielerin. Die Arbeit mit Weatherburn, die eine ständige Verstellungskunst erforderte, eignete sich am besten für Heuchler und Diebe, aber auch für Schauspieler. Während ihrer Schulung hatte sie alle Arten von Menschen kennengelernt. Manche waren Abenteurer, die meisten Patrioten. Sie selbst hatte persönliche Beweggründe gehabt, nachdem Alec in Genf von den Nazis umgebracht worden war, und unter Weatherburns Einfluß hatte sie sich, um zu überleben, zu einem Profi entwickelt. War sie deshalb hart geworden? Beruflich vielleicht, aber nicht als Frau.

Tom blickte zu seinem Flugzeug auf. Es stand vor dem Katapult wie ein langbeiniges Insekt, das sich die Flügel trocknet. Das Katapult war kaum dreimal so lang wie die Hurricane. »Natürlich nicht. Und ich hatte bestimmt auch nicht die Absicht, es dir zu erzählen. Ich hätte nie geglaubt, daß du durch das Tor kommst. Bisher hat man niemanden durchgelassen.«

»Wahrscheinlich hat ihn die BBC beeindruckt. Jeder möchte gern seinen Namen im Radio hören – aber jetzt sage mir, wie dieses Ding funktioniert. Wann wirst du fliegen?« Sie hörte das Echo Weatherburns in ihrer Stimme. Er ahmte sie oft täuschend nach.

»Wie wir hoffen, nie. Aber falls deutsche U-Boote den Konvoi aus vier Richtungen angreifen und die Geleitschiffe sie nicht zurückhalten können, starte ich, orte die Schweinehunde, beschieße alles, was dumm genug ist, an der Oberfläche zu bleiben, und werfe Wasserbomben auf die übrigen ab.«

»Und was dann?«

»Wenn wir mit ihnen fertig sind, fliege ich noch ein paar Stunden herum und halte nach weiteren U-Booten Ausschau. Dort habe ich eine gute Chance, falls sie untereinander keinen Funkkontakt haben, weil sie mitten im Ozean keine Flugzeuge erwarten.«

»Und was dann?« fragte Cordi, die bereits die Antwort kannte und dennoch hoffte, daß Tom sie ihr irgendwie zuversichtlicher machen würde.

»Nun ja, wenn ich keinen Treibstoff mehr habe, fliege ich zu Mama hier zurück und lande an ihrer Seite im Wasser. Mich holt man rauf, gibt mir trockene Kleider, eine Tasse heißen Tee und einen Räucherhering. Aber zu fliegen habe ich dann nichts mehr, bis wir wieder in England sind.«

»Das Flugzeug versinkt?«

»Es ist kostspielig, aber wenn ich einen Frachter mit zwanzig amerikanischen Flugzeugen im Laderaum rette, habe ich meine Überfahrt bezahlt.«

»Und wenn du auch versinkst?«

»Mit dem Schiff? Das ist kaum anzunehmen.«

»Du weißt genau, was ich meine.«

Tom blickte auf eine Reihe von Frachtschiffen, die flußabwärts kamen, der Lower Bay zu, wo sie den Konvoi bildeten. Er zog ein Päckchen Zigaretten aus seiner ölfleckten Fliegerjacke, bot Cordi eine an und gab ihr Feuer. »Es wäre nicht das erste Mal.«

Cordi nickte. Tom hatte tatsächlich bisher immer Glück gehabt. In der Schlacht um England im vorigen Jahr war er zweimal mit einer Spitfire im Kanal notgewässert, gerettet worden und ohne die geringste Kratzwunde davongekommen.

»Was ist mit deinem Auge passiert?«

Tom grinste. »Die Deutschen in Hoboken hatten britische Seeleute verprügelt. Gestern abend hat mich unsere Besatzung zu einem kleinen Vergeltungsblitzkrieg eingeladen.«

»Hoffentlich ist es ihnen besser ergangen als dir.«

Tom zeigte ihr seine wunden Fäuste. »Ich kenne einen Deutschamerikaner, der seine Knackwurst nur noch durch einen Strohhalm zu sich nehmen kann.«

»Wir scheinen hier nicht sehr beliebt zu sein«, sagte Cordi. »Gestern, nachdem ich dich sah, interviewte ich einen New Yorker Polizeiinspektor, er war ekelhaft.«

»Und was hat er erzählt?«

»Zuerst sagte er, New York City stehe wie ein Mann hinter England. Als ich das Mikrophon abstellte, während man die Platten wechselte, wollte er das Bündnis auf seine Art mit mir besiegeln. Aber daraus wurde nichts, und dann erklärte er, England sei erledigt und Amerika würde die Trümmer auflesen.«

»Da wird Hitler wohl noch ein Wörtchen mitzureden haben, bevor wir wissen, wer von uns den Krieg gewinnt. Möchtest du an Bord kommen? Ich werde es mit dem Alten klären.«

Sie folgte ihm die wacklige Gangway hinauf. Tom stellte sie dem Kapitän vor, einem rundlichen und rotgesichtigen alten Schotten mit trüben Augen. Er lud sie zu einem Drink ein, goß den Whisky mit zitternder Hand ein und versprach Cordi mit heiserer Stimme, er werde den Jungen im Auge behalten.

»Viel gelassener als die Royal Navy«, sagte Tom, als sie die Kommandobrücke verließen. »Hier redet man sich kaum mit Sir an, wie du sehen konntest.«

»Er sieht wie ein Wrack aus.«

»Ein lebender Leichnam. Manchmal machen diese Handelsschiffskapitäne während der ganzen Reise kein Auge zu. Und er ist auch nicht mehr der Jüngste.« Er zeigte ihr seine Kabine, einen Holzverschlag unter dem Vordeck mit einem Vorhang statt einer Tür – »falls ich mal schnell raus muß«, und schließlich, weil Cordi darauf bestand, seine Hawker Sea Hurricane, ein großes einmotoriges Kampflugzeug mit einem schweren dreiblättrigen Propeller, zwölf Maschinengewehren und vier Bordkanonen. Bombenstelle befanden sich unter den Tragflächen.

Cordi zog sich den Mantel aus und kletterte auf das Katalpult, um einen Blick in das Cockpit zu werfen. Tom stieg von der anderen Seite ein und schob die Plastikhaube beiseite, damit sie die Bordinstrumente sehen konnte. Sie starrte wie gebannt.

»Robert?« fragte Tom mit ernster Stimme. Sie blickte

ihren Bruder an und war überrascht, Falten um seine Augen zu sehen, die sie noch nie bemerkt hatte. Sie nickte. 1938, während Tom Schmiere stand, hatte sie sich mit ihrem Vetter Robert in das Cockpit von Roberts nagelneuer RAF Hurricane gezwängt – eine Leistung, die die meisten Piloten für unmöglich hielten, und vor allem für unwahrscheinlich bei Blutsverwandten.

Sie saß auf Roberts Schoß. Er war drahtig dünn, und der Sitzgurt preßte sie zusammen wie zwei Stücke aus nassem Glas. Robert fand Platz, den Motor zu starten und das schwerbewaffnete Kampfflugzeug aufsteigen zu lassen. Sie kreisten über London in einem wolkenlosen Sommerhimmel. Damals war es noch eine herrliche Stadt voller Grünflächen und Kirchtürmen, bevor die Deutschen es zerbombten.

Sie wären unbemerkt zum Flugplatz zurückgekehrt, wenn Cordi Robert nicht herausgefordert hätte, unter der Towerbrücke hindurch zu fliegen. Herausforderungen waren bei den dreien von früher Kindheit an das Lieblingsspiel gewesen – ein Sprung vom Heuboden in einen Heuhaufen, Schwimmen bis zum Holzpflöck in der Mitte des Sees, Betreten eines Spielcasinos der Gangster in Soho... Robert flog mit senkrechten Tragflächen, ging im Sturzflug auf das ahnungslose London nieder, streifte zentimeternah über die Dächer von Westminster und brauste mit fünfhundert Stundenkilometern die Themse herunter.

Auf dem Fluß drängten sich Frachtschiffe und Schleppkähne. Sie flogen so niedrig, daß Cordi die verblüfften Gesichter ihrer Besatzungen sah, die wie Schneeflocken vorübertrieben. Die Towerbrücke wurde immer größer, aber der Raum zwischen den massiven Steintürmen schien immer tiefer und enger, viel tiefer als das Flugzeug fliegen konnte, viel enger als seine breiten Tragflächen. Sie fühlte, wie sich ihr Körper vor Angst und Erregung spannte. Fußgänger rannten erschrocken in Deckung.

Das Flugzeug schoß wie ein schwarzer Blitz zwischen den Türmen hindurch, und dann waren sie mit ohrenbetäubendem Dröhnen unter der Brücke. Aber vor ihnen blockierte ein Wall von Lagerhäusern eine Windung der Themse. Robert riß den Knüppel mit aller Kraft zurück. Die Lagerhäu-

ser kamen in gefährliche Nähe, sahen aus, als seien sie auf die Windschutzscheibe gemalt. Dann gewann die Hurricane wieder Höhe, und sie sahen nur noch den blauen Himmel.

Robert, der unter Cordi saß, hatte eine Erektion. Sie drehte sich um und küßte ihn auf den Mund. Die gewaltige Geschwindigkeit hatte das Tabu der Jugend gebrochen, Jahre des Verlangens plötzlich freigesetzt. Sie verschmolzen mit ihren Lippen und Zungen und Zähnen, bis die Luft dünn wurde, die Hurricane nicht mehr steigen konnte und wie ein erschöpftes Pferd auf die Seite fiel.

Robert setzte zu einem steilen Sturzflug an, den er zu einem raschen und eleganten Landeanflug über dem Flugfeld ausglich. Cordi hätte ihm ihre Jungfernschaft auf dem Gras neben dem Flugzeug geopfert, wenn sie nicht der Staffelführer ihres Vetters mit einem noch wütenderen Vize-marschall der Luftwaffe empfangen hätte. Es war das Jahr von München, man fürchtete den Krieg, Piloten waren sehr gefragt, und nur deshalb begnügte sich die RAF damit, Robert vom Leutnant zum Sergeanten zu degradieren und ihn auf einen fernen Luftwaffenstützpunkt in Nordafrika strafzuversetzen. Sie konnten sich nur noch telefonisch verabschieden, und dann war er fort.

Im letzten Frühling vor einem Jahr, hatten ägyptische Spione den britischen Flugplatz mit Fackeln beleuchtet, um Rommels Stukas den Weg zu weisen. Robert hatte Bruch gemacht, als er über die zerbombte Piste starten wollte. Später hatten die britischen Panzertruppen den zerstörten Flugplatz besetzt, und man fand Robert verblutet in seinem Cockpit und von arabischen Nomaden bis auf die Haut beraubt und ausgezogen.

Alec... Robert... Cordi hatte bereits zu viel zu betrauern. Und jetzt Tom? »Weißt du, wann man dich wieder nach New York schicken wird?« fragte Cordi über das Cockpit hinweg.

»Bald. Sie wollen mich im Pendelverkehr behalten.«

Cordi atmete auf. Tom hatte mehr als seinen Teil in den harten Kämpfen über England beigetragen. Er verdiente ein wenig Ruhe, und es war besser für ihn, amerikanische Flugzeuge nach England zu liefern.

»Bleibst du in New York?« fragte er.

»Im Augenblick sieht es so aus. Jemand muß dem besorgten Empire melden, was die Amerikaner für uns tun.«

Der Frachter ließ seine Sirene ertönen. Tom warf einen Blick zur Kommandobrücke. »Ich glaube, es ist soweit. Ich bringe dich noch zum Tor.«

»Ich werde vom Pier aus zuschauen.«

»Es wird regnen«, sagte ihr Bruder. Der graue Himmel war noch dunkler geworden, und die Sonne war verschwunden. Cordi kletterte fröstelnd vom Katapult und zog sich ihren Mantel an. Tom begleitete sie bis zur Gangway. »Geh jetzt nach Haus.«

»Ich möchte zuschauen... Wirst du Mama und Papa besuchen?«

»Ich hoffe es, falls ich nicht gleich wieder zurückgeschickt werde.«

»Grüße sie von mir.« Sie öffnete ihre Handtasche und gab ihm ein dick eingewickeltes Paket. »Zucker und Tee.«

»Das hätte ich ihnen auch vom Schiff bringen können.«

»Vielleicht findest du noch etwas anderes. Ein paar Eier oder ein bißchen Butter.« Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und küßte ihn. Sie stießen mit den Nasen aneinander, und er umarmte sie. Sie wollte sagen, ich weiß, daß die Deutschen euch den U-Booten gemeldet haben, aber sie durfte es nicht, und wieder redete sie sich ein, daß es keinen großen Unterschied machte, denn die Konvois hatten keine andere Wahl, als zu versuchen durchzukommen. So sagte sie nur: »Paß gut auf dich auf. Fliege nur, wenn du unbedingt mußt.«

»Ich werde es auf ein Minimum beschränken, glaube mir... Übrigens hoffe ich, daß du mit deinem Auftrag hier gut durchkommst. Du kannst froh sein, daß du aus England raus bist.«

Cordi schüttelte den Kopf. »Die Leute hier sind zu überheblich. Sie haben keine Ahnung, wie es gewesen ist.«

»Sie werden es noch früh genug begreifen. Pearl Harbor war kein Kinderspiel.«

»Vielleicht. Aber manchmal fühle ich mich wie eine versauerte alte Jungfer.«

Tom blickte sie ernsthaft an und war wieder ganz der ältere Bruder. »Hat es seit der Sache in Genf wieder jemanden gegeben?« fragte er geradeheraus.

»Nein, niemanden.«

»Keine Anwärter?«

»Ein paar nette Burschen, aber im Augenblick ist mir nicht danach zumute ... Und wie steht es mit dir? Wie ich höre, stattet die RAF die Uniformen der Fliegeroffiziere mit einem Schnellauslöser aus, um einen gewissen lebenswichtigen Reißverschluß an der Hose zu ersetzen.«

»Eine längst überfällige technische Neuerung.«

Die Schiffsirene heulte erneut, und die anderen Schiffe um den Pier fielen ein. Tom nahm sie beim Arm und führte sie langsam die Gangway herunter, während sich die Seeleute im Regen daran machten, Leinen vorne und achtern loszumachen. Cordi sah Schleppdampfer auf das Schiff ihres Bruders zukommen.

»Das wär's, Cordi.«

Sie umarmte ihn ein letztes Mal. Die Seeleute riefen ihn an Bord zurück, zogen die Gangway hoch und setzten das fehlende Stück Schanzkleid ein. Die Schleppdampfer zogen den alten Frachter vom Pier der Strommitte zu. Langsam verschmolzen die Umrissse der Wolkenkratzer im Regen, und während das Schiff sich entfernte, stellte Cordi fest, wie weniger schmerzlich der Abschied gewesen wäre, wenn es sich um einen Geliebten gehandelt hätte, bei dem man seinen Kummer vorbehaltlos und mit Leidenschaft hätte ausweinen können.

Der scharfe Geruch von heißem Glas und Lötflüssigkeit verbreitete sich im Hinterzimmer des Meurice. Duncan Haig lief zwischen seiner Werkbank und dem Radioempfänger im Schrank hin und her und schloß Drähte an, während Cordi, Mark und Weatherburn die Ergebnisse ihrer Nachforschungen über die Gegenwart der Otter in New York City sortierten.

Cordi hatte die letzten beiden Tage in den Archiven der *New York Times* verbracht. Weatherburn war den BSC-Berichten im Rockefeller Center nachgegangen. Und Mark hatte unzählige Beamte der Sabotagebekämpfungsabteilung bei der New Yorker Polizeibehörde interviewt.

»Falls wir davon ausgehen«, sagte er, »daß die Otter in

New York ist, könnte eine Reihe scheinbar zusammenhangloser Ereignisse im Hafen von New York zu einem Hinweis auf planmäßige Zerstörung führen.«

»Da gibt es kein *falls*«, erwiderte Weatherburn. »Er ist hier, und er hat schon allerlei Schaden angerichtet. Stimmt's, Cordi?«

»Ich muß zugeben, daß es schon eine Menge Schaden gegeben hat«, antwortete Cordi vorsichtig.

»Eine ganz schöne Liste«, sagte Weatherburn. »Schaut euch das an – am dritten Januar, weniger als einen Monat nach Pearl Harbor, ging der Manhattan-Pier 83 in Flammen auf und wäre bis zur Wasserlinie abgebrannt, wenn der Wind sich nicht zum Glück gedreht hätte, denn sonst wäre auch die Fähranlage der Zweiundvierzigsten Straße nebenan zerstört worden. Und mit der Fähre kommen Tausende von Arbeitern von Jersey herüber.«

»Fünf Wochen später brennt die *Normandie* unter höchst verdächtigen Umständen aus und blockiert jetzt zwei der wichtigsten Piers. Damit bleiben nur noch die *Queen Mary* und die *Queen Elizabeth* für die Verschiffung amerikanischer Truppen nach England übrig.«

»Wir haben immerhin noch die *Aquitania* und die neue *Mauretania*...«

Weatherburn schnitt Duncan ungeduldig das Wort ab. »Nicht mit fünfzehntausend Mann per Überfahrt.«

»Fünfzehntausend?«

»Von diesem Sommer an, wie man mir sagte. Man arbeitet bereits an den Verlademaßnahmen. Der größte Teil einer Division mit voller Ausrüstung.«

»Fünfzehntausend Mann. Und wenn so ein Schiff versenkt wird?«

»Die *Queen Mary* ist jedem bisher gebauten U-Boot an Geschwindigkeit voraus.«

»Toi, toi, toi.«

»Die *Normandie* ist ein unberechenbarer Verlust. Ein schrecklicher Schlag für die Moral der Franzosen. Eine Ohrfeige für die Amerikaner. Und ein erstklassiger Propagandacoup für die verdammten Deutschen.«

»Im März brachen eine Menge Brände auf Frachtschiffen im Erie Basin in Brooklyn aus. Fast jede Nacht einer. Dabei

verloren die Briten ganze Ladungen von Zucker, Gummi und Holz und dreißig Grant-Panzer.«

Weatherburn schlug mit den Fingern auf die Armlehne seines Stuhls, stand auf, ging auf und ab. »Dreißig der neuesten Panzer, die in Nordafrika kämpfen sollten, liegen als ausgeglühter Schrott in Red Hook in Brooklyn herum.«

»Im April war es im Hafen ungewöhnlich still, mit Ausnahme kleinerer Brände – zum Teil durch Unfall, zum Teil ganz offensichtlich von irischen Dockern, deutschamerikanischen Bundisten und den allgegenwärtigen Gangstern verursacht. Aber zehn Meilen oberhalb des Hudson entgleiste ein nach den Chelsea-Docks fahrender Güterzug und stürzte mit einer Ladung von Rolls-Royce-Merlin-Flugzeugmotoren, die im Lizenzverfahren in einer Buick-Fabrik in Detroit hergestellt worden waren, in den Fluß. Bei dem Mangel an Arbeitskräften und Ausrüstung wird es lange dauern, bis die Motoren wieder ersetzt sind.«

Weatherburn ließ sich wieder müde in seinen Stuhl fallen und schloß halb die Augen. »Im Mai war er still.«

Duncan Haig überstrich den bloßen Draht und einen Anschluß mit flüssiger Isolierung und lötete die Verbindung zu. Eine kleine weiße, scharf riechende Rauchwolke stieg langsam zur Decke auf. »Was plant er wohl für den Juni?«

Mark St. George meldete sich schüchtern zu Wort.

»Ja, Mark?«

»Aber, Sir, niemand hat bisher schlüssig beweisen können, daß es sich bei diesen Ereignissen um Sabotage handelte...«

Weatherburn antwortete, bevor Cordi die Möglichkeit hatte, Mark zuzustimmen. »Die Amerikaner haben Untersuchungsausschüsse eingesetzt, um die Ursachen des Brandes der *Normandie* zu ermitteln. Sie werden Beweise finden, davon bin ich überzeugt...«

Mark hatte seine eigene Art, auf seiner Meinung zu bestehen. Nicht wie der aggressivere Duncan, der drauflosbrüllte und dann nachgab, oder Cordi, die Weatherburn geradewegs widersprach und dann, wenn sie den kürzeren zog, witzelte und lächelte, weil sie sich ihm gern für ebenbürtig hielt.

Mark sagte: »Ja, aber andererseits hat Mr. Frank Hogan,

der Staatsanwalt von New York City, in der Brandnacht seine eigene Untersuchung durchgeführt und nur Fahrlässigkeit festgestellt.«

»Mr. Hogan muß Rücksicht auf seine Stadt nehmen«, erwiderte Weatherburn. »Ich weiß, daß der Brand der *Normandie* ein Unfall hätte sein können, aber ich kann euch sagen, daß der Marinegeheimdienst Hinweise erhalten hat, nach denen das Feuer zumindest ein Sabotageakt war. Die Amerikaner haben Untersuchungsausschüsse aus dem Kongreß, dem Senat, dem militärischen Nachrichtendienst und dem Marinegeheimdienst gebildet. Die britische Sicherheitskoordinationsstelle wird uns über die Resultate auf dem laufenden halten, aber bis sie nicht nachweisen können, daß es keine Sabotage war, nehme ich an, daß es eine gewesen ist.«

»Was das Feuer auf dem Pier 43 betrifft«, sagte Mark, »so hat nur die Sabotageabwehrabteilung der New Yorker Polizeibehörde den Fall untersucht, und in allen Zeitungsberichten, die die Behörden zitieren, heißt es auch, es sei nur ein Unfall gewesen.«

»Das tun die Zeitungen immer«, entgegnete Weatherburn. »Auf die amerikanischen Zeitungen ist ebensowenig Verlaß wie auf unsere. Die Amerikaner haben eine Heidenangst, auf ihrem heimatlichen Grund und Boden verletztlich zu erscheinen. Pearl Harbor war ein furchtbarer Schlag für ihr Selbstwertgefühl. Der Gedanke, daß sie verletztlich wie jeder andere sind, ist ihnen unerträglich. Sie ziehen es vor, nicht an Sabotage zu glauben, selbst auf die Gefahr hin, den Saboteur ungestraft davonkommen zu lassen.«

»Ich glaube, da haben Sie recht«, sagte Mark. »Sie wollen jenseits der Meere kämpfen, aber nicht hier.« Am liebsten hätte er hinzugefügt: Was ich ihnen nicht übelnehmen kann.

»Und vergeßt nicht«, sagte Weatherburn, »wie besessen die Amerikaner von der Idee sind, in diesem Krieg ganz groß aufzutreten. Ihr wißt ja... das Erwachen des industriellen Riesen und dergleichen. Überall die neuen Rüstungsbetriebe mit den sozialen Einrichtungen...«

»Jemand mußte ja einmal aufwachen«, sagte Duncan. Er war der einzige der Gruppe M, der der Arbeiterklasse entstammte. Sein Vater war Eisenbahner gewesen, und er hatte

die Volksschule besucht. In dem Monat, seit sie in New York waren, hatte er sich zu einem glühenden Bewunderer der Amerikaner entwickelt, die – wie er Cordi erzählte – ihm zum ersten Mal in seinem Leben das Gefühl gaben, gleichgestellt zu sein.

Cordi mit ihrer Hochschulbildung und guter Familie sympathisierte zwar mit ihm, wußte jedoch aus keinerlei Erfahrung, wovon Duncan sprach. Mark hatte in der Royal Navy gedient und auf der Kommandoschulung alle möglichen Leute kennengelernt. Er verstand, wie ein Mann von der Art Duncans sich in einer elitären Gesellschaft fühlte.

»Und Gott sei Dank dafür«, sagte Weatherburn. »Wir haben die Aufgabe, diesen Panzern und Flugzeugen, die hier gebaut werden, den Weg nach England frei zu machen. Darum geht es in unserem Kampf gegen die Otter. Um Transport und Verbindungswege. Admiral Canaris hat ihn geschickt, um diesen Hafen zu zerstören. Er tut sein Bestes, und wir werden ihn stoppen... Wie weit sind Sie mit Ihrem Apparat, Duncan?«

»Fast fertig, Sir.«

»Erzählen Sie Mark und Cordi, was Sie mir gesagt haben.«

Duncan zeigte stolz auf das Funkgerät des deutschen Agenten. »Hier haben wir eine Standardausführung der Funkgeräte deutscher Spione – Afus, Abkürzung für Agentenfunk. Neues Modell, ein bißchen stärker als das vorige, mit fünfzehn Watt statt zehn. Nichts Besonderes, außer Form und Größe, die in diesen Instrumentenkasten hineinpassen, und wenn man diesen kleinen Hebel hier bewegt, der so aussieht, als diene er nur dazu, den Apparat im Posaunenkasten festzuhalten, wechselt man die Frequenz. Gewöhnlich sendet er auf etwa 14,500 Kilohertz und empfängt auf 14,400, aber wenn man den Hebel bewegt, springt er auf 19,000 Kilohertz für die Sendung und 18,900 für den Empfang. Die Amerikaner würden das als völlig neuen Knüller bezeichnen.«

»Warum ist der Hebel getarnt?« fragte Cordi.

»Weil es eine ganz private Verbindung ist.«

»Seht ihr es nicht?« sagte Weatherburn. »Canaris hat der Otter seine eigene besondere Frequenz gegeben, damit die

Sendungen nicht mit den regulären, in Hamburg einlaufenden Spionagemeldungen verwechselt werden können. Eine Privatverbindung, die von einem besonderen Funker bedient wird und nur diese verkürzten Kurzsignale überträgt. Eine Art Privatanschluß, und dank Duncan haben wir jetzt seine Nummer.«

Weatherburn hatte die Gewohnheit, sowohl seine Begeisterung als auch seine Verärgerung stets an einem einzelnen Mitglied der Gruppe auszulassen. Mark schien ein bißchen neidisch über die Aufmerksamkeit zu sein, die Duncan plötzlich genoß. Er fragte: »Soll das heißen, daß wir vier uns vierundzwanzig Stunden am Tag ablösen müssen, um am Empfangsgerät zu sitzen? Das scheint mir nicht sehr praktisch.«

Duncan schien sich kaum noch zurückhalten zu können, und Cordi sagte: »Ich glaube, unser Zaubermeister hat uns wieder mal gerettet.«

»Das kann man sagen«, erklärte Weatherburn. »Wenn er seine Drähte angeschlossen hat, sind wir im Besitz eines automatischen Kontrollsystems für die Frequenz der Otter.«

»Wie ist das möglich?« fragte Cordi.

Duncan schüttelte den Kopf. »Ich wollte, ich könnte den ganzen Ruhm einheimsen, aber eigentlich habe ich mir nur ein paar etwas abseitige Erfindungen auf dem Funkgebiet zunutze gemacht. Vor dreißig Jahren, als Marconi erfuhr, daß die *Titanic* zehn Meilen von einem Schiff entfernt gesunken war, dessen Funkgerät man für die Nacht abgestellt hatte, suchte er nach einer Möglichkeit, Not- und Warnsignale auch an unbediente Funkgeräte zu übertragen. Als es ihm schließlich gelungen war, hatte man sich inzwischen entschlossen, alle Schiffsfunkgeräte rund um die Uhr in Betrieb zu halten, und deshalb wurde die Erfindung nie vermarktet. Ich habe nur Marconis automatischen Funkalarm an unsere doppelte Suchantenne angeschlossen, die eine Sendequelle durch Peilung ortet. Jedes auf der Frequenz der Otter ausgestrahlte Signal wird unseren Richtungswähler einschalten. Dann wird die Quelle von unseren Antennen auf dem Hampshire-Gebäude und unserer zweiten Antenne auf dem Cunard-Gebäude in der unteren Stadt

aus geortet. Wo sich die beiden Linien auf dieser Karte hier dann kreuzen, finden wir die Antenne der Otter.«

»Und was sind diese kleinen Punkte auf dem Millimeterpapier?«

»Ursprünglich Barographen – für die stündliche Messung des atmosphärischen Drucks –, die ich mit den verschiedenen Suchantennen verbunden habe und die, so Gott will, die Richtung der stärksten Signale auf der Frequenz der Otter angeben werden. Wenn also einer von euch die Koordinaten auf dem Apparat sieht, braucht er nur die Linien auf die Karten zu legen, ein Taxi zu rufen und den Scheißkerl festzunehmen.«

»Aber nicht ohne vorher auf die anderen gewartet zu haben«, unterbrach ihn Weatherburn.

Cordi war immer noch über seinen Anraunzer bezüglich der Sicherheitsmaßnahmen verärgert. Sie sagte: »Wir haben etwa acht Millionen Verdächtige in New York. Mit wem fangen wir an, um die Otter zu finden?«

»Was würden Sie vorschlagen?«

»In erster Linie natürlich Leute, die sich mit Transportmitteln auskennen, besonders mit Schiffen. Und mit allem, was im Hafen vorgeht. Vielleicht jemand, der direkt mit Schiffen zu tun hat. Und der genügend gute Beziehungen hat, um zu erfahren, wann Frachtschiffe abgehen.«

»Wie wäre es mit dem Kapitän eines Schleppers?« schlug Duncan vor.

»Das ist gar nicht so weit hergeholt«, sagte Cordi.

»Er hat freien Zugang zum Hafen und das Recht, sich überall hinzubegeben.«

»Die sind eine kleine Bruderschaft«, sagte Weatherburn. Er kritzelte Notizen auf einen Block. »Wir können leicht feststellen, wer kürzlich neu dazugekommen ist. Sehr gut. Wer sonst noch?«

»Dockarbeiter?« sagte Mark.

»Eine zu große Gruppe, um damit etwas anzufangen. Und offen gesagt, kann ich mir die Otter nicht mit der Tarnung eines gewöhnlichen Arbeiters vorstellen. Das würde ihn zu sehr beschränken.«

»Direktor einer Werft oder Reederei?«

»Eisenbahndirektoren«, sagte Cordi. »Führunternehmen, Beamte der Hafenbehörde und so weiter, und so fort. Das könnte eine lange Liste ergeben.«

Duncan kam mit ausgebreiteten Armen an ihnen vorbei, zog Drähte nach. Sie unterbrachen das Gespräch und schauten ihm zu, als er sich vor das Empfangsgerät kniete und die Drähte mit dem automatischen Radioalarm, dem Drahtaufnahmegerät und den Knöpfen der Suchantenne verband. Er stand auf, wischte sich die Hände an der Arbeitshose ab und blickte Cordi erwartungsvoll an in der Hoffnung, sie zu beeindrucken.

»Das wär's. Jetzt brauchen wir nur noch zu warten, bis die Otter Admiral Canaris erzählt, was für Juni auf dem Programm steht.«

6

Aber zwei Wochen später, als sie erfuhren, was die Otter getan hatte, schwieg Duncans automatisches Abhorchgerät immer noch. Die Spule des Aufnahmedrahts hatte sich nicht bewegt, und die Aufzeichnungen ließen nur verschwommene Linien erkennen, die keine Richtung, nur das Vergehen der Zeit angaben.

Cordi Grey meldete sich in einem Büro der achten Etage des RCA-Gebäudes, wie Weatherburn es ihr befohlen hatte, und sie zeigte ihren Deckausweis der BBC am Empfangsschalter der NBC. Die Frau führte sie in ein Tonaufnahmestudio, wo Cordi schon mehrere Male ganz öffentlich gearbeitet hatte, als sie Livesendungen nach London schickte.

Der Raum war dunkel, und sie fand Duncan und Mark im Zimmer nebenan. Mark saß auf dem schäbigen Sofa und rauchte. Duncan blickte durch die Glasscheibe in die Kabine des Toningenieurs. »Die haben da drinnen einen Plattenaufnehmer.«

»Na und?« Mark bot Cordi eine Zigarette aus seinem silbernen Etui an.

»Den möchte ich gerne haben«, murmelte Duncan vor sich hin. »Viel empfindlicher als ein Drahttongerät, das ich in meinen Empfänger eingebaut habe.«

»Aber wird er eine so rohe Behandlung vertragen?« Duncan wollte Mark wütend antworten, aber da eilte Weatherburn herein und erklärte ihnen, warum er sie gerufen hatte. Er schien höchst erregt. Er ging unruhig auf und ab, und seine Stirnader war angeschwollen.

»Ich habe einen Marineleutnant mitgebracht. Er ist gerade von England eingeflogen. Ihr kennt ja die Strecke – Schottland, Labrador, Montreal –, und er ist ziemlich erschöpft. Er wurde hierhergeschickt, um der BSC mitzuteilen, was mit seinem Konvoi geschehen ist. Er hält euch für eine Gruppe von BSC-Agenten – setzt euch zu Mark aufs Sofa.«

Sie nahmen Cordi in die Mitte. Weatherburn schaltete alles Licht aus, außer einer Leselampe, deren Strahl er auf einen Stuhl in der Nähe der Tür richtete. »Ich will nicht, daß er eure Gesichter sieht.«

Er ging hinaus und kehrte mit einem hageren, etwa dreißigjährigen Offizier zurück, dessen Uniform so makellos saß, daß man sich nur schwer vorstellen konnte, welch mühevolle Reise im Bauch eines Bombers er hinter sich hatte. Aber die Müdigkeit zeigte sich in seinen tiefliegenden Augen und seinem wetterharten Gesicht, und da wirkte er viel erschöpfter, als er es eigentlich hätte sein müssen. Die Augen erinnerten Cordi an den schottischen Kapitän der *Lewiston* ihres Bruders Tom – übernächtigt und todesnah.

»Leutnant Naill. Darf ich Sie bitten, Ihre Geschichte vor dieser Gruppe noch einmal zu wiederholen?« Weatherburn stellte sich neben den Stuhl in den Lichtschatten. Naill setzte sich willig, blinzelte nicht einmal, und Cordi erinnerte sich, wie ihr Vater ihr einen vollkommenen Leutnant der Royal Navy als einen Mann beschrieben hatte, der fähig war, auf kurzfristigen Befehl hin eine größere Kolonie zu verwalten.

»Ich bin Leutnant und Sonaroffizier auf dem Zerstörer *H.M.S. Claymore*. Mein Schiff schloß sich einem Geleitzug an, der vor acht Tagen New York verlassen hatte. Unsere

Gruppe löste den kanadischen Geleitschutz ab. Zwei Tage später auf hoher See explodierten vier Schiffe in kurzen Abständen nacheinander und versanken rasch. Während der Geleitzug seine Fahrt fortsetzte, begab sich mein Schiff mit zwei anderen auf die Jagd nach den U-Booten. *Claymores* Sonar zeigte keinen Unterwasserkontakt. Auch nicht die anderen Geleitfahrzeuge. Die Sonarmannschaften hörten nichts an ihren Geräten, keine Schraubengeräusche, keine Echos. Es wurden auch keine Sehrohre gesichtet. Selbst das CAM-Flugzeug des Geleitzugs konnte von oben nichts ausmachen. Es wurde uns langsam klar, daß wir die Angreifer verloren hatten. Bei Dunkelheit stellten wir die Suche ein. Während wir den Geleitzug einholten, tauschten wir Signalmeldungen aus und stellten fest, daß keins unserer Horchgeräte auch nur während eines Augenblicks die Gegenwart oder Nähe eines U-Bootes oder dergleichen gemeldet hatte.«

»Ist das ungewöhnlich?« fragte Duncan Haig.

»Jawohl, Sir«, antwortete Naill der Stimme im Dunkeln. »Wir versenken sie zwar nicht jedesmal, aber gewöhnlich ermitteln wir sie mit unseren Geräten, bevor die Wasserbomben das Wasser zu unruhig machen. Den Grund erfuhren wir erst, als wir auf unsere Basis zurückkehrten. Und deshalb wurde ich dann hierhergefliegen.«

Er fuhr fort: »Die geretteten Besatzungen erklärten einstimmig, daß keins der Schiffe von einem Torpedo getroffen war. In der vorhergehenden Nacht hatten wir einen schweren Sturm, und der größte Teil der Leute befand sich in den Laderäumen, um die zum Teil beschädigte Ladung wieder instand zu setzen. Als es dann zu den Explosionen kam, hatten wir starke Verluste an Menschenleben, aber alle Geretteten waren sich über einen Punkt völlig einig: Sie beeideten bis auf den letzten Mann, daß die Explosionen aus dem *Inneren* der Schiffe kamen.«

Duncan unterbrach ihn wieder. »Wie konnten sie den Unterschied zwischen einer inneren Explosion und einem deutschen Torpedo feststellen?«

»Diese Leute haben nun schon eine fast dreijährige Erfahrung mit U-Boot-Angriffen. Viele sind schon mindestens einmal torpediert worden. Ich würde meinen, daß man sich

da allmählich ein sicheres Gefühl für solche Dinge aneignet.«

Duncan ärgerte sich über den abschätzenden und kühlen Ton des Offiziers, wollte etwas erwidern, aber Weatherburn kam ihm zuvor. »Fahren Sie fort, Leutnant.« Er war zwar ebenso klassenbewußt wie Naill, aber seine rauhe Art machte das für Duncan wieder wett.

»Danke, Sir. Wir haben dann die Besatzungen einem sorgfältigen Verhör unterzogen, und ich konnte mich überzeugen, daß sie mit ihrer Annahme, die Explosionen seien aus dem Inneren gekommen, recht hatten. Sie müssen aus den Laderäumen mittschiffs gekommen sein, und die Schiffe versanken wie Schrotteisen.«

»Und was schließen Sie daraus?« fragte Duncan.

»Allem Anschein nach handelt es sich um Sabotage.«

»In New York?«

»Das entzieht sich meiner Kenntnis, Sir. Ich war beim Verladen nicht hier.«

»Sie wurden verraten!« Weatherburn trat in den Lichtkreis. »Im Hafen verraten, bevor sie auf See gingen.«

»So scheint es mir, Sir. Wie ich bereits annahm.«

Cordi fragte: »Sagten Sie, daß alle sabotierten Schiffe sich in Sichtweite Ihres Geleitzugs befanden?«

Er schien überrascht, eine Frauenstimme zu hören. »Ja-wohl, gnädige Frau.«

»Ist Ihnen sonst nichts aufgefallen?«

»Es scheint darauf hinzuweisen, daß gewisse Frachter verletzlicher waren.«

»Und warum, Leutnant?«

»Der Geleitzug bewegte sich im großen und ganzen wie ein riesiges Viereck. Achtzig Schiffe. Acht Zehnerkolonnen mit Geleitschiffen an den vier Ecken. Wir formieren uns immer so, daß die feuergefährlichen Einheiten wie Öl- und Benzintanker und Munitionsschiffe von Bulkern und Trockenfrachtern abgeschirmt werden. Alle Explosionen fanden auf Trockenfrachtern statt.«

»Was verstehen Sie unter Trockenfracht?« fragte Cordi.

»Zucker, Reis, Gummi. Einer hatte Werkzeugmaschinen geladen.«

Cordi suchte nach weiteren Fragen, um nicht die eine zu

stellen, vor der sie sich fürchtete. »Wie war der Zucker verpackt?«

»In Säcken. Der Gummi in Fässern und die Werkzeuge natürlich in Kisten.«

»So war also allen sabotierten Schiffen gemein, daß sie an Bord getragene Ladung enthielten und kein Schüttgut.«

»Ich kann Ihnen nicht ganz folgen, gnädige Frau.«

»Sie meint«, unterbrach Weatherburn, »daß die Fracht von Leuten mit Kränen, Gabelstaplern oder Säcken auf dem Rücken in die Laderäume gebracht wurde. Mit Hilfe der ahnungslosen Besatzung.«

»Wurde der Geleitzug von U-Booten angegriffen?« fragte Mark.

»Nein«, sagte Naill. »Die Nazis haben sich in letzter Zeit auf die amerikanische Küste konzentriert. Dort heben sich die Silhouetten der Frachter im Lichte der Städte ab, und da die Amerikaner sich weigern, dort das Geleitzugsystem anzuwenden, ist die Gelegenheit zu schön.«

»Hat Ihr Geleitzug New York am Dreizehnten verlassen?« hatte Cordi schließlich den Mut zu fragen.

»Ja.«

Sie nahm all ihre Kraft zusammen. »Sagten Sie nicht, daß der CAM-Pilot der *Lewiston* aufgestiegen ist?«

»Der CAM? Ein Fiasko.«

»Warum?«

»Er wäre fast beim Start abgestürzt, weil das Schiff bei dem hohen Wellengang so stark stampfte. Dann schossen plötzlich Flammen vom Katapult auf. Sie beschädigten das Flugzeug natürlich nicht, aber bei all den Explosionen rundherum nahmen einige Flakkanoniere auf den Handelsschiffen an, daß das Flugzeug die *Lewiston* beschossen und das Feuer verursacht hatte! Sie eröffneten das Feuer auf das CAM-Flugzeug, ohne sich einen Augenblick zu überlegen, woher ein deutsches Flugzeug mitten im Atlantik gekommen sein könnte.«

»Sie haben ihn abgeschossen?«

»Der Mann war ein ausgezeichneter Pilot. Er zog rechtzeitig hoch, wich dem Flakfeuer aus, wackelte mehrere Male mit den Tragflächen, um den Flakmannschaften zu zeigen, wer er war. Er flog einige Stunden herum und unter-

stützte unsere Suche. Als ihm der Treibstoff ausging, landete er im Wasser neben der *Lewiston*.«

Der müde aussehende Leutnant zeigte zum ersten Mal ein Gefühl. Ekel. »Natürlich gab es keine U-Boote, und die ganze Sache war reine Verschwendung. Der Seegang war unmöglich. Eine Welle überflutete das Cockpit, als er gerade die Plastikhaube öffnen wollte. Das Flugzeug war im Augenblick buchstäblich verschwunden. Der arme Teufel hatte keine Chance.«

Naill hielt inne, blickte ungewiß in das dunkle Schweigen, wo Cordi sich auf die Lippen biß, um einen Schrei zu unterdrücken.

Sie kniff die Augen so fest zusammen, daß sie Funken sah. Als sie sie wieder öffnete, trat Weatherburn ins Licht. Sein Gesicht war wie eine Maske, als er auf Naill zutrat. Auf dem Sofa nahm Mark ihre Hand.

»Ich bringe Sie jetzt zu Ihrer nächsten Verabredung, Leutnant.« Weatherburn öffnete die Tür, Naill erhob sich, starrte ins Dunkel, fragte sich, was er angerichtet hatte.

»Warten Sie.«

Naill wandte sich dankbar der harten Stimme zu. »Ja-wohl, gnädige Frau.«

»Ich habe noch ein paar Fragen. Ist derartiges...« Die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Sie preßte die Worte heraus. »Ist derartiges schon einmal vorgekommen, Leutnant? Ich meine, haben Sie bei anderen Konvois von internen Explosionen gehört, die man für Torpedotreffer hielt?«

Naill setzte sich wieder und blickte in die Richtung der Stimme. »Seltsam, daß Sie mich das fragen, gnädige Frau. Ich versuchte, mich an andere Versenkungen zu erinnern, die ich beobachtet habe. Natürlich schreiben wir eine Explosion, besonders in der Nacht, zuerst einem deutschen Torpedo zu. Aber es ist wahrscheinlich, daß es in einigen Fällen, als wir keine Spur eines U-Boots fanden, Sabotage war.« Er fügte nach einer Weile hinzu: »Es wäre gewiß interessant, der Sache von diesem Gesichtspunkt aus nachzugehen.«

»Das glaube ich auch«, sagte Cordi. Ihre Stimme wurde immer kehliger. »Seit wann könnten solche Dinge geschehen sein?«

Naill sah plötzlich völlig erschöpft aus, die letzten Reser-

ven waren aufgezehrt. »Ich bin seit September neunund-dreißig im Geleitsdienst. Ich kann mich an ein Dutzend Versenkungen erinnern, deren Ursache möglicherweise eine Explosion im Schiffsinnen war.«

»Bevor die Vereinigten Staaten in den Krieg eintraten?« fragte Weatherburn.

»Seit Kriegsbeginn.«

»Auch bei Konvois in westlicher Richtung?«

»Jetzt, da Sie es erwähnen, fällt es mir wieder ein. Ja. Aber meistens auf dem Heimweg, wie Sie sich denken können. Für die Deutschen sind Schiffe eine Sache, aber Schiffe und Fracht eine ganz andere.«

»Warum hast du gefragt, ob der Konvoi von U-Booten angegriffen wurde?« fragte Cordi Mark.

Leutnant Naill war gegangen, das Licht war wieder an, aber sie saßen immer noch auf dem Sofa. Sie hatte den Kopf auf Marks Schulter gelehnt und seinen Arm in ihre Hände geschlossen. Duncan ging im Zimmer auf und ab, warf hie und da einen Blick in das abgedunkelte Aufnahmestudio.

Weatherburn betrachtete sich in der Spiegelung des Glases.

Mark blickte sie aufmerksam an und sagte dann: »Ich hatte das Gefühl, daß die Meldung, die wir auf Tondraht fanden, nicht für die U-Boote bestimmt war. Die Otter hat sie an Canaris gesendet, nicht als einen Tip, sondern um zu berichten, was er bereits getan hatte. Und ich könnte wetten, daß Canaris sie gar nicht erst an die U-Boot-Kommandanten weiterleitete. Auf diese Weise konnte er jeden Irrtum ausschließen und beweisen, daß sein Mann die Schiffe versenkt hat.«

»Sehr gut, Mark«, sagte Weatherburn. »Das entspricht genau dem Nazigeist. Diese Schweine.«

Cordi hatte plötzlich genug von Weatherburns blödem Patriotismus, von seiner altmodischen Art, einen gefährlichen und schlaun Feind mit kindischen Schimpfworten herabzusetzen. Aber dann überraschte er sie, als er mit sanfter Stimme hinzufügte: »Cordi, ich glaube, ich kann Ihnen einen Platz in einem Bomber verschaffen, damit Sie

heimkehren und Ihre Eltern besuchen können. Möchten Sie das? Bald werden Sie von Ihrem Bruder erfahren...«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht. Vielen Dank. Es ist nicht fair den anderen gegenüber.«

»Zum Teufel mit den anderen.«

Cordi setzte sich auf und ließ Mark los. »Ich bleibe lieber hier. Ich ziehe es vor, mir diese Sache vorzunehmen. Und zwar sofort.«

»Und wie wollen Sie das tun?«

Sie wartete, bis sie ihrer Stimme wieder trauen konnte. »Die erste Frage ist: Wer hat die Schiffe beladen?«

»Die BSC wird das untersuchen. Wir werden unseren besten Hinweisen folgen. Aber heute abend sollten Sie sich von uns nach Hause und ins Bett bringen lassen, mit einem starken Drink.«

Cordi stand auf. »Ich gehe lieber allein nach Hause.«

»Lassen Sie sich doch wenigstens von Mark oder Duncan begleiten.«

»Nein, ich will allein sein.« Sie ging blindlings hinaus in das Gewirr von Aufnahmestudios und Büros. Die Hallen und Gänge waren hell erleuchtet, voller normaler Menschen, die hier ihrer regelmäßigen Rundfunkarbeit nachgingen. Von hier aus wurde in die ganze Welt gesendet. Auch London schloß des Nachts die amerikanischen Sendungen in sein Programm für das Empire ein. Cordi fühlte sich zehntausend Meilen von der öden Stelle im kalten Meer entfernt, wo ihr Bruder lag.

Hurley's, die von den Reportern besuchte Bar auf der Sechsten Avenue, strahlte warmes Licht auf den Gehsteig aus. Es war ein lärmender Ort mit einem schmutzigen Linoleumfußboden, einem Dampftisch mit warmen Speisen und freundlichen irischen Barmännern, die dafür sorgten, daß eine Frau ohne Begleitung nicht belästigt wurde. Einige Kollegen vom Rundfunk sahen sie vorbeigehen und winkten ihr zu. Sie konnte nicht zu ihnen gehen. Sie sah ihr Gesicht im Fenster, eine ausdruckslose Maske, und sie haßte jeden, der nicht im Krieg kämpfte.

Ein Gedanke stieg in ihr auf... all die Jahre, in denen sie

gegen die Ängste und die Scheu ihrer Mutter angekämpft und ihr die kalte Distanziertheit vorgeworfen hatte, schienen jetzt plötzlich öde und vertan. Jetzt hatte auch sie alles verloren. Ihren geliebten Alec in Genf, ihren Vetter Robert in Nordafrika. Und jetzt Tom. Ein physischer Drang zum Weinen schwoll in ihrer Kehle und hinter ihren Augen an.

Aber sie würde nicht weinen. Sie würde der Straße der Angst nicht folgen.

7

Steven Gates saß an seinem Zeichentisch, dessen Platte auf eine Acht-zu-eins-Neigung eingestellt war, links vom Fenster beleuchtet und einer Lampe für dunkle Tage und lange Nächte. Die Reißchiene mit ihrer strengen Horizontallinie gemahnte ihn an die physischen Gesetze, deren Grenzen er mit einer Vielfalt von Dreiecken, Rechenschiebern, Meßgeräten, Linealen, Kompassen und Bleistiften erforschte, während sein Kurvenlineal mit den logarithmischen Ellipsen und Spiralen, die sich wie Wellen auf dem Millimeterpapier abhoben, die Phantasie in Versuchung führte.

Gates hatte Zeichnungen einer neuen leichten Geschütz-lafettierung für einen Geleitzerstörer auf dem Brett. Er bemühte sich, das Gewicht auf dem Vordeck so zu verringern, daß die Seefähigkeit optimal wurde, unter Gewährleistung größter Festigkeit, die jedoch leicht genug sei, um den Bug des Schiffes in einem schweren Nordatlantiksturm über Wasser zu halten.

Die Navy hatte dieses Problem zuerst durch die Bestückung mit leichteren 7,5-cm-Geschützen zu lösen versucht, und die ganze Klasse von Geleitzerstörern dem Befehlshaber der Wester Approaches unterstellt, doch gleich darauf waren Berichte eingelaufen, nach denen die deutschen U-Boot-Kommandanten ihre helle Freude über die neue leichte Waffe kundgaben. Der Umbau war eine um so in-

interessantere Aufgabe, als die Firma Prince und Gates über eine lange Liste von schwer erhältlichen Leichtmetallen hinter den japanischen Linien verfügte, aber Gates starrte versonnen auf das Modell der *American Glory*, das unter einem Korbbrett voller Zeitungsausschnitte in einem Regal stand.

»Wir verspäten uns zum Stapellauf«, rief Richard Prince ihm zu, als er ins Büro eilte und sich die Jacke seines dreiteiligen Anzugs anzog. Eine goldene Uhrkette hing ihm aus der Westentasche. Er sah müde aus, wie immer seit Kriegsbeginn, und sein Haar war völlig ergraut. Aber er hatte immer noch sein rasches Lächeln, das im Nu einem Ausdruck von Verärgerung und Bedauern wich, wenn er Gates das Modell anstarren sah.

Er klopfte ungeduldig mit den Fingern auf die Zeichnung seines Geschützes.

»Das sollte auch schon längst fertig sein.«

»Nur noch fünf Minuten. Entschuldige.« Gates überblickte die Zeichnung und fügte ein, was er bereits beschlossen hatte. Er tat es rasch und sorgfältig, während sein Onkel im Zimmer umherging. Einmal blickte er auf und sah Prince mit dem Modell in seinen Armen bei der Lektüre der Zeitungsausschnitte.

Die von Gates gesammelten Fotos vom Brand der *Normandie* vor vier Monaten und die in den Akten verwahrten Bilder von ihr in voller Fahrt zeugten von der Bewunderung, die Prince und Gates für das französische Überseeschiff hegten. Sie stellten auch in kurzen Sequenzen ihr trauriges Schicksal dar. Auf den am Morgen nach dem Brand erschienenen Aufnahmen sah man noch Qualm aus dem Inneren des Sechzig-Millionen-Dollar-Schiffes aufsteigen, und in den Nachmittagsausgaben lag der Stolz der modernen Schiffsbaukunst wie ein schwerverletzter Wal auf der Seite, unter Beschuß der harpunenhaften Strahlen des Pumpwassers, während eine Gruppe verwaister Rettungsboote auf der Leeseite schwamm.

Es gab keine Bilder mehr in den letzten Berichten der Untersuchungsausschüsse, die bisher noch nicht ermitteln konnten, was wirklich geschehen war, und die sich auch noch nicht zu einem Entschluß darüber durchgerungen hat-

ten, ob das Schiff an Ort und Stelle zerschnitten oder geborgen werden sollte.

Prince hatte sich lange mit den Bergungsmöglichkeiten befaßt, und Gates hatte ihn angefleht, für diese Lösung zu kämpfen. Prince und William Francis Gibbs, die Nestoren des amerikanischen Schiffbauwesens, hatten allen Einfluß geltend gemacht, die Entscheidung für einen Bergungsversuch herbeizuführen, und Bürgermeister LaGuardia ebenfalls. Aber Gates' Begeisterung über den Beschluß, einen solchen Versuch durch Pumpen zu unternehmen – eine Arbeit, die mindestens ein Jahr in Anspruch nehmen würde –, wurde durch die enttäuschenden Berichte über die Ursachen des Brandes empfindlich gedämpft.

Nach und nach waren alle Untersuchungsausschüsse zu dem Schluß gekommen, daß es sich um Nachlässigkeit handelte. Zum Glück war der Bericht des Marinegeheimdienstes noch nicht veröffentlicht. Gates war einem Geheimverhör des Komitees des Office of Naval Intelligence unterzogen worden, und diese ONI – dessen war er sicher – würde eindeutig beweisen, daß die *Normandie* durch Sabotage zerstört worden war.

»Fertig.«

Er schlüpfte in seine Jacke, ging durch das große Zeichenzimmer – ein riesiger offener Raum mit hundertfünfzig Tischen – und übergab das Zeichenblatt einem jungen Zeichner.

»Geben Sie mir die Hauptansichten und diese beiden Ausschnitte.«

»Mit Dimensionalangaben?«

»Und wenn das gemacht ist, schicken Sie eine Fotokopie an das Geschützturmwerk Bayonne. Die Sekretärin hat den Namen des zuständigen Mannes.«

»Welche Sekretärin?«

Gates zögerte. Vor Pearl Harbor hatten er und sein Onkel sich eine geteilt. Jetzt hatten sie acht. »Miß Brody.«

»Für wann, Mr. Gates? Vermutlich gestern?«

»Vor einer Woche. Haben Sie vergessen, daß wir im Krieg sind?«

»Ist schon besser, witzig zu sein, wenn man nicht ›bitte‹ sagen kann«, bemerkte Prince auf dem Weg zum Fahrstuhl.

Sie hatten zwei Stockwerke in einem modernen Wolkenkratzer auf der Church Street im unteren Manhattan mit Ausblick auf den Hafen, Nordlicht für die Zeichner, und ganz in der Nähe des Marinebeschaffungsamts im Federal Building. Gates rief ein Taxi. Sein Onkel sagte: »Brooklyn Navy Yard. Am Tor der Navy Street«, und Gates fügte mit einem Lächeln für Prince hinzu: »Und beeilen Sie sich, wenn ich bitten darf.«

Das Taxi fuhr stadtaufwärts und über den Kanal zur Manhattan Bridge. Sie sprachen über Geschütztürme, neue Kostenvoranschläge für Verträge und die ewigen zermürbenden Probleme, wie man sich mehr Fachkräfte verschafft, um es mit den großen Schiffbauingenieurbüros wie Gibbs und Cox aufnehmen zu können, die Tausende von Leuten beschäftigten. Sie hatten 1939 mit hundert für die *Glory* angefangen, und jetzt ging es nicht mehr um Ballsäle und Sonnendecks, sondern um Munitionsaufzüge und verstärkte Unterzüge für Wasserbombenwerfer. Nach dem Inkrafttreten des Lendlease-Gesetzes hatten sie weitere hundert eingestellt, viele direkt von der Schule her, und dann noch fünfzig nach Pearl Harbor, aber es war nie genug.

Bars, Imbißstuben und billige Absteigen beherrschten die abbruchreifen Mietskasernen außerhalb der Ziegelmauern des United States Naval Yard. Das Taxi hielt vor einer Wache an einem massiven Eisentor. Die Posten begrüßten Gates und Prince mit Namen, steckten einen provisorischen Einlaßausweis auf die Windschutzscheibe und ließen sie durch. Gates wies dem Fahrer den Weg zum Hafendock, wo der neue Flugzeugträger lag. Molen, Trockendocks, Gießhallen, Bahnschienen, Maschinenwerkstätten, Marinekasernen und ein Elektrizitätswerk erstreckten sich über die achttausend Quadratkilometer Land und Wasser in der Beuge des East River, die Wallabout Bay heißt.

Hier war man im Herzen der stolzen und alten Werftstadt, eine Viertelmeile von Manhattan, zwei Meilen vom Zusammenfluß des East River und des Hudson und fünfzehn Meilen vom Meer entfernt. Das erste Kriegsschiff mit Dampfantrieb war hier vor hundertdreißig Jahren gebaut worden –

die mit zweiunddreißig Kanonen bestückte *Fulton*, ein Raddampfer. Mit der unaufhaltsamen Weiterentwicklung an Waffen, Panzerungen und Maschinen hatte die Marinewerft seitdem Tausende von Kampfschiffen hervorgebracht, wie ein Spieler, der seine Gewinne immer wieder einsetzt – Panzerschiffe, Dampffregatten, primitive Unterseeboote, Turm-Schiffe, schnelle Panzerkreuzer, leichte Kreuzer, Torpedoboote, Großkampfschiffe, Zerstörer und Flugzeugträger, in ständigem, rasch sich veränderndem Wettstreit zwischen roher Schlagkraft und hoher Geschwindigkeit.

Steven Gates fand seine eigene Geschichte in dieser Werft. Hier hatte er inmitten einer ohrenbetäubenden Kakophonie sein erstes Niet in einen Stahlrumpf getrieben, seine erste Stahlplatte mit einem Schneidbrenner zerschnitten, seinen Schwager Charlie kennengelernt und seinen ersten Boilermaker (Whisky mit Bier) in einer der schäbigen Bars außerhalb der Ziegelmauern getrunken, wo dieses Getränk erfunden worden war. Und hier hatte er seinen ersten Entwurf – den Versuchstyp eines stählernen Torpedobootes, das Onkel Richard mit seinem Siegel gutgeheißen hatte – Form annehmen gesehen. Angeblich war es jetzt vor der Küste von Florida zur U-Boot-Jagd eingesetzt.

Achttausend Schiffsarbeiter waren hier in seinem ersten Sommer beschäftigt gewesen. Heute waren es dreißigtausend, und er war immer noch da, zu seiner Überraschung und Enttäuschung, weil das Schiff, das ihm am meisten am Herzen lag, nie gebaut werden würde – die *American Glory*.

Das Taxi bahnte sich langsam einen Weg durch die von Menschen überfüllte Straße und hielt neben einer schwarzen Packard-Limousine, die neben dem Gerüst am Bug des Flugzeugträgers parkte.

»Die Strattons sind da«, sagte Gates, den Wagen ihrer Freunde erkennend und dem Fahrer zuwinkend, der zu Strattons' Glück zu alt war, um zum Heer oder in die Rüstungsindustrie eingezogen zu werden.

Prince bezahlte, und sie stiegen aus.

»Dort ist Vera.«

Steven Gates sah seine Mutter hoch oben auf der Stapellaufplattform, ihr seidenes Kleid flatterte im Wind, und ihr

goldblondes Haar leuchtete in der Sonne. Die Plattform erhob sich bis zur halben Höhe des Flugzeugträgerbugs, von dem ein langes gestreiftes Band mit einer dunkelgrünen Champagnerflasche herunterhing. Werftarbeiter standen auf der Helling und trugen eine letzte Fettschicht auf die Ablaufbahn auf. Andere hatten sich zu Tausenden entlang dem zweihundert Meter langen Rumpf versammelt, um der Schiffstaufe beizuwohnen.

»Alles außer uns ist bereit«, sagte Prince und warf einen langen, stolzen Blick auf das Schiff. Er war die halbe Nacht und den größten Teil des Morgens hiergewesen.

»Und der Flut«, sagte Gates und nickte dem Wasser zu.

Prince klopfte ihm auf den Rücken, und sie eilten die Gerüststufen empor.

Etwa zwei Dutzend wartende Gäste begrüßten Prince, als er erschien, und scharten sich um ihn. Gates sah den alten Viersterne-Admiral der Werft und den neuernannten Konteradmiral des Dritten Distrikts... den Mann, dem Gates vorgeworfen hatte, nichts gegen den Brand der *Normandie* unternommen zu haben, und der daraufhin nach alter Marinetradition... befördert worden war. Es waren auch einige Direktoren und Geschäftsleute da, etliche Unternehmer, Lieferanten mit ihren Frauen, ein Kongreßabgeordneter und Leute, die er gut kannte, wie Wallace Stratton senior, ein alter Freund der Familie, der heute den Marine-Minister vertrat, seine Frau, die Gates Tante Louise nannte, und ihr Sohn Wally, Gates' ältester Freund. Auch Gates' Schwester Kay war mit ihrem Mann Charlie Collins da, und Vera Gates, seine Mutter und Richard Princes Schwester.

Richard Prince zeigte auf Gates und verkündete: »Wir haben uns leider verspätet, aber Steven brauchte noch ein paar Minuten, um einen neuen Geschützturm zu konstruieren. Er wird Ihnen gefallen, Herr Admiral.«

»Es wird mir noch viel mehr gefallen, wenn Ihr Schiff meine Helling frei macht, damit wir das nächste auf Stapel legen können. Wie geht es, Dick? Ich hatte Sie heute früh noch nicht gesehen.« Er wandte sich an die anderen. »Man sollte meinen, die Marinewerft von Brooklyn habe bisher noch nie ein Schiff vom Stapel laufen lassen, wenn man

sieht, wie er hier ständig auf dem Posten war. Ich glaube, er traut uns nicht.«

Gates begrüßte seine Mutter und küßte sie. »Du siehst blendend aus. Aufgeregt?«

»Nervös.«

»Sie hat Angst, daß die Flasche nicht zerbrechen wird«, sagte Kay. Kay war groß und schlank wie Gates, und die beiden sahen kräftiger aus als ihre Mutter, die bis auf ihre lebhaften und leuchtenden Augen fast ätherisch wirkte. Kay und Steven hatten von ihrer Mutter das blaßblonde Haar geerbt.

Gates sagte: »Siehst du den Mann bei dem Band? Er wird die Flasche mit einem Hammer zerschlagen, falls dir dein Wurf nicht gelingt.«

»Ich weiß, aber ich bin trotzdem nervös.«

»Weißt du auch, daß die Kraft deines Wurfes das Schiff in Bewegung setzt?«

»Hör auf, Steven, das ist doch nicht wahr.«

»Wir sind soweit«, rief einer der Direktoren in Zivil. »Mrs. Gates, wollen Sie sich bitte hierherstellen, und dieser Herr dort wird Ihnen die Flasche reichen, wenn der Kongreßabgeordnete seine Rede beendet hat.« Er trat zurück und ließ die Fotografen Aufnahmen von dem Mann mit der Flasche machen, nachdem sie Vera vergeblich gebeten hatten, ihnen ein paar Übungswürfe vorzuführen.

Der Admiral der Werft ergriff das elektrische Gerät zur Auslösung der letzten Schäkel, die das Schiff noch hielten, und gab den Männern an der Hydraulikanlage ein Zeichen, gegebenenfalls mit einem Stoß nachzuhelfen. Richard Prince setzte sich per Sprechanlage mit dem Werkmeister der Arbeiter unten in Verbindung.

»Wir sind bereit, Herr Admiral. Stillwasser.«

Der Admiral blickte über ein Meer von Arbeitergesichtern und bat sie, mit ihm zu beten, daß dieser neue Flugzeugträger die versenkten Schlachtschiffe *Lex* und *Yorktown* rächen und diese neuen Schlachten gewinnen würde.

Als der Jubel verklungen war, sagte der Admiral: »Mrs. Gates?«

Vera Gates sprach mit lauter, klarer Stimme, die fast zu stark für ihre zierliche Gestalt schien. Sie stand aufrecht,

bog den Arm zurück, blickte sehr entschlossen drein, und für eine Sekunde sah Gates in ihr die schöne junge Frau, die sein Vater geheiratet hatte.

»Es ist eine amerikanische Tradition, Flugzeugträger nach ruhmreichen Schlachten zu benennen.«

Gates sah mit Erstaunen, wie der leuchtende Bug plötzlich zu zittern begann. Jemand murmelte: »Mein Gott, das Schiff rutscht ja schon.« Und so war es auch.

»Mutter«, sagte Kay.

»Ich sehe es«, sagte Vera Gates mit zusammengebißenem Zähnen. Sie trat vor und hob die Flasche. »Ich taufe dich *Niagara*.«

Die ganze Plattform wackelte, und der Zwischenraum zum Bug wurde immer größer. Vera Gates warf ihm die Flasche nach und rief: »Mögest du tapfere Männer zu raschen Siegen bringen.«

Die Flasche schlug an den Bug, zerschellte, spritzte weiße Blasen und Schaum, und die Menge jubelte, als die *Niagara* dem Wasser entgeglief.

Gates und sein Onkel drängten sich an das Geländer und blickten ihr gespannt nach. Nur unter feindlichem Feuer würde sie je wieder eine so gefährliche Reise machen, wie diese wenigen Meter vom trockenen Land in das tiefe Wasser. Einen qualvollen Augenblick lang schien sie in der Luft zu hängen, das Heck bereits im Wasser, der Bug noch auf der Ablaufbahn.

Die *Niagara* wühlte eine riesige Welle in der Bucht auf. Schwere Schleppketten donnerten hinter ihr her, verlangsamten ihren Lauf, als sie die wartenden Schlepper zurückdrängte. Die Schlepper stoppten sie endlich, ließen schwarze Rauchwolken aus ihren hohen Schornsteinen aufsteigen und das Wasser an ihren Hecks aufquirlen, und dann schwamm die *Niagara* hoch und leer auf ebenem Kiel.

Richard Prince ließ kein Auge von ihr. Gates wandte sich seinem Onkel zu. »Wir scheinen es geschafft zu haben.«

»Jedenfalls schwimmt sie«, sagte Richard Prince.

»Ein guter Wurf, Vera«, sagte Charlie, und Prince fügte hinzu: »Und sehr gut gesprochen.«

»Zu raschen Siegen«. Genau das Richtige für einen Flugzeugträger.«

»Charlie hat mir geholfen.«

Gates blickte seinen Schwager etwas überrascht an. Der Verrat am spanischen Bürgerkrieg hatte starke Zweifel in Charlie aufkommen lassen, daß man mit einem Krieg etwas erreichen könne, und der deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt von 1939 – wenn er auch nur von kurzer Dauer war – hatte ihm den Rest gegeben. Charlie schüttelte den Kopf und fuhr sich mit der Hand durch sein dichtes schwarzes Haar. »Es war deine Idee, Vera. Ich habe nur ein paar Worte zur Melodie beige-steuert.«

Wally Stratton kam auf sie zu. »He, Steven, wir sind beim Admiral zu einem Drink eingeladen.« Er hatte ein rundes Gesicht mit tiefliegenden, traurigen Hundeaugen, und nach der Röte seiner Wangen zu schließen, war er nicht mehr ganz nüchtern. »Ich gratuliere, sie sieht prächtig aus.«

»Gratuliere lieber Onkel Richard, Wally. Ich habe nur ein bißchen ausgeholfen.«

»Nicht nach dem, was ich gehört habe. Alle sagen, die breiten Bilgen seien deine Idee gewesen.«

»Von der *Normandie* gestohlen. Und was treibst du? Wie ist der neue Job?«

Er machte sich auf eine traurige Antwort gefaßt. Wally Stratton, sein ältester Freund – sie waren seit ihrer Kindheit Spielgefährten gewesen, und die Landhäuser ihrer Familien lagen nicht weit voneinander in Lloyd's Neck –, war in Harvard auf die Universität gegangen, ein empfindsamer und hochgebildeter junger Mann, der allerdings im Alter von sechsundzwanzig Jahren bereits dreimal versagt hatte. Weder als Mitarbeiter eines Senators noch als Sprecher der interstaatlichen Handelskommission, noch als angelernter Bankier hatte er sich bewährt.

Er hatte sogar seine Wehrtauglichkeitsprüfung nicht bestanden, war dann aber zur Überraschung aller nach Fürsprache bei den Behörden in die freiwillige Marinereserve eingetreten und verbrachte nun seine Wochenenden auf Küstenpatrouillen, bewachte Konvois und hielt Ausschau nach U-Booten aus einem Luftschiff. Er trug heute seine Marineuniform mit dem Abzeichen der Marineluftschiffer auf der linken Brust – ein geflügelter Anker wie der der Marineflieger, aber nur mit einem Flügel. Manche könnten

sagen – und Steven gehörte nicht dazu –, daß dieses Abzeichen genau auf Wally paßte. Man hatte es auch schon oft genug gesagt.

Zuviel Alkohol, wie Vera Gates meinte, aber Gates wußte, daß das Trinken später gekommen war, als eine fast unvermeidliche Alternative für Wally, der den sogenannten Berufserfolgen keinen übermäßigen Wert beimaß. Gates verstand es um so besser, als er selbst seine sogenannten Berufserfolge nur der Tatsache zu verdanken hatte, daß er von frühester Jugend an Schiffe entwerfen wollte, während Wally nie recht wußte, was er mit sich anfangen sollte.

Mit einem letzten Blick auf die *Niagara*, die von den Schleppern an ein Ausrüstungsdock gezogen wurde, gingen sie die Gerüststufen hinunter und bahnten sich ihren Weg durch die Menge der Arbeiter bis zu Strattons Wagen. Der Fahrer stand wachsam bereit, aber es war klar, daß sie noch eine Weile warten mußten, bis er den Wagen wenden und sie herausfahren konnte.

»Die anderen sind schon vorausgegangen, Mr. Gates.«

Sie traten aus dem nächsten Tor und gingen eine schmale Straße zum Haus des Admirals hinauf. Es war von Eisenzäunen umgeben und lag auf einem großen Rasenplatz.

Man hatte Gates erzählt, es sei von Bullfinch gebaut worden, der auch das Capitol in Washington entworfen hatte. Falls das stimmte, sagte er sich, mußte Bullfinch in ungewöhnlich ausgelassener Laune gewesen sein, als er diese Giebel und Veranden zeichnete.

»Was haben sie nur mit der Holztäfelung getan?« flüsterte ihm seine Mutter zu, als sie durch das Hauptvestibül gingen. »Sie ist ja überall mit dicker Farbe überstrichen.«

»Die Navy malt immer eine neue Farbschicht auf, wenn die Werft einen neuen Admiral bekommt, und das findet alle zwei Jahre statt.«

»Und wer richtet diese Räume ein?«

»Die Frauen der Admirale.« Gates freute sich über das Interesse seiner Mutter. Fast zehn Jahre hatte sie gebraucht, um sich mit dem Tode seines Vaters nach dem Börsenkrach abzufinden. Aber dann hatte sie plötzlich ihre künstlerische Ader entdeckt und Innenarchitektur studiert. Und vor zwei Jahren hatte sie zur großen Freude ihres Sohnes die Woh-

nung eines Freundes eingerichtet. Sie war eine Frau, die noch nie zuvor in ihrem Leben gearbeitet hatte und außer ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen keine besonderen Interessen verfolgte. Die Menschen verändern sich Gott sei Dank. Um zu überleben. Vielleicht wird es Wally trotz seines Trinkens auch einmal gelingen...

»Alle zwei Jahre?«

»So ungefähr. Hier kommt die Dame des Hauses.«

»Kein Wunder, daß sie nicht bei der Schiffstaufe war.« Vera blickte sich noch einmal in den Räumen um, und als sie zur Gastgeberin kamen, gelang es ihr, mit überzeugendem Lächeln zu sagen: »Ganz entzückend, wie Sie Ihre Blumen arrangiert haben.«

Die Party fand draußen auf der Terrasse statt, inmitten üppiger Blütenbüsche und ganzer Schwärme von Bienen. Von hier sah man weder die rauchige Werft, die hinter dem Hause lag, noch die Silhouette von Manhattan. Man hatte das Gefühl, irgendwo an der Nordküste von Long Island zu sein. Gates holte seiner Mutter einen Drink, und während sie sich mit ein paar Marineoffizieren zu unterhalten begann, kam Wally Stratton auf Gates zu, ein Glas in der Hand schwenkend.

»Mit wem gehst du dieser Tage aus?« erkundigte sich Wally.

»Mit niemandem. Ich bin die ganze Zeit im Büro. Und du?«

»Das darf ich dir leider nicht erzählen.« Wally grinste. »Einige ganz ehrbare Ehefrauen scheinen verrückt zu spielen, wenn ihre Männer in den Krieg gezogen sind.«

»Ist das nicht ein bißchen gefährlich?«

»Ideal ist es natürlich nicht. Übrigens hörte ich von einer gewissen Dame in einer gewissen Stadtvilla, mit der dein Name in Beziehung gebracht wurde, seit ihr Mann in den Heeresdienst trat...«

»Schon gut, schon gut. Und wie geht es dem Luftschiff?«

»Einfach fabelhaft. Du solltest mal mitkommen. Da kannst du den Hafen aus der Vogelperspektive überblicken. Sieht wie eine Maschine mit unzähligen beweglichen Teilen aus.«

»Habt ihr U-Boote gesehen?«

»Aedeutungsweise. Aber nichts, worauf wir schießen konnten.«

»Ich nehme an, sie bleiben bis zum Einbruch der Dunkelheit unter Wasser. Wie viele Schiffe haben sie versenkt? Vierzig seit Pearl Harbor?«

»So ungefähr. Es ist allerdings besser geworden, seit die Navy entlang der Küste das Geleitzugsystem eingeführt hat.«

»Fliegst du während der Wochenenden?«

»Ich ja, aber das Luftschiff steigt jeden Tag auf. Wir Freiwilligen lösen die regulären Mannschaften ab. Ich glaube zwar, daß wir nicht mehr als ein Abschreckungsmittel sind, aber es hält die Deutschen ein bißchen ab, und die Seeleute auf den Handelsschiffen fühlen sich sicherer. Sie sollen wenigstens eine Chance haben, solange Land in Sicht ist. Willst du nicht mal mitkommen? Ich kann es einrichten.«

»Sobald ich etwas Zeit habe«, sagte Gates. »Sag mal, wer ist diese Brünette dort?«

Wally blickte über sein Glas. »Das können wir gleich feststellen.«

Frauen fühlten sich oft von Wallys hilfloser Art angezogen, das wußte Gates aus langjähriger Erfahrung. Und wie es gewöhnlich der Fall war, kam Wally mit der Brünetten ins Gespräch, während Gates sich mit ihrem Begleiter unterhalten mußte, einem sehr einsilbigen Fähnrich, der widerwillig zugab, daß er für den Geheimdienst der Marine arbeitete, aber nur, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Steven Gates dank seiner Arbeit in puncto Sicherheit höhergestellt war als er.

»Kennen Sie Oberleutnant Ober?« fragte Gates. »Ich sprach mit ihm einmal über den Brand der *Normandie*.«

»Ober ist zum Kapitänleutnant befördert worden. Soll ich ihm Grüße von Ihnen ausrichten, Mr. Gates? Er ist übrigens ein sehr guter Offizier.«

»Gewiß, und Sie könnten mir den Gefallen tun und ihn fragen, was, zum Teufel, mit der Untersuchung über die *Normandie* los ist.«

»Die ist erledigt.«

»Was?«

»Kapitänleutnant Ober ist jetzt gerade in Washington und legt den vollen Bericht vor.«

»Was hat man herausgefunden?«

»Das darf ich Ihnen nicht sagen.«

»Kommen Sie schon, in ein paar Tagen kommt es sowieso an die Öffentlichkeit. Was hat man entdeckt?«

»Darf ich noch einmal fragen, für welche Sicherheitsstufe Ihr Ausweis gilt?«

»Ich zeige ihn Ihnen.« Gates zog seine Brieftasche heraus und zeigte ihm seinen Sicherheitsausweis der US-Navy.

»Sicherheitsstufe Streng Geheim.«

Der Fähnrich war beeindruckt.

»Keine große Sache. Aber mein Onkel arbeitet für die Navy, und da hat man halt meist mit Geheimsachen zu tun. Jedenfalls können Sie mir vertrauen. Was ist also los? Zu welchen Schlüssen ist Ober gekommen?«

»Fahrlässigkeit.«

»Was?«

»Ja, zwei Offiziere, die damals an Bord waren, sollen fahrlässig gehandelt haben. Auf dem Schiff herrschte heillose Unordnung. Schade für die beiden, aber jemand mußte es schließlich auf seine Kappe nehmen.«

»Das ist doch Wahnsinn...«

»Für eine Anklage reicht Fahrlässigkeit nicht aus, Mr. Gates, wenn keine eindeutigen Beweise vorliegen...«

»Das habe ich nicht gemeint, verdammt noch mal.«

»Worauf wollen Sie denn hinaus?«

»Vergessen Sie es.« Gates wandte sich ab. Er lief an seinem Onkel vorbei, stürmte aus dem Haus und sprang in ein Taxi, das gerade ein paar Fahrgäste vor dem Tor abgesetzt hatte. »Federal Building, Church Street, Manhattan.«

Richard Prince war ihm gefolgt und riß die Tür auf, bevor das Taxi abfuhr. »Was ist los? Wo willst du hin?«

»Ich muß jemanden in der Stadt sprechen.«

»Willst du mir das bitte erklären? Du bist aus dem Haus gerannt, als ob es brannte.«

»Onkel Richard, ich muß nur jemanden sprechen, und...«

»Steven, ist es etwas, bei dem ich dir helfen kann? Können wir nicht eine Minute darüber reden? Ich habe dich noch nie so aufgebracht gesehen. Wenn du in diesem Zustand mit jemandem sprichst, wirst du mit Gewißheit ins

Fettnäpfchen treten. Nun komm schon. Wir trinken etwas und warten, bis du ruhiger bist.«

Gates stieg widerwillig aus dem Taxi. »Ich will nicht wieder ins Haus zurück.«

»Bleib hier, ich hole ein paar Gläser. Canadian Club?«

»Klar.«

Prince kehrte einen Augenblick später mit zwei Gläsern zurück. Gates hatte es sich inzwischen anders überlegt und reichte seines dem Marinewachtposten.

»Danke, Onkel Richard, es geht schon wieder. Komm, ich erzähle es dir.« Sie gingen zum Tor der Werft hinunter, zeigten ihre Ausweise, schlenderten an der leeren Helling entlang, die von den Arbeitern für die nächste Kiellegung vorbereitet wurde.

»Im Februar, am Tag nach dem Brand der *Normandie*, ging ich zum ONI und teilte ihnen mit, daß die *Normandie* meiner Meinung nach vorsätzlich in Brand gesetzt worden sei.«

»Sabotage?«

»Sabotage, Brandstiftung, nenn es, wie du willst. Jemand hat dieses Feuer gelegt und irgendwie den Qualm in die Kesselräume hinuntergeleitet.«

Prince nippte an seinem Glas. »Fahre fort.«

»Das Feuer breitete sich zu rasch aus, um zufällig entstanden zu sein.«

»Es begann mit den Kapokschwimmwesten...«

»Das erklärt nicht, warum so viel Qualm in die Kesselräume gelangte. Das Ventilationssystem hätte den größten Teil in die Schornsteine ableiten müssen, aber der Qualm ging direkt in den Maschinenraum. Ich nehme an, daß es einige Fahrstühle unten auf dem E-Deck gab. Die Fahrstuhlschächte könnten benutzt worden sein, um den Qualm nach unten zu leiten.«

»Was hat der ONI gesagt?«

»Sie sagten, sie untersuchten den Fall. Und sie sagten mir, ich solle nicht darüber reden. Später riefen sie mich zu einem offiziellen Zeugenverhör zurück und baten mich, nichts vor dem Kongreßausschuß auszusagen.«

»Was du dann auch nicht getan hast?«

»Ich hielt den ONI für besser qualifiziert. Und der Mann,

mit dem ich sprach, war kein Typ der alten Schule. Sie hatten ihn aus der freiwilligen Reserve geholt. Er war ein bißchen abweisend, selbst nachdem ich deinen Namen nannte, aber er hörte mir zu und schien wenigstens vernünftig und intelligent.«

»Wie heißt er?«

»Ober. Oberleutnant Percy Ober. Ich hörte gerade, daß er zum Kapitänleutnant ernannt wurde.«

»Ich kenne ihn nicht«, sagte Prince.

Oberleutnant Percy Ober in seiner maßgeschneiderten Uniform und der Pfeife im Mund hatte Gates an einen wohlhabenden Akademiker in Yale erinnert, der über ein privates Einkommen verfügt, Kurse gibt und schriftstellt. Die Navy hatte ihm ein winziges Büro zugeteilt, gerade groß genug für seinen Schreibtisch, aber falls diese kriegsbedingte Enge Ober störte, ließ er es sich nicht anmerken. Er schien auch sein Auditorium nicht zu vermissen. An die Hartfaserwände hatte er Fotos von sich gehängt, auf denen er hochgestellten Offizieren breit lächelnd die Hände schüttelte.

»Er begriff nicht ganz, wie der Qualm durch Kaminwirkung in die Kesselräume dringen konnte«, sagte Gates, »aber er schien sich etwas mehr für die Türen zu interessieren.«

»Welche Türen?«

»Als ich sah, wie stark das Schiff sich neigte, öffnete ich einige Außenluken, um das Löschwasser abfließen zu lassen.«

»Du bist in das Feuer zurückgekehrt?«

»Ich öffnete etwa zehn Türen und Schotts auf dem Promenadendeck. Hat nicht viel geholfen.«

»Und dabei hast du dir das Gesicht verbrannt?«

Gates fuhr sich über die weiße, kreisförmige Narbe. »Ja. Ich wollte den Retter spielen und lief in den Strahl eines Löschboots hinein. Hat mich wie eine verdammte Schneeflocke über das ganze Deck geblasen.«

»Warum hast du mir das bisher noch nie erzählt?«

»Ich wollte dich nicht beunruhigen. Du warst in Oregon auf der Kaiser-Liberty-Werft. Und dann warst du so mit der *Niagara* beschäftigt. Jedenfalls waren die Türen und Luken wieder zu, als ich das Schiff verließ.«

Prince reagierte wie Oberleutnant Ober mit mildem Interesse. »Was erzählst du da?«

»Ich erzähle nur, daß ich Luken und Türen öffnete, um das Wasser ablaufen zu lassen, und daß jemand sie wieder schloß.«

Zu Gates' Ärger wiederholte Prince den Einwand Obers. »Aber du warst doch auf dem Pier Hunderte Meter weit entfernt. Du kannst unmöglich die Luken und Öffnungen aus dieser Entfernung und mit all dem Qualm gesehen haben.«

»Ich weiß... ich muß zugeben, daß ich die Türen selbst nicht gesehen habe, aber das Wasser strömte nur aus zwei Öffnungen auf dem Promenadendeck. Es hätten zehn sein sollen.«

Wieder reagierte Prince wie der Offizier des Geheimdienstes. »Aber war es da nicht schon ziemlich dunkel?«

»Ich öffnete auch ein paar Ladeluken auf den unteren Decks. Eine von ihnen könnte auch wieder verschlossen worden sein, aber da bin ich mir nicht ganz sicher. Auf dem Promenadendeck gibt es für mich keinen Zweifel.«

»Steven, sei mir nicht böse, aber du klangst ebenso überzeugt, als du damals behauptetest, es würde keinen Krieg geben.«

Gates wandte sich wütend ab. »Ich wollte keinen Krieg. Ich hoffte, wir könnten die *Glory* bauen...«

»Ich auch... und was hofftest du diesmal?«

Er hatte ein Gefühl, ein verrücktes Gefühl, das seinen Vermutungen recht gab – der Mann im Schornstein. Er hatte es Oberleutnant Ober nicht erzählt, weil man der allgemein vorherrschenden Meinung, daß es ein Unfall war, nur mit harten Tatsachen begegnen konnte, und sein unheimlicher Eindruck, daß der Mann im Schornstein der *Normandie* die Szene kühl beobachtet hatte, wo er doch hätte fliehen sollen, war halt nur eine Vermutung und keine Tatsache. Sein Onkel schien gar nicht überzeugt zu sein.

»Ich bin mir einfach sicher«, sagte Gates.

»Und was willst du tun?«

»Ich werde Ober fragen, was eigentlich los ist. Warum man meinen Beweisen, so fadenscheinig sie auch sein mögen, nicht nachgegangen ist.«

Prince drehte sich um und führte Gates aus der Werft.

»Sei vorsichtig und überlege dir, was du sagst. Falls du Hilfe brauchst, werde ich mit einigen Leuten sprechen. Aber bleibe im Rahmen. Du kennst die Navy.«

Seit seiner Beförderung zum Kapitänleutnant sah Ober weniger akademisch aus. Neue Fotos hingen an den Wänden, und die Pfeife steckte kalt im Ständer.

»Ich bin gerade heute früh aus Washington zurückgekehrt.«

»Ja, ich weiß. Ich rief Sie am Sonntag zu Hause an und bin gestern zweimal vorbeigekommen.«

»Mein Mitarbeiter sagte, Sie seien aufgebracht.«

»Das bin ich auch. Was geschah mit meiner Aussage? Warum soll es keine Sabotage gewesen sein? Was ist mit den Ladeluken und Türen, die ich öffnete? Wer hat sie zugemacht?«

»Der Bericht ist noch nicht veröffentlicht.«

»Wollen Sie mir sagen, daß der Bericht eine Sabotage ausschließt?«

»Nein. Aber einige Offiziere haben sehr fahrlässig gehandelt.«

»Gewiß, aber das ist nicht alles. Sie haben das Schiff nicht in Brand gesetzt.«

»Sie hätten es ebenso gut tun können.«

»Sagen Sie mir eins, Kapitänleutnant Ober...«

»Gern«, sagte Ober. »Aber dann muß ich Sie leider verabschieden. Ich habe eine Menge Arbeit nachzuholen.«

»Ist es vielleicht einfach zweckdienlicher zu sagen, daß es keine Sabotage war?«

Ober seufzte. »Was verlangen Sie eigentlich von mir, Gates?«

Gates erhob sich mit bleichem Gesicht. »Ich möchte, daß Sie mir in die Augen schauen und mir sagen, daß die Navy eine strenge und ehrliche Untersuchung über die Ursachen des Brandes auf der *Normandie* geführt hat.«

Ober blickte ihn milde an. »Die Navy hat eine strenge und ehrliche Untersuchung über die Ursachen des Brandes auf der *Normandie* und auch über das darauffolgende Sinken des Schiffs geführt.«

Gates schüttelte den Kopf. »Und wurden alle Schlußfolgerungen in den Bericht aufgenommen?«

»Alle. Zufrieden, Gates?«

»Nein.«

»Warum, zum Teufel, nicht?«

»Das Feuer zerstörte das schönste Schiff der Welt. Ich kann mich nicht damit abfinden, daß es nicht vorsätzlich war.«

Ober zuckte nur mit den Schultern.

»Und Sie sollten sich auch nicht damit abfinden.«

»Warum nicht? Weil es das schönste Schiff der Welt war, wie Sie sagen? Wir sind im Krieg, Mr. Gates. Das schönste Schiff der Welt ist für mich ein Flugzeugträger mit Dauntless-Stukas und Wildcat-Jägern. Denn damit wird der Krieg ausgefochten, Mr. Gates. Warum also sollte ich mit unserem Bericht nicht zufrieden sein?«

»Weil derjenige, der die *Normandie* sabotiert hat, nicht nach Deutschland zurückkehren wird, um sich seinen Orden zu holen.«

»Nein?«

»Nein. Er wird in New York bleiben und ähnliche Dinge wieder tun.«

Ober schüttelte den Kopf. »Wir tun unser Bestes, Gates. Mit den hinterhältigen Attentaten ist es vorbei. Falls ein solcher Mann existiert – was ich nicht glaube – und falls er es wieder versuchen sollte, wird es ihm verdammt leid tun. Denn wir sind wachsam und lassen uns nicht überrumpeln.«

»Wissen Sie was, Ober?«

»Kapitänleutnant Ober, wenn ich bitten darf, Mr. Gates.«

»Ich glaube Ihnen nicht. Sie machen mir was vor. Sie haben nicht die leiseste Ahnung, wie das Feuer auf der *Normandie* ausgebrochen ist und wie man einen weiteren Sabotageangriff bekämpfen kann. Wie wäre es, wenn er es als nächstes mit der Werft versucht? Möchten Sie Ihren Flugzeugträger auf der Helling brennen sehen? Oder eine Explosion in den Munitionskammern eines Kreuzers? Die würde in ganz Brooklyn zu sehen sein.«

Ober stand auf.

»Verschwinden Sie, Gates. Niemand kann beweisen, daß

der Brand nicht wegen Fahrlässigkeit und schlechter Planung ausgebrochen ist. Außerdem ist das jetzt vorbei. Wie gesagt, haben wir einen Krieg auszufechten.« Er setzte ein entwaffnendes Lächeln auf, und Gates fühlte sich ins Gymnasium zurückversetzt. »Entwerfen Sie lieber Schiffe, die uns zum Sieg verhelfen. Wir haben genug Schwierigkeiten. Die Nazis haben ganz Europa und den größten Teil Rußlands und Nordafrikas. Die Japsen haben sich die Malaischen Staaten, Niederländisch-Indien, Hongkong, die Philippinen und Burma genommen. Wir haben dagegen Hawaii voller versunkener Schlachtschiffe, Australien voller Känguruhs und sechzig Millionen Menschen, die wir in dem von U-Booten eingekreisten England ernähren müssen. Sie sind ein starrköpfiger Bursche, Gates. Aber wir sind nicht im Jahre 1939. Es ist Juni 1942, und wir haben große Sorgen.«

»Das weiß ich, Kapitänleutnant Ober. Ich bin schließlich kein Narr. Aber ich war und bin immer noch überzeugt, daß die *Normandie* die vollkommenste Leistung auf dem Gebiet des Schiffbaues war. Sie ist der Höhepunkt einer hundertjährigen Entwicklung der Technik. Sie war schön, und sie war elegant in jedem Sinne. Sie hat mit vierzigtausend PS weniger die gleiche Geschwindigkeit wie die *Queen Mary* erreicht. Wußten Sie, daß sie allein durch die von vorn nach achtern leicht abnehmende Größe ihrer drei Schornsteine so aussah, als sei sie ständig in Bewegung? Sie war von brutaler Kraft unter der Wasserlinie, aber über der Oberfläche zart wie eine Ballerina. Haben Sie je ein Bild des New Yorker Hafens gesehen, auf dem sie nicht auf dem Fluß war? Künstler und Fotografen kannten ihren Wert. Sie ist das beste Schiff, das unsere Stadt je gesehen hat.«

»Zufällig gehörte sie aber den Franzosen.«

»Nein. Sie gehörte uns allen. Sie stellte das Beste dar, zu dem wir fähig waren.«

Ober seufzte und setzte sich wieder. »Gates, wenn Sie so vernarrt in sie sind, warum helfen Sie nicht bei der Bergung mit?«

»Das werde ich vielleicht tun, aber...«

»Aber überlassen Sie die Saboteure bitte uns.«

»Das kann ich nicht«, sagte Gates. »Sie glauben nicht, daß sie vorsätzlich zerstört wurde. Herrgott, wir stehen doch schließlich auf derselben Seite. Nur haben Sie sie nicht sterben gesehen. Sie hassen zwar die Nazis und die Japsen, aber Sie können sich nicht vorstellen, daß einer von ihnen das hier vor Ihrer Nase in New York getan hat. Ich will nicht persönlich werden, Ober, aber für Sie war der Krieg ein gefundenes Fressen. Bringt mehr ein als im Schulhof herumzustehen, nicht wahr?«

»Haben die Schiffbauingenieure etwa keine fetten Profite gemacht?«

Gates stützte sich mit beiden Händen auf Obers Schreibtisch und beugte sich vor. »Der Flugzeugträger, von dem Sie eben so daherredeten, wurde nicht heute früh gebaut, Sie Idiot. Schiffbauingenieure entwarfen ihn vor sechs Jahren, als Sie noch Ihre Schüler in den Schlaf quasselten und an die Übermacht der amerikanischen Marine in Pearl Harbor glaubten.«

Ober schoß zurück: »Ich bin einundvierzig in die Reserve eingetreten.«

»Und wenn schon. Sie haben einen Reservistenwimpel am Mast Ihres Segelbootes gehißt. Prince und Gates haben alle Zivilarbeit schon neununddreißig eingestellt.«

»Wollen Sie mir erzählen, daß Sie mit Ihren Entwürfen für Jachten und Abfallkähne mehr Geld verdienten, als die Navy Ihnen bezahlt?«

»Ich wollte Ihnen nur sagen, daß wir unter anderem den Bau des schönsten Überseeschiffes aufgeben mußten, das die Welt je gesehen hat . . . oder sehen wird, wenn wir diesen Krieg beenden und wieder zu unserer Arbeit zurückkehren können.«

Ober schaute ihn an. »Sogar noch schöner als die *Normandie*?«

»Jawohl, noch schöner als die *Normandie*.«

Ober griff nach seiner Pfeife. »Das ist es also.«

»Da haben Sie verdammt recht. Zum Teil jedenfalls.«

»Tut mir leid, Gates, aber ich kann die Welt nicht ändern.«

Gates ging zur Tür. »Machen Sie sich keine Sorge, Ober. Sie brauchen nichts zu ändern.«

»Was soll das nun schon wieder heißen?«

»Der Naziagent, der die *Normandie* sabotierte, wird es für Sie besorgen.«

8

Auf dem Fluß, dreihundert Meter von der Zwölften Avenue entfernt, kroch die Otter immer tiefer in die umgekippten Räume im Heck der *Normandie*. Das versenkte Schiff lag in einem Winkel von fünfundachtzig Grad fast flach auf der Seite, und es stank nach abgestandenem Qualm, verbrannter Farbe und verkohltem Kork. Die Decks und Decken waren Wände geworden. Und die Wände Decks und Decken. Er bewegte sich mit Handschuhen und Knieschützern. In den tiefen, dunklen Hallen voller Glasscherben führte jede Kabinentür in eine offene Grube.

Ja, die *Normandie* lastete schwer auf ihm, beschäftigte seine Phantasie, aber er hatte auch einen guten Grund, zurückzukehren. Der militärische Wert des großen Rumpfes war immer noch erheblich. Geborgen und repariert, konnte sie bei jeder Überfahrt fünfzehntausend Mann befördern, und mit einer Geschwindigkeit, der kein U-Boot gewachsen war. Das bedeutete innerhalb weniger Tage eine Felddivision in voller Ausrüstung, während Deutschland nur noch die Männer innerhalb seiner Grenzen hatte, um die Toten und Verwundeten des Dreifrontenkriegs zu ersetzen.

Es war verhältnismäßig leicht, auf das Schiff zu gelangen, trotz Küstenwache, der regulären Soldaten und der Hafenpolizei. Seine Rik-van-Slough-Tarnung gestattete ihm, sich überall frei zu bewegen. Am Morgen nach dem Brand, während die anderen Unternehmer in New York herumliefen und sich bemühten, ihre eingebüßten Ausrüstungsgegenstände ersetzt zu bekommen, war er mit einer Arbeitsmannschaft erschienen und hatte sich um den Auftrag beworben, die Geschützaufbauten abzumontieren.

Die Bergungsfirma van Slough hatte diesen Auftrag dann auch bekommen, als die Marine eine Reihe von Unternehmen vertraglich verpflichtete, die Schornsteine zu entfernen und die Sonnendecks abzureißen, um das Schiff leichter zu machen. Die Arbeitsgruppen, einschließlich seiner eigenen, blieben dort, wo sie beschäftigt waren, und überließen der Otter das Innere des Schiffsrumpfs. Das war auch ratsamer für sie, fand die Otter, denn nur ein Wahnsinniger würde sich dahin wagen, wo er seinen Plänen nachging.

Er hatte eine Ersatzlampe an seinem Gürtel befestigt. Obgleich er viele Nächte lang durch die finsternen Räume gekrochen und gewandert war und die *Normandie* in ihrer jetzigen Lage besser als jeder andere in der Stadt kannte, hätte er ohne ein Licht nie den Weg zurück gefunden. Er kam in einen weiteren Gang, den er als einen Dienstdurchgang erkannte, weil hier weniger Scherben als in den luxuriösen Kabinengängen herumlagen. Er kroch nach achtern. Dicht unter ihm gurgelte das Wasser.

Ein Stern blinkte im Dunkel, als er an ein offenes Bulley an der Biegung des Hecks gelangte. Es war eines der vielen Bulleyes, die die Schweißer vor dem Brand nicht dicht geschweißt hatten, und er wußte, daß alle offenen Bulleyes auf der unter Wasser liegenden Seite die Bergungsarbeiten erheblich erschweren würden. Er schlug mit seiner Stablampe eine Scheibe ein und blickte dann auf den Fluß hinaus.

Ein Schlepper kam vorbei. Dann noch einer und wieder noch einer, stromaufwärts tuckernd, im Lichte des Viertelmonds weißes Kielwasser ziehend. Ihnen folgten noch mehr, und sein Interesse wurde stärker. Dann sah er einen gespenstischen Schatten flußaufwärts kommen, einen großen grauen Schatten, der den Nachthimmel füllte, einen zweiten, ebenso großen, einen dritten und einen vierten, und jetzt wußte er, wofür die Schlepper gekommen waren. Frachtschiffe, die sich oben im Fluß versammelt hatten, lichteten die Anker und ließen sich im Strom treiben, wobei sie sich zu einem Konvoi formierten, um den Atlantik zu überqueren. Er blickte lange auf die endlose Kolonne, und jedes Schiff, das wie das Glied einer Kette an ihm vorüberzog, schien ihn an seine Bedeutungslosigkeit zu gemahnen.

Von den nur drei Achtzigtausend-Tonnen-Schiffen, die

es auf der Welt gab, hatte er eins zerstört. Dieses hier. Ganz allein. Larson und Walsh waren unwichtig. Sprengstoffexperten wie der rothaarige Larson waren nur dazu da, um kühneren und einfallsreicheren Leuten zu dienen; und Walsh, der fanatische Bundist irischer und deutscher Abstammung, den Onkel Willy ins Beschaffungsamt des 3. Marine-Bezirks eingeschleust hatte, war nur ein ganz gewöhnlicher kleiner Fälscher, wie es sie seit jeher gegeben hatte.

Durch die Fälschungen Walshs waren die feuergefährlichen Schwimmwesten aus Kapok ein paar Tage früher eingetroffen. Ein angeblich von einem Admiral unterschriebener Begleitbrief hatte bestimmt, daß sie im großen Salon aufgestapelt werden sollten und nicht auf dem Pier, wie es ursprünglich vorgesehen war. Sie waren spät am Tage angekommen, aber Larson hatte noch Zeit gefunden, seinen Zündstoff in den Ballen unterzubringen, während sich die Unternehmer mit ihren Arbeitern um Überstunden stritten. Die Quelle des herrlichen Zerstörungswerks jedoch war die Otter. Und jetzt sah er – obgleich der rauchgeschwärzte Rumpf der *Normandie* den längsten Pier New Yorks blockierte und obgleich die ganze Welt das Versagen der Alliierten und den Sieg der Otter vor Augen hatte –, daß das Kriegsmaterial weiterhin seinen gewohnten Weg nahm, fast als ob nichts geschehen wäre.

Angewidert wandte er sich vom Bulley ab, starrte aber sogleich nochmals hinaus, als ein neuer Schatten von See her flüßaufwärts glitt – und diesmal war es ein Anblick, der seiner noch mehr spottete als der sich formierende Konvoi. Der riesige Schatten hob sich vom Nachthimmel ab, ließ die Frachter des Konvois winzig erscheinen.

Er erkannte die *Queen Mary* an ihrem eckigen Bug und den einer Hochzeitstorte ähnlichen vorderen Decksaufbauten, noch bevor er das typische Profil mit den drei großen Schornsteinen sah. Langsam bugsierten die Schlepper das Schiff auf die andere Seite des Piers 90. Gleich darauf hörte er das Aufschlagen der Gangways an ihren Rumpf, das Rasseln der sich öffnenden Ladeluken und das laute Rattern der Lastwagen und Winschen, als die Amerikaner sie in aller Eile für die nächste Reise vorbereiteten und ausrüsteten.

Schlepper schoben Tankleichter heran. Falls sie ihren gewöhnlichen Zeitplan einhielt, würde sie in vier oder fünf Tagen umkehren und einen neuen Truppentransport nach Irland bringen. Er könnte nach Hamburg funken, aber er bezweifelte, daß die U-Boot-Kommandanten mit dieser Information mehr anzufangen wußten, als sie es bisher in bezug auf dieses Schiff getan hatten. Es lohnte nicht das Risiko, abgehört zu werden.

Er stand auf und ging im Lichte seiner Taschenlampe weiter. Das Deck, ein ehemaliges Schott, war grau angestrichen, und der Geruch frischer Farbe war hier stärker als der allgegenwärtige Brandgestank. Die Farbe schien brüchig – verschmiert mit Pinselspuren –, aber bevor er sich der Bedeutung dieses Umstands bewußt wurde, hatte er bereits sein Gewicht auf den nächsten Schritt verlagert.

Es war eine überstrichene Fensterscheibe, und als er zurückweichen wollte, war es zu spät.

Das Glas zersplitterte. Er ließ die Stablampe fallen, versuchte sein Gesicht zu schützen, als er stürzte und noch mehr Glas zerbrach. Und dann fiel er durch das Dunkel, fiel in schwarze Nacht, fiel in endlose Tiefe.

Er hatte noch Zeit, sich zu ducken, den Anprall auf Stahl zu erwarten, sich darüber klarzuwerden, daß er mit Gewißheit sterben würde. Er landete im Wasser, und als er sich schon gerettet glaubte, schlug es über seinem Kopf zusammen – so kalt, daß es ihm den Atem verschlug. Er sank rasch, heruntergezogen von seiner schweren Arbeitskleidung, erstikend, weil er unwillkürlich aufgeschrien hatte, aus Angst, Schock und Kälte.

Die Kälte lähmte ihn, und im Sinken konnte er weder Arme noch Beine bewegen. Er schlug mit dem Gesicht auf dem Boden auf, und der Schmerz in seiner Nase brannte wie Feuer. Er beugte die Knie unter sich, stieß sich vom Schlick ab, strampelte und versuchte verzweifelt, an die Oberfläche zu kommen. Seine nassen Kleider zogen ihn wieder herunter. Er hatte keine Luft mehr. Er riß an den Knöpfen, kämpfte sich aus seiner Jacke, die ihm jetzt die Hände hinter dem Rücken verschnürte, und er sank wieder, trat Wasser,

zertrte an seiner Kleidung. Endlich gelang es ihm, mit letzter Kraft an die schwarze Oberfläche zu gelangen, wo er Luft schöpfte und sich über Wasser zu halten bemühte.

Er zog seine Reservelampe aus dem Gürtel.

Er richtete den Strahl in die Höhe. Er befand sich in einer riesig hohen und engen Höhle. Ein Deck und die niedrige Decke bildeten die Wände, aber das Deck war mindestens zwölf Meter hoch und bog in eine Art Wölbung ab. Dieses Dach, die ehemalige Außenhaut des Rumpfes, war von riesigen, dicht aneinanderliegenden und durch stählerne Streben getrennten Fenstern überzogen.

Er schwamm auf einen runden Vorsprung zu – eine in Sacktuch gehüllte Winschtrommel –, zog sich daran hoch, brach zusammen, mit klappernden Zähnen und pochendem Herzen. Allmählich kam er wieder zu Atem. Das Gesicht juckte, und als er es rieb, schmerzte es noch mehr. Die Glasfaserisolierung im Wasser war ihm in die Haut gedrun-gen. Er wußte aus Erfahrung, daß er nichts weiter tun konnte, als abzuwarten, bis sie sich von selbst löste.

Er leuchtete in alle Richtungen – womit er riskierte, vom Fluß aus gesehen zu werden –, versuchte sich zu orientieren, festzustellen, wo er war. Der Größe des Raumes nach hätte es der Speisesaal der Dritten Klasse sein können, aber die Wunsch gab ihm den richtigen Hinweis.

Es war der große Arbeitsraum auf dem Achterdeck, wo die Hecktrossen verstaut wurden. Die Höhle lag zur Hälfte unter Wasser. Die gewölbten Fenster bildeten die Hinterseite des Hecks wie die Heckfenster am Spiegel einer Fregatte.

Plötzlich wußte die Otter, daß die *Normandie* ihm noch einmal dienen konnte, ihm die Möglichkeit bot, den Hafen von New York endlich doch noch auf die Knie zu zwingen. Zeitungen hatten das Wrack als ein weggeworfenes Riesenspielzeug oder als einen gestrandeten Wal bezeichnet, aber irgendwie hatte er das Wrack immer als ein totes Pferd gesehen... warum sollte es ihm also nicht als ein Trojani-sches Pferd dienen?

Die gewölbten Fenster waren wie riesige offene Türen unter dem undurchsichtigen Wasser, die in eine finstere und stille Unterwasserhöhle führten. Ein idealer Schlupfwinkel. Eine Otternhöhle. Direkt neben der *Queen Mary*, und groß

genug, um darin ein gar nicht so kleines Unterseeboot zu verbergen. Ein Unterseeboot, mit dem er die *Queen Mary* nicht am Pier, sondern in der Mündung des New Yorker Hafens versenken konnte, wo sie den Hafen als tödliches Hindernis versperrte und abwürgte.

9

Gates fuhr zweimal in einem Taxi den Pier entlang, um zu sehen, wie die *Normandie* lag. Es war das erste Mal seit dem Brand, daß er es über sich brachte, sie wiederzusehen. Er fühlte sich verlegen. Sie sah wie eine schöne Frau aus, die mit hoch über die Schenkel gerutschten Röcken gestorben war.

Das gesunkene Schiff lag diagonal zwischen den Piers 88 und 90, und man hatte bereits Schornsteine und Sonnen-decks abmontiert. Die Navy hatte versucht, das Schiff hinter einem Holzzaun zu verbergen, aber das Wrack war noch gut vom West Side Highway sichtbar, wo der Verkehr sich an dieser Stelle immer verlangsamte. Allerdings hatte ihn die von den Versenkungserfolgen der U-Boote verursachte Benzinknappheit stark eingeschränkt.

Die *Queen Mary* war gerade auf der anderen Seite des Piers 90 vor Anker gegangen. Polizei, Soldaten und bewaffnete Posten der Küstenwache hatten die Zwölfte Avenue abgesperrt, und Gates' bereits sehr nervös gewordener Taxichauffeur mußte einen Bogen über die Fünfundvierzigste Straße machen, nachdem er den Highway verlassen hatte, um in die Nähe des Piers 88 zu gelangen. Eine kleine Wachmannschaft war vor dem Zaun der *Normandie* auf Posten. Gates zeigte seinen Marineausweis, und sie winkten ihn durch.

Es fiel ihm auf, daß die Lichter auf dem Pier noch dieselben waren wie die, die das Schiff bei seinen mitternächtlichen Ausfahrten angestrahlt hatten, als Orchestermusik

vom Sonnendeck ertönte, während sich Limousinen und Taxis mit Gästen für die Abschiedsparty auf dem Pier drängten, und der Ozeanriese dann majestätisch und in vollem Lichterglanz den Hafen verließ.

Die Kielseite der *Normandie* lag dem Pier gegenüber. Ihre Flanke erhob sich fünfzehn Meter aus dem Wasser. Der Bug war nach Nordosten gerichtet, so daß sie den ursprünglich für die *Queen Mary* vorgesehenen Anlegeplatz blockierte. Das Schiff ragte dreihundert Meter in den Fluß hinaus und sein Heck lag dicht am Dock der French Line. Das Steuer hatte das Ende der Mole beschädigt. Das Piergebäude, das etwas weiter zurück lag, war unversehrt, aber einige Ramppfähle des Piers waren zerstört. Gas- und Preßluftschläuche und zerrissene Kabel hingen über dem gewölbten Rumpf wie Harpunenleinen, die einen großen Walfisch an die Oberfläche geholt hatten.

Hinter dem Wrack ragten die Schornsteine der *Queen Mary* über das Dach des Piers 90, des Cunard-Piers. Hier und da stiegen Dampfwolken von den drei riesigen feldgrauen zylindrischen Schornsteintürmen auf; es klang wie das Röhren eines ungeheuren Tieres, das den Tod eines Artgenossen in der Nähe wittert.

»Halt! Stehenbleiben!« Gates zuckte zusammen. Die Arbeiten waren für die Nacht eingestellt, und er glaubte sich allein, als die Stimme aus dem Dunkel kam. Ein Lichtstrahl blendete sein Gesicht, und eine Streife der Küstenwache umringte ihn plötzlich – vier Seeleute und ein Unteroffizier, alle mit Stablampen.

»Haben Sie einen Ausweis, Mister?«

Gates zeigte wieder seinen Marineausweis, und sie ließen ihn durch. Als sie sich entfernt hatten, ging Gates über den schmalen Fußweg zwischen dem Piergebäude und dem Dockufer auf den Pier hinaus. Auf halbem Wege fand er den Zugang zum gesunkenen Schiff – eine einzelne Gangway, die immer noch das schmucke Wappen der French Line trug, und ein provisorisches Gerüst, wie man sie auf allen Werften der Welt antrifft.

Gates blickte sich nach beiden Seiten um. Die Gegend war menschenleer. Niemand hinderte ihn, über die Gangway zur Flanke der *Normandie* zu klettern. Ein kühler Wind

wehte vom Fluß her, und während er höher stieg, sah er eine lange Reihe von Frachtern flußabwärts gleiten, die sich hinter der Lower Bay zu einem Konvoi zusammenschlossen. Ihre Positionslichter blinkten wie in banger Erwartung, denn auf See mußten trotz aller Kollisionsgefahr alle Lichter gelöscht werden, um das Risiko deutscher Torpedoangriffe zu verringern.

Er fand einige rohgezimmerte Holzverschläge oben auf der Flanke der *Normandie*. Er ging über den breiten Rumpf, erkannte die Treppe, die er vom Highway aus gesehen hatte und die vom nun vertikalen Deck zu einem Laufgang führte. Unten, am Wasser zwischen dem Pier und dem Schiff, waren Kähne mit weiteren Holzverschlägen, Schwimmkräne und leere Leichter, die zur Aufnahme des Schrottstahls aus dem Wrack dienen sollten.

Der Laufsteg war eine provisorische Plattform für die Schweißermanschaften und gleichzeitig ein Durchgang, der vom Bug zum Heck führte. Er lag sechs Meter oberhalb der Leichter, und unter ihm hing ein zweiter Laufsteg in Höhe des Wasserspiegels. Neben ihm verlief ein Wasserrohr von zwanzig Zentimeter Durchmesser, und alle dreißig Meter machte der Steg um eine Löschpumpe eine Biegung.

Gates ging eine zweite Treppe zum tieferen Laufsteg hinunter und gelangte auf die Höhe des Wasserspiegels fast in der Mittellinie des Schiffes. Er wandte sich nach rechts, ging weiter, hielt sich nahe am vertikalen Deck und duckte sich in den Schatten, um nicht vom Wasser, vom Pier 90 oder vom Highway aus gesehen zu werden.

Als er sich dem Highway und der Zwölften Avenue näherte, konnte er auf dem Kopfsteinpflaster das Motorengeräusch und das Rattern der großen Lastwagen hören, die ihre Ladungen zur *Queen Mary* brachten.

Sein Ziel, der vordere Frachtaufzugsschacht, durchschnitt das Schiff fast horizontal. Die Öffnung lag im Scheinwerferlicht, und Gates hatte keine andere Wahl, als durch den hellen Kreis zu gehen, um in den Schacht zu gelangen. Das Licht drang nicht sehr weit, und dahinter führten die Fahrstuhlkabel in Schulterhöhe in endloses Dunkel.

Gates zog eine Stablampe aus der Tasche und trat in den

Schacht. Die Batterie war schwach, und der gelbliche Strahl leuchtete kaum vier Meter weit. Er griff an das Kabel, und seine Hand wurde fettig. Er hatte keine Handschuhe mitgebracht und entdeckte auch, daß er die falschen Schuhe trug. Denn er rutschte auf den Führungsschienen aus.

Es war unheimlich still. Wenn auch ein solches Schiff am Pier sich nicht merklich bewegte, so wiesen doch gewöhnlich einige Geräusche darauf hin, daß es schwamm. Aber die *Normandie* war leblos wie ein Stein. Gates war unheimlich zumute in dieser Stille, dem riesigen Raum, der undurchdringlichen Dunkelheit. Es roch nach Abwässern und verbranntem Kork. Er zwang sich den Schacht hinunter, stemmte sich gegen den Neigungswinkel, bewegte sich auf den Absätzen und klammerte sich an das Kabel wie an eine Rettungsleine.

Die Otter rannte durch das Schiff. Er war von seinem Sturz durchnäßt, die Kleider klebten ihm auf der Haut und ließen seine Glieder schmerzen. Er fand einen Treppenschacht, sprang hinein, hielt es für einen schnelleren Weg als den über die mit Glassplittern übersäten Gänge. Die Stufen waren in einem unmöglichen Winkel, aber er zog sich an den Geländern entlang, kletterte seitlich in die Tiefen der *Normandie*... an den Wohn- und Versorgungsdecks vorbei, durch die Speisekammern, in denen es nach dem fauligen Fleisch roch, das verrottend in den riesigen Kühlschränken hing, und dann in den großen Ventilationsraum oberhalb des Motorenraums.

Wasser gurgelte nahe unter ihm, schwarz, fettig und voller Treibgut. Das auf die Seite gekippte Stahlgitter des Decks zwischen dem Ventilationsraum und dem Motorenraum ragte bedrohlich vor ihm empor. Die Otter leuchtete durch das Gitter und sah die oberen Teile der Elektromotoren der Steuerbordseite. Als Ingenieur wunderte er sich, daß keine der riesigen Maschinen sich aus ihrer Halterung gelöst hatte. Er kletterte auf die Streben eines Laufsteggeländers, das wenige Zentimeter über dem schwarzen Wasser hing, hielt sich links vom Gitter – dem unteren Deck – und bewegte sich weiter. Er kam am Maschinenraum vorbei,

orientierte sich an den Streben und gelangte in den Ventilationsraum über dem Kesselraum Nummer vier. Die Hälfte der Kessel der *Normandie* waren überschwemmt, ebenso die Hälfte der Ventilatorgebläse.

Er bewegte sich sicheren Fußes den Streben entlang, die Lampe in der einen Hand, mit der anderen sich im Gleichgewicht haltend, immer schneller, bis er rannte, von Strebe zu Strebe sprang, die Lampe von einer Hand zur anderen wechselnd, und dabei Schläuchen und Kabeln auswich, die ihm plötzlich in den Weg kamen. Nichts war ihm im Moment wichtiger, als alle sichtbaren Hinweise auf Sabotage zu entfernen. Er mußte die Sicherungen im Fahrstuhlmotorenraum wieder einschrauben. Er trat in eine Fettpfütze, rutschte aus, stürzte fast, fing sich wieder und rannte weiter. Er fühlte sich in Hochstimmung. Die *Normandie* würde ihm noch einmal dienen. Die Otter würde diesen Hafen zustopfen, wie man eine Flasche verkorkt. *Onkel Willy, du hast dich geirrt.* New York wird die Otter nie und nimmer vergessen.

Endlich kam er zum vorderen Schott des Ventilationsraums, fand seinen Weg hinaus, mußte dabei einen der vorderen Kesselräume betreten und sich an einem verrückt querliegenden Treppengeländer hinaufziehen. Er brauchte eine Weile, bis er wußte, wo er war, wie er zum Schacht des Lastenaufzugs gelangen konnte, und dann noch etwas länger, bis er einen Korridor fand, an den er sich erinnerte. Er war breit und hatte zum Ein- und Ausladen großer Kisten gedient. Er konnte darin aufrecht stehen.

Und dann sah er den Fahrstuhlschacht. Er lag immer noch offen, zum Teil im Wasser, und Licht strömte durch die offene Decke. Er war so mit der Suche nach den kompromittierenden Sicherungen beschäftigt, daß er die Bewegung des Lichtes erst bemerkte, nachdem er in der Motorenkammer des Frachtfahrstuhls die Sicherungen wieder eingeschraubt hatte. Er zuckte zusammen. Da bewegte sich etwas im Fahrstuhlschacht. Sofort war sein Entschluß gefaßt. Er schlüpfte rasch in die Maschinenkammer zurück und steckte die Stablampe in die Tasche, um beide Hände frei zu haben.

Gates kam den finsternen, leicht geneigten Schacht herunter, von Angst gepackt, jedoch vorwärtsgetrieben von seiner Wut über die Stille der *Normandie*. Auf keinem Bild in den Zeitungen oder Wochenschaun, und auch nicht, als er sie in dieser Nacht vom Highway aus gesehen hatte, war ihm der Tod des herrlichen Schiffes so deutlich geworden wie hier, in dieser gespenstischen Stille.

Die Fahrstuhlkabel endeten plötzlich im Rollengetriebe des Fahrstuhls, das mit ein paar kräftigen Haken an den oberen Querbalken des Fahrstuhldachs befestigt war. Gates fühlte sein Herz pochen... als erstes hatte er bemerkt, daß die Deckenplatten fehlten. Um das Einladen zu erleichtern? Im Laufe der Umbauten versehentlich entfernt? Herausgefallen, als das Schiff versank? Oder von einem Saboteur herausgerissen, um den Qualm den Schacht hinunterziehen zu lassen.

Er kletterte über die Querbalken in die Fahrstuhlkabine hinein und leuchtete auf die Kontrollknöpfe. Hier lagen die fehlenden Platten nicht. Alles war intakt. Er hatte hier erwartet, herausgerissene Drähte zu finden. Aber die Türen des Fahrstuhles standen offen – ein weiterer Beweis, daß es sich um Sabotage handeln konnte. Waren die Untersuchungsbeamten der Regierung überhaupt hier heruntergekommen, oder hatten sie sich diese Mühe nicht gemacht?

Er verließ den Fahrstuhl und trat in einen umgekippten Gang. Irgendwo hier mußte der Maschinenraum sein. Er richtete den Strahl seiner Lampe nach unten und sah eine offene längliche Vertiefung. Eine Tür. Er kniete nieder und blickte hinein. Es war die Maschinenkammer. Wollte man einen Fahrstuhl ganz unten im Schiff blockieren, so war hier der richtige Ort, um es zu tun. Ein Teil war überschwemmt. Er steckte seine Taschenlampe ein, ließ sich durch die Tür hinunter, tastete mit dem Fuß nach einem Halt. Er stieß auf etwas Weiches und rutschte aus.

Ein lautes, knirschendes Geräusch, ein stechender Schmerz hinter seinem Ohr, und dann stürzte er, griff nach seiner Taschenlampe, weil alles stockfinster wurde. Seine Finger hatten bereits den Türrahmen losgelassen. Er fühlte sich im gurgelnden Wasser versinken, die Arme wie Flügel

ausgestreckt, und dann war es ihm, als explodierte sein Kopf wie ein leuchtender Stern in der schwärzesten, kältesten Nacht.

10

Die Otter warf den Körper ins Wasser, wo er mit dem Gesicht nach unten schwamm, von einer Luftblase in seinem Regenmantel noch einen Augenblick an der Oberfläche gehalten. Die Brieftasche, die er dem Mann aus der Jacke gerissen hatte, war aus teurem Schweinsleder. Er durchkramte sie und stieß auf den Namen. Gates. Steven Gates.

Dies rief eine vage Erinnerung hervor . . . Steven Gates . . . Er richtete den Strahl seiner Lampe nach unten, bis er den immer noch an der Oberfläche schwimmenden Körper fand. Blondes Haar hob sich vom schmutzigen Wasser ab. Gates hatte einen Ausweis der US-Navy, der ihm freien Zugang zu allen Hafeneinrichtungen gestattete. Sehr praktisch. Die Otter steckte ihn in seine Tasche.

Eine Geschäftskarte. »Prince und Gates – Schiffbauingenieure.« Natürlich . . . Jetzt erinnerte er sich. Es war vor drei Jahren. Tage vor Kriegsausbruch, die letzte Überfahrt auf der *Normandie*. Onkel Willy hatte ihm eine Liste der Passagiere der Ersten Klasse verschafft und die für ihn eventuell wichtigen Personen angekreuzt. Richard Prince war ein führender Experte für Schiffsantriebe mit Hochdruckdampfanlagen und Vertrauter höchster Stellen der US-Navy. Die Otter hatte sich bei Prince und seinem jungen Neffen angebietet. Steven Gates war ihm damals als ein sehr junger Mann erschienen, der unter dem Einfluß seines berühmten Onkels stand. Ein sanfter Mensch, aber mit einem Hang zur Starrköpfigkeit, soweit die Otter sich erinnerte. Gates hatte sich offensichtlich in die Engländerin von der BBC verknallt, die später in Genf aufgetaucht war, und deren Schönheit, unabhängige Haltung und fesselnder Blick die Otter an

seine Mutter erinnert hatten. Wertvolle Leute, die Familien Prince und Gates. Er wäre bestimmt mit ihnen in Verbindung geblieben, wenn Onkel Willy ihn nicht nach Europa zurückgepfiffen hätte, wo es wichtigere Probleme wie die unmittelbar bevorstehende Landung in England gab, obgleich die Otter eher zum Glauben neigte, daß Onkel Willy vorübergehend die Nerven verloren hatte und ihn nicht so weit weg haben wollte.

Er blickte ins Wasser. Von Gates sah man nur noch die Schöße seines Regenmantels. Komischer Zufall. Oder war es ein Fingerzeig des Schicksals?

Er neigte zum Schicksalsglauben, wenn er sich auch immer sehr bemühte, Herr seines eigenen Schicksals zu sein. Aber so vieles in seinem Leben hatte sich unter der Macht äußerer Einflüsse geändert, besonders an einem Tage der Angst und des Kammers, als er in Österreich sein neunzehntes Lebensjahr erreicht hatte. Der Tag, an dem die Österreicher seine Mutter hingerichtet hatten. Das war 1934. Man hatte sie erhängt, weil sie an der Ermordung des österreichischen Kanzlers Dollfuß und dem mißlungenen Naziputsch gegen die österreichische Diktatur teilgenommen hatte, die sich hartnäckig dem Anschluß an das Deutsche Reich zu widersetzen wagte. Sie war tapfer und gefaßt für die deutsche Einheit gestorben, vier Jahre bevor der Anschluß Wirklichkeit wurde.

Onkel Willy hatte ein großes persönliches Risiko auf sich genommen, als er an ihrem offenen Grab erschien. Er war gerade seines Kommandos als Schlachtschiffkommandant enthoben und mit der Leitung der Abwehr, des deutschen Geheimdienstes, betraut worden. Es war Winter. Die Österreicher hatten fast sechs Monate darüber debattiert, ob man eine Frau hinrichten solle, nachdem die männlichen Mitglieder der nationalsozialistischen Verschwörungsgruppe gehängt waren. Er war verzweifelt gewesen, und der anfänglich über das Erscheinen seines alten Gönners dankbare Junge fühlte sich plötzlich verwirrt und verletzt, dann aber hochofrenut, als Onkel Willy ihm enthüllte, was er ihm während all der Jahre verschwiegen hatte.

Zuerst erzählte er der Otter, wie sehr er seine Mutter

geliebt hatte, wie sie sich im Ersten Weltkrieg begegnet waren, als sie sich in Italien als Spionin betätigte... und dann, daß er, Wilhelm Canaris, sein Vater sei.

All die Geheimnisse seiner Kindheit – warum seine Mutter nicht verheiratet war, wo das Geld herkam, warum sie so oft mit »Onkel« Willy nach Holland, Spanien und in die Schweiz reiste, aber nie nach Deutschland, wo er seine Familie hatte –, all das klärte sich für ihn an jenem Tage auf. Aber Canaris hatte mehr getan, als für seinen unehelichen Sohn zu sorgen. Viel mehr. Jahrelang hatte Onkel Willy für seinen Sohn vorgeplant...

»Und was geschah an all den Orten, wohin deine Mutter dich mitnahm?«

»Ich wurde auf die beste Schule geschickt.«

»Und was hat man dich gelehrt?«

»Ingenieurwesen und Mathematik.«

»Und was geschah, als du Malerei studieren wolltest?«

»Es gab kein Geld, Onkel Willy.«

Bruchstücke des Gespräches am Grab kamen ihm noch täglich ins Bewußtsein. Er hielt sich daran, jetzt wie damals, weil alles immer einen Zweck erfüllte.

Gates erwachte in hellem Licht. Sein Kopf schmerzte ihm, als habe man ihn mit einer Axt gespalten. Seine Kehle brannte wie Feuer. Eine Krankenschwester hielt ihm den Kopf über ein Toilettenbecken. Sie roch nach Medizin. Er war sich unbestimmt bewußt, daß sie ihm nach dem Erbrechen das Gesicht mit einem nassen Tuch kühlte, ihn auf ein Bett legte und in seiner Nähe blieb, während ein Arzt seinen Schädel untersuchte. Irgendwann später erschien ein neues Gesicht im Lichtschein.

»Können Sie mich hören, Mr. Gates?«

Das Gesicht verschwamm in seinem Blickfeld, tauchte wieder auf, und er sah einen sauber rasierten Mann von Mitte Zwanzig mit einer Dienstkrawatte. Die Vision zerschmolz. Seine Kehle schmerzte.

»Können Sie meine Hand sehen?«

Eine Hand wurde kurz sichtbar, und die Anstrengung, den Blick darauf einzustellen, verursachte ihm grausame

Kopfschmerzen. Die Hand war wieder da. »Ja, so ungefähr. Was ist geschehen?«

»Vielleicht können Sie uns das sagen.«

»Wo bin ich?«

»Wachpostenzentrale. Pier 92.«

»Was? Wie bin ich hierhergekommen? Das ist doch die Küstenwache, nicht wahr?«

»Richtig, Mr. Gates. Ich bin Oberleutnant Bristol. Sicherheitsabteilung. Was haben Sie auf der *Lafayette* getan?«

Der neue Name der *Normandie*. Gates erinnerte sich teilweise. »Wie bin ich hierhergekommen?«

»Mr. van Slough hat Sie gebracht.«

»Wer ist das?«

»Der Mann, der Ihnen das Leben gerettet hat, Mr. Gates. Sie wären fast ertrunken.«

»Wo ist er?«

»Er steht direkt neben Ihnen.«

Gates sah ein großes, rundes, freundliches Gesicht, das sich über ihn beugte.

»Kennen Sie mich noch?«

Gates fragte sich immer noch, wie er hierhergekommen war, aber van Slough war ihm bekannt, und das komplizierte die Dinge noch mehr. »Sind wir uns nicht auf der *Normandie* begegnet?«

»Zweimal«, sagte van Slough. »Das zweite Mal war heute abend.«

»Mr. van Slough fand Sie in der Tiefe eines Fahrstuhl-schachtes schwimmen.«

»Was hatten Sie da unten zu suchen?« fragte Gates.

»Leider will man Ihnen die gleiche Frage stellen, Steven.«

»Mr. van Slough ist Bergungsunternehmer«, sagte Bristol. »Er hatte einen Grund, dort zu sein. Aber Sie hatten keinen, Mr. Gates. Wollen Sie mir das bitte erklären?«

»Ich habe dem Wachposten meinen Ausweis gezeigt.«

»Der galt aber nicht für dort, wo Sie waren, Mr. Gates. Sie haben den Wachmann beschwindelt. Sie wußten genau, daß Sie da unten nichts zu suchen hatten. Wollen Sie es mir jetzt erklären, oder soll ich die Polizei rufen?«

»Ach, lassen Sie ihn doch«, sagte van Slough. »Ich kann

für Mr. Gates bürgen. Fragen wir ihn doch lieber, was ihm passiert ist.«

»Ich weiß es nicht«, sagte Gates und schloß die Augen.
»Ich glaube, ich bin auf den Kopf gefallen.«

»Nach Ansicht des Sanitäters scheinen Sie sich wenigstens nichts gebrochen zu haben«, sagte van Slough.

»Ich werde morgen früh meinen Arzt aufsuchen.«

»Einen Augenblick«, sagte der Oberleutnant der Küstenwache. »Ich möchte trotzdem wissen, was er des Nachts im Schiff zu suchen hatte.«

Wieder kam van Slough ihm zu Hilfe. »Was spielt es für eine Rolle, ob es des Nachts war? Im Inneren des Wracks kommt es aufs gleiche hinaus. Da ist es immer stockfinster. Warum glauben Sie, daß ich dort war? Weil ich mir das Tageslicht für die Außenarbeiten aufspare.«

»Ja, aber Sie haben dort zu tun, Mr. van Slough. Also, weshalb waren Sie im Schiff, Gates?«

Gates ließ die Diskussion über sich ergehen. Wenn er nur still liegen könnte, bis sein Kopf ihn nicht mehr so schmerzte! Er hielt die Augen geschlossen und erzählte die Geschichte, die er sich vor dem Betreten des Schiffs zurechtgelegt hatte. »Es war mehr oder weniger aus privaten Gründen. Kann ich mich darauf verlassen, daß Sie es für sich behalten, Oberleutnant?«

»Falls es etwas Illegales ist, können Sie sich darauf verlassen, daß ich Sie auf den nächsten Polizeiposten bringe.«

»Er würde nichts Illegales tun«, beteuerte van Slough.

»Mag sein, Mr. van Slough, und ich weiß es zu schätzen, daß Sie gleich zu mir gekommen sind, aber ich bin für die Sicherheit auf dem Pier 88 verantwortlich...«

»Es ist nicht illegal«, sagte Gates. »Schauen Sie, meine Firma bemüht sich um einen Auftrag der Bergungskommission.«

»Was hat das damit zu tun?«

»Falls es der Bergungsmannschaft gelingt, die *Normandie* zu heben, möchte unsere Firma den Umbau konstruktiv planen. Um einen Truppentransporter daraus zu machen. Und da wollte ich mich nur ein bißchen umschaun, um zu sehen, wie weit die Bergungsarbeiten gediehen sind und welche Probleme sich uns stellen werden.«

Er öffnete die Augen. »Hat Ihr Onkel Sie geschickt, Steven?« fragte ihn van Slough.

Gates schüttelte den Kopf, was ihn entsetzlich schmerzte. Eine neue Welle von Übelkeit stieg in ihm auf. »Nein. Er weiß nichts davon. Und deshalb wollte ich Sie bitten, es für sich zu behalten.«

Van Slough sah beruhigt aus, als ob ihm der Gedanke, daß Richard Prince auch nur im entferntesten in krumme Dinge verstrickt sein könnte, peinlich gewesen wäre.

»Ich habe nichts Unrechtes getan«, sagte Gates.

»Guter Geschäftsgeist.« Van Slough nickte. »So bleibt man der Konkurrenz voraus.«

»Na schön, Gates, aber das nächste Mal besorgen Sie sich einen Ausweis. Sie haben doch gute Beziehungen. Warum lassen Sie die nicht spielen, anstatt mir Sorgen zu machen?«

»Das tut mir leid.«

»Und gehen Sie nicht mehr allein. Wenn Mr. van Slough Sie nicht gerettet hätte, wären Sie tot.«

»Tut mir leid. Sie haben ganz recht. Kann ich jetzt gehen? Ich möchte ins Bett.«

»Haben Sie nichts dagegen, Herr Oberleutnant?« fragte van Slough.

»Meinetwegen.«

»Können Sie sich aufsetzen, Steven?«

Gates stellte die Füße auf den Boden. Ein stechender Schmerz schoß ihm durch den Kopf, und es wurde ihm übel. Rik van Slough, die Otter, nahm ihn beim Arm, half ihm auf und stützte ihn. »Kommen Sie. Gute Nacht, Herr Oberleutnant. Und vielen Dank.«

»Ich danke Ihnen, Mr. van Slough. Soll ich Ihnen ein Taxi rufen?«

»Danke. Alles um die *Queen Mary* herum ist ja wohl abgesperrt, nicht wahr?«

Während sie am Tor auf ein Taxi warteten, bemerkte Gates, daß van Sloughs Kleidung ebenso naß war wie seine. Der Holländer grinste. »Wir sehen wie die Landstreicher aus, nicht wahr?«

»Ich stehe tief in Ihrer Schuld.«

Van Slough lachte. »Sie werden es irgendwann schon wieder wettmachen. Wie geht es Ihrem Onkel?«

»Er steckt bis über den Kopf in der Arbeit.«

»Grüßen Sie ihn von mir.«

»Gern. Kommen Sie doch mal zum Abendessen. Kann ich Sie auf dem Schiff erreichen?«

»Klar. Oder rufen Sie im Büro an. Bergungsunternehmen van Slough in Hoboken. Hier.« Er zog eine durchnäßte Visitenkarte aus der Tasche. Gates gab ihm eine aus seiner Briefftasche. Das Taxi kam an. Sie stiegen ein, und van Slough sagte: »Ich setze Sie ab.«

Und dann fiel es Gates wieder ein: »Hatten Sie übrigens bemerkt, daß die Deckenplatten in der Fahrstuhlkabine fehlten?«

Van Slough hatte aus dem Fenster geschaut, als das Taxi über die Pflastersteine von Hell's Kitchen raste. Er blickte Gates durchdringend an. »Nein, das ist mir nicht aufgefallen.«

»Ich frage mich, wo sie wohl sind.«

Van Slough wandte sich wieder dem Fenster zu, lachte dann.

»Bei den Umbauarbeiten herrschte schlimmere Anarchie als während der russischen Revolution.«

»Waren Sie dabei?«

»Natürlich. Ich hatte einen Vertrag für die Schrottentfernung. Es wurde ja eine Menge Stahl abgeschweißt.«

»Ich weiß«, sagte Gates. »Mein Onkel und ich haben einen Vorentwurf für die Navy ausgearbeitet. Waren Sie an Bord, als das Feuer ausbrach?«

»Ja. Auf einem der unteren Decks. Und Sie?«

»Ich war da.«

»Zu schade. Ein so schönes Schiff.«

Die Otter fuhr mit dem Taxi nach Harlem, nachdem er Gates vor einem Privathaus auf der östlichen Vierundfünfzigsten Straße abgesetzt hatte. Das fünfstöckige Gebäude des sorgfältig instand gehaltenen Blocks zwischen der Lexington und der Park Avenue zeigte ihm deutlich, wieviel an Einfluß und Beziehungen ihm abhanden gekommen waren, weil er es versäumt hatte, sich mit Richard Prince und Steven Gates nach der gemeinsamen Überfahrt auf der *Nor-*

mandie näher anzufreunden. Es hatte gut angefangen, aber als die Engländer wegen Polen in den Krieg eingetreten waren, hatte sich das Jahr in New York, das sorgsam Vorbereitungen dienen sollte, zu einer wilden Schlacht entwickelt.

Onkel Willy hatte ihn wiederholt gebeten, sich abzusetzen, solange noch Zeit war, aber er war hartnäckig geblieben, bis seine Firma auf festen Füßen stand. Dann hatte er sich auf einem südamerikanischen Frachter nach Schweden begeben, um in diesem neutralen Land eine Basis zu errichten, und erst danach war er schließlich für Onkel Willy nach England gefahren, von wo aus er im ersten Kriegsjahr dank Onkel Willys so ausgezeichnet gefälschter Dokumente Streifzüge nach Europa unternahm – unter anderem auch nach Genf, um den dortigen Sender der BBC zu zerstören. Dort hatte er Cordi Grey gesehen, die auf irgendeine Weise dem Entführerteam entkommen war, das Onkel Willy geschickt hatte, nachdem die Otter in aller Eile nach Portugal geflohen und mit dem Clipper von Lissabon schnell nach New York geflogen war, um seine dortige Existenz glaubhaft zu machen.

Im Herbst 1940, als alle, mit Ausnahme der Luftwaffe, wußten, daß die Schlacht um England vorbei und verloren war, hatte Onkel Willy ihm erlaubt, sich in New York einen ständigen Wohnsitz zu nehmen, ihn jedoch gewarnt, daß ihm nicht mehr viel Zeit blieb, seine Organisation vor dem Zugriff des britischen Geheimdienstes zu retten, bevor die Amerikaner einen Vorwand fanden, in den Krieg einzutreten. Er war zweimal heimlich nach England gereist, aber New York wurde, wie ursprünglich geplant, sein eigentliches Operationsgebiet... bis zum Endsieg oder bis zum Aufliegen der van-Slough-Tarnung oder bis zu seinem Tod. So blieb ihm jetzt eine zweite Chance, die Beziehungen zu Prince und Gates wieder aufzunehmen. Aber was hatte Gates auf dem Wrack zu suchen? Warum interessierte er sich für die Deckenplatten des Fahrstuhls? Worauf war er aus? War er mehr als ein einfacher Schiffbauingenieur? Gegenspionage? In diesem Fall wäre er ein Pfuscher und ein Narr, ein Gegner, der einem eher nützte als schadete.

Er schlug sich Gates aus dem Kopf und wies den Fahrer

an, ihn einige Häuserblocks von der Wohnung entfernt abzusetzen, die er in der Nähe von Sugar Hill gemietet hatte – ein recht behaglicher Unterschlupf in Hafennähe, wo er aus seinen nassen und übelriechenden Kleidern stieg, ein Bad nahm und sich wieder anzog. Ruhelos trotz der späten Stunde, vollauf mit dem Gedanken an das U-Boot und das Trojanische Pferd beschäftigt, ging er noch einmal aus dem Haus.

Er spielte mit dem Gedanken, sich eine Frau zu suchen. Es gab besonders eine, zu der er oft zurückkehrte, um sein »Laster« zu befriedigen – oder seine Schwäche? Sie hieß Casey oder nannte sich jedenfalls so. Sie war eine Straßendirne und kein Bordellmädchen, wie er sie gewöhnlich vorzog, und von einem wilden Unabhängigkeitsgeist besessen. Er hatte sie angeworben, um kleine Meldegänge für ihn zu machen, aber sie war auch seine Liebingshure in Harlem, mit einem langen, schlanken Körper und einer sehr sachlichen Neigung, ihre Kunden zufriedenzustellen, was einem beruflichen Bedürfnis nach Vollkommenheit zu entspringen schien – eine Haltung sexuellen Dingen gegenüber, die seinem Streben, das Beste in seinem Beruf zu leisten, entsprach.

Aber heute abend verfolgte ihn der Gedanke an das Kleinunterseeboot, die *Seehund*, und die Einzelheiten drangen wie eine Flut auf ihn ein. Auf dem halben Weg zum »Markt« der Siebenten Avenue, wo Casey ihrem Gewerbe nachging, beschloß er trotz seiner Neigung, wichtige Ideen erst einmal eine Weile ruhen und reifen zu lassen, daß er heute nacht nicht zu Casey gehen würde.

Er setzte sich an einen Ecktisch in einem lauten Nachtlokal und begann, sich die Einzelheiten auf die Papierserviette zu notieren und mit disziplinierten Hand Zahlen aufzuschreiben. Seine breiten Schultern schützten ihn vor neugierigen Blicken, und während er viel Scotch mit Milch trank, blickte er ab und zu auf oder starrte versonnen auf die von Zigarettenrauch umnebelte, hell erleuchtete Tanzfläche.

Das Negerorchester stand unter Leitung eines Trompeters, der gerade mit den Worten »Jetzt bringen wir ein gutes altes Lied« ein neues Stück ansagte. Dann erwähnte er einen Ort in New Orleans namens Storyville, was bedeutsames

Gelächter erregte. Die Otter war einigermaßen verwirrt, bis der Trompeter »rotes Licht« hinzufügte, und er lachte herzlich mit, als das Lied »Ein Loch ist im Eimer« ertönte. Das rote Licht bezog sich auf die Zuglaternen, die die Huren in ihre Fenster hängten, um die Eisenbahner anzulocken. Viele der hiesigen Ausdrücke kamen von den Eisenbahnlinien, die sich durch das ganze Land erstreckten – sechs Kontinentalstrecken und zahllose Zubringer –, und die alle im Hafen von New York endeten.

Auf einer frischen Papierserviette chiffrierte er die Berechnungen für eine Funkmeldung nach Hamburg. Es war ein beträchtlicher Auftrag. Die Hafenkanäle waren tief, stellenweise bis über hundert Meter, aber die Buchten waren seicht. An vielen Stellen inmitten des New Yorker Hafens konnte ein Mann, meilenweit von der Küste entfernt, im Wasser stehen. Er brauchte Geschwindigkeit und einen großen Aktionsradius. Man mußte innerhalb von Sekunden zielen, hatte keine Zeit zum Wiederaufladen und brauchte einen langen Fluchtweg, um zu einem auf offener See wartenden großen U-Boot zu gelangen.

Ein beträchtlicher Auftrag. Selbst für Onkel Willy. Aber um es möglich zu machen, konnte die Otter Onkel Willys Unterseebootingenieuren jede Menge von elektrischem Strom und Preßluft im Inneren der *Normandie* bieten.

Und das Ziel war den ganzen Krieg wert.

11

»Es sieht hoffnungslos aus«, sagte Weatherburn. »Zwanzigtausend Leute in New York haben etwas im Hafen zu tun, die, wie wir uns klar waren, als mögliche Tarnung für die Otter in Frage kommen könnten. Cordi, Sie haben sich verspätet.«

»Verzeihung, Sir. Ich war draußen im Bush Terminal, als Sie mich rufen ließen.«

»Erscheinen Sie pünktlicher! Wir haben nicht so viele Zusammenkünfte. Sie hätten rechtzeitig kommen können.«

Cordi setzte sich neben Mark auf das Sofa. Zwei Wochen waren vergangen, seit sie vom Konvoi ihres Bruders gehört hatten, und ein Monat seit der Funkmeldung der Otter. Sie hatte alles getan, um den Ursachen der Sabotage auf den Frachtern nachzugehen und hatte unzählige Lagerschuppen und Werften besucht. Die mühsame Arbeit hatte nur dann einen Sinn, wenn sie methodisch durchgeführt wurde, und sie war durch ihren Kummer so abgestumpft, daß Enttäuschungen ihr nichts mehr anhaben konnten, also gerade in der richtigen Verfassung für eine so undankbare und mühselige Aufgabe.

Der stets ungeduldige Weatherburn litt an schweren Frustrationen. Er rauchte eine Zigarette nach der anderen, und seine nervöse Stimme klang höher als gewöhnlich. Es war das dritte Treffen in dieser Woche, man hatte Mark und Duncan von der Straße geholt, wo sie hätten sein sollen, um Weatherburn zuzuschauen, wie er im Zimmer auf und ab ging und nervös mit den Händen fuchtelte.

Diesmal allerdings klang es, als hätte er wirklich etwas zu sagen.

»Wir müssen die Suche auf ein engeres Feld beschränken. Und ich glaube, ich habe den richtigen Ansatzpunkt gefunden.« Er nahm einen dünnen Stapel Fotokopien vom Schreibtisch, zog die Büroklammer ab und verteilte die Blätter.

»Die Otter ist seit Frühjahr 1940 mehrere Male nach England und zurück gereist. Und Cordi vermutete, er müsse ziemlich gut in New York etabliert sein, um die Art von Attentaten durchführen zu können, die wir ihm zuschreiben. Demnach suchen wir einen Mann mit guten Beziehungen im Verkehrswesen, der auch in den letzten zwei Jahren in England gewesen ist.«

Cordi warf einen Blick auf das erste Blatt, eine Liste mit Namen und Adressen, Geschäftsverbindungen, Alter und den Daten ihrer Ankunft und Abreise aus Großbritannien. Viele waren angekreuzt, weil sie mehr als eine Reise gemacht hatten.

Weatherburn sah zum ersten Mal seit einem Monat etwas

weniger elend aus, und als Duncan ihn fragte, wo er diese Liste herhabe, sagte er: »Nicht von Ihren verdammt amerikanischen Freunden, das kann ich Ihnen sagen. Die BSC hat sie sich hintenherum von der Einwanderungsbehörde verschafft. Die Paßkontrolle war ja schon immer ihre beste Tarnung gewesen. Die erste Liste enthielt etwa zehntausend Namen, und nachdem ich alle die, die weit außerhalb von New York leben, eliminiert habe, blieben dreihundert Verdächtige übrig.«

»Alles selbst gemacht?«

»Ihr wart ja vollauf mit den Nachforschungen über die Frachter beschäftigt, und ich wollte auf keinen Fall, daß die BSC irgendwelche Vermutungen über unsere Denkweise anstellt.«

»Ich verstehe«, sagte Mark.

Cordi jedoch verstand nicht, warum man nicht auf die zahlreichen Arbeitskräfte der BSC zurückgegriffen hatte.

Weatherburn schien ihre Gedanken erraten zu haben und sagte: »Ich habe begonnen, dort Leute anzuwerben, auf die wir uns verlassen können. Nichts Besonderes, nur ein paar hilfsbereite Sekretärinnen oder Agenten, die mir persönlich bekannt sind. Aber behaltet das bitte für euch, denn irgendein kleiner Pinscher könnte auf die Idee kommen, ich wollte mir eine Art von Empire aufbauen, was natürlich lächerlich ist.«

Cordi blickte Weatherburn an. Er kam ihr wie ein Puzzlespiel aus Sand vor, das sich ständig veränderte, wenn man glaubte, alle Stücke beisammen zu haben. Er streckte den Kopf wie ein Vogel hervor und lächelte sie selbstzufrieden an. »Diese Liste ist ein Quantensprung, etwas, woran Sie sich die Zähne ausbeißen können. Jetzt reichen Sie bitte diese Namen herum und machen sich gleich an die Arbeit.«

»Moment mal«, sagte Duncan.

»Ja?«

»Was nützt uns das, wenn die Otter per U-Boot reist?«

»Jedesmal?« fragte Weatherburn gereizt.

»Warum nicht? Wir lassen unsere Agenten in Europa per Fallschirm abspringen. Wir schicken sie nicht durch die Paßkontrolle der Nazis.«

»Herrgott noch mal«, schnappte Weatherburn zurück.

»Amerika war bis zum letzten Dezember neutral. Ein Mann mit der richtigen Tarnung konnte leicht durch den Zoll kommen und kann es immer noch, wenn er hier niedergelassen ist. Nein, Duncan. Vielleicht einmal per U-Boot. Aber nicht mehr. Können Sie sich allen Ernstes vorstellen, daß die Kriegsmarine ihre U-Boote einzelnen Spionen einfach so zur Verfügung stellt? Das ist ausgeschlossen.«

»Ich dachte, Admiral Canaris hätte Einfluß bei den U-Booten«, sagte Cordi.

»Aber fast keinen beim Befehlshaber der U-Boote.«

Weatherburn ging an das einzige Fenster, stieß die Läden auf, blickte hinaus. Als er sich umdrehte und sich ihnen wieder zuwandte, war die wohlbekannte Ader auf seiner Stirn aufs neue angeschwollen.

»Fangen wir endlich an.«

Mark sagte: »Sir, ich kenne diesen Mann. Begegnete ihm letztes Frühjahr in Surrey.«

Weatherburn trat hinter das Sofa und kreuzte den Namen an. Er war bereits zweimal angestrichen. »Gut. Geben Sie ihn einem der anderen. Hat keinen Sinn, Ihre Tarnung platzen zu lassen. Das gleiche gilt für euch alle.«

Cordi wollte aus dem Meurice verschwinden und nach Brooklyn zurückkehren. Die Diskussion schien kein Ende zu nehmen... Mark, Duncan und Weatherburn verglichen Namen, erwogen Möglichkeiten, wählten Verdächtige aus, die ihnen einer näheren Untersuchung wert schienen, besprachen Mittel und Wege, mehr über sie zu erfahren. Weatherburn hatte seit ihrer Ankunft rasch gearbeitet und Kontakte mit der New Yorker Polizei, dem Geheimdienst der Navy und dem FBI aufgenommen.

»Cordi«, sagte er scharf zu ihr.

»Bitte um Verzeihung.« Sie hatte an Tom gedacht und schon wieder einmal an ihre Mutter. Als die Nazis Alec in Genf ermordet hatten, war es so kurz vor dem Krieg und an einem so unwahrscheinlichen Ort geschehen – dem Vorgarten einer friedlichen Villa in einer ruhigen Straße –, daß sein Tod eher die Wirkung eines Verkehrsunfalls als die einer Kriegshandlung gehabt hatte. Robert war in so weiter Ferne gestorben, und zu einer Zeit, als sie den Vorfall in Genf noch nicht überwunden hatte. Aber Tom... Tom war ein Kriegs-

opfer, wie der erste Mann ihrer Mutter, tot nach so langem Überleben, verschwunden, wie sie es erwartet, verschollen, wie sie es befürchtet hatte. Hatte ihre Mutter dann nicht geschrieben: *Ich hatte es Dir schon immer gesagt, Dich gewarnt, daß es dazu kommen würde... das Leben ist verdammt grausam, und alles Gelächter der Welt schützt uns nicht davor...*

Ihr Vater hatte gelacht. Für ihn war es der einzige Ausweg. Aber ihre Mutter hatte sich entschlossen an ihren Kummer geklammert, und da sie eine energische Frau war, sich politischen Ideen verschrieben. Die Union für den Völkerbund. Die Frauenrechtsbewegung. Der Generalstreik. Sogar ein Flirt mit den Linksextremisten. Schulreformen. Vitamine. Vegetarische Kost. Kampf dem Alkohol. Methodistische Glaubenserweckung. Abrüstung. Pazifismus. Eine endlose Suche nach Antworten auf das, was geschehen war. Volksabstimmungen. Verfolgung politischer Wahrheiten, als ob das oder irgend etwas Ähnliches eine Antwort sein könnte.

Ihr Vater schrieb Kurzgeschichten für leichte Magazine, und sie und ihr Vetter Robert und ihr Bruder Tom spielten, aber etwas vom Eifer ihrer Mutter mußte in sie eingedrungen sein. Es konnte kein Zufall sein, daß sie jetzt bis zum Hals im Krieg stand, Toms und Aleks Mörder mit der gleichen Hartnäckigkeit verfolgte, mit der ihre Mutter ihrer Suche nach den Antworten auf jenen Krieg nachgegangen war.

»Cordi«, wiederholte Weatherburn ungeduldig. »Mit welchen Namen wollen Sie anfangen?«

»Ich möchte lieber zuerst meine Untersuchungen in den Lagerschuppen beenden, Sir.«

»Das kann warten. Schauen Sie sich die Liste an.«

Sie blätterte in den Papieren, und ihr Blick fiel auf etwas, das eine vage Erinnerung in ihr hervorrief. »Hier ist ein Name, den ich kenne...« Sie blätterte zurück. Wie hieß die Firma? Die Verdächtigen waren alphabetisch aufgeführt. Sie schaute auf die rechte Seite, fuhr mit dem Finger über die Kolonne. Ford, Ferguson, Gabriel, Garfield, und dann hatte sie es. Gates. Steven. P. Ja, sein Onkel hieß Prince.

»Jetzt weiß ich. Ich lernte ihn auf der *Normandie* kennen.«

Weatherburn lehnte sich über die Rückenlehne des Sofas

und streckte seinen nikotinbraunen Finger aus. Er hatte Falten auf den Fingergelenken, wie Rosenkohl. »Drei Reisen nach England. Wer ist er?«

»Ein Schiffbauingenieur. Geschäftspartner von Prince, seinem Onkel. Ich glaube, sie sind ziemlich bekannt.«

Mark sah auf seinem Exemplar bei Prince nach. »Der Onkel ist noch einmal in England gewesen.«

»Haben Sie ihn seitdem gesehen?«

»Nein. Ich bin ja sofort wieder umgekehrt... aber warten Sie! Er rief mich in London an. Das war im selben Winter. Ich bekam die Nachricht, als wir aus der Schweiz gekommen waren.«

»Haben Sie mit ihm wieder Kontakt aufgenommen?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Ich war in einem entsetzlichen Zustand... nach Genf. Und dann hatten Sie mich auf die Schulung geschickt.«

»Das hätten Sie mir schon damals sagen sollen, Cordi. Wir wurden alle angehalten, unsere amerikanischen Kontakte nach Möglichkeit zu pflegen. Wir brauchten Freunde, wie Sie sich vielleicht erinnern können.«

Cordi schaute auf ihre Hände. »Ich glaubte, die Lage nicht zu beherrschen, und deshalb ging ich das Risiko nicht ein.«

»Ach so. Mr. Gates hat wohl versucht, Sie in seine Kabine zu schleppen, was?«

Duncan neben ihr machte ein wütendes Gesicht. Mark bemerkte es und lächelte zur Decke. Cordi stieß ihn mit dem Ellbogen an und sagte zu Weatherburn: »Wenn Sie es genau wissen wollen, Sir, schleppte er mich in den Motorenraum und zeigte mir die Elektromotoren.«

»Sie machen Witze.«

»Durchaus nicht. Es waren elektrische Motoren – sehr ungewöhnlich für ein Überseeschiff, wie er sagte –, und er war sehr stolz darauf. In der dritten Nacht führte er mich in die Tiefen des Schiffs, durch Tunnel und Schächte, die Sie sich nicht im Traum vorstellen können. Er kannte die *Normandie* von seiner Ausbildung her in- und auswendig.«

Weatherburn war sehr interessiert. »Er kannte also das Schiff. Was ist dieser Gates für ein Mensch?«

Cordi fühlte ein Lächeln über ihre Lippen gleiten. Das erste seit Wochen. Was für ein Mensch war er? Ziemlich groß, heller Teint, blondes Haar, blaue Augen, die kühner schienen, als er wirklich war, und die aufleuchteten, wenn er über Schiffe sprach. In politischer Hinsicht fand sie ihn ein bißchen naiv, aber wenn die Rede auf Schiffe kam, war er ganz in seinem Element.

»Er träumte davon, ein neues Überseeschiff zu bauen. Die *American Glory*.« Sie erzählte ihnen, wie er sie in seine Kabine geführt und ihr das Modell seines Schiffs gezeigt hatte. Er hatte es wie ein Baby in seinen Armen gehalten, während er jede Einzelheit erklärte. Er hatte sonst viel Sinn für Humor, aber als Cordi ihn wegen seines Modells ein bißchen aufzog, hatte er es sehr verteidigt und keinen Spaß verstanden.

Weatherburn sagte: »Sie scheinen sich recht gut an ihn zu erinnern.«

»Es fiel mir erst jetzt ein. Seitdem ist eine Menge geschehen. Es war in einem anderen Leben.«

»Haben Sie mit ihm geschmust?«

Cordi blickte ihn an. Der alte Knabe begab sich auf ein Gebiet, das er nur vom Hörensagen her kennen konnte. Sie sagte: »Wir hatten eine sehr nette Zeit.« Und dann erinnerte sie sich, wie schlimm es geworden war, als die *Normandie* im Zickzackkurs durch die plötzlich so gefahrvollen Wasser gefahren war. Wie seltsam waren diese vier Tage mitten auf dem Ozean. Aus Sicherheitsgründen war totale Funkstille eingehalten worden, und niemand wußte, was in Europa geschehen war. Die meisten waren in ihren Kabinen geblieben. Aber Steven hatte gegen die schlechte Stimmung angekämpft. Sie hatten in den menschenleeren Sälen getanzt und lange Spaziergänge auf den verlassenen Decks gemacht. Achtern, im schönen Café und Grill, verspürte man die Vibration der Motoren, und Steven hatte gesagt, die *Normandie* würde den Geschwindigkeitsrekord brechen, wenn sie nicht im Zickzackkurs führe. Am vierten Tag hatten sie die *Bremen* überholt und sie mehrere Stunden im Blickfeld gehabt. Cordi hatte sich gefragt, ob die *Bremen* sie nicht an die U-Boote verraten würde, aber Steven hatte gesagt, kein Kapitän eines Passagierschiffs würde so etwas tun.

»Wird er sich erinnern?« fragte Weatherburn.

»Ich erinnere mich an ihn.«

»Mark, Sie übernehmen Gates . . . nein, ich tue es lieber selbst.«

»Ich glaube kaum, daß er die Otter sein könnte«, sagte Cordi.

»Alle können es sein, bis das Gegenteil bewiesen ist. Und er erfüllt mehr als eine der von uns gestellten Voraussetzungen. Kenntnis der Schiffe, leichter Zugang, Hin- und Rückreisen . . . Charme und selbst die Liebe für Schiffe sind keine Disqualifizierung. Vielleicht sogar das Gegenteil.«

Cordi zuckte die Schultern, schüttelte den Kopf, blätterte ein paar Seiten zurück. Charlie Collins, so stellte sie fest, war nicht auf der Liste. Sie warf einen Blick auf die letzte Seite . . . »Hier ist noch jemand, den ich kenne, Sir . . . dieser van Slough. Ich habe ihn auf der gleichen Reise kennengelernt.«

Weatherburn blickte auf. »Holländischer Paß?«

»Niederländisch-Indien«, sagte Cordi. »Batavia, glaube ich. Bergungsexperte, wenn ich mich recht erinnere . . . Ich hatte den Eindruck, daß er für die French Line arbeitete.«

»Er hat seine Firma angegeben. Bergungsunternehmen van Slough in Hoboken. Holländer? Eignet sich gut, um einen deutschen Akzent zu verbergen.«

»Er sprach mit einem leichten Akzent.«

»Wir werden ihm nachgehen. Batavia? Hinter den japanischen Linien. Das trifft sich gut.«

»Es gibt nicht viele Bergungsunternehmen«, sagte Mark. »Da sollten wir ziemlich leicht etwas über ihn in Erfahrung bringen.«

Cordi trug ein strenggeschnittenes Kostüm, aber das Haar fiel ihr frei über die Schultern. Dieses Aussehen öffnete ihr viele Türen in der Hafengegend von Brooklyn. Sie hatte sich aus Weatherburns Liste ein paar Geschäftsleute in der Nähe des Erie Basin und des Bush Terminal ausgewählt. Sie behauptete, sich gut in der Gegend auszukennen, aber in Wirklichkeit wollte sie ihre Untersuchung über die Frachter im Geleitzug ihres Bruders fortsetzen. Da die Leute, die

nach England reisten, meist ziemlich hochgestellt waren, fiel es ihr nicht schwer, ihre beiden Ziele zu verfolgen. Sie erzählte die gleiche Geschichte auf jedem Pier und in jedem Hafenschuppen, während sie herauszufinden suchte, wo und wie die Otter die Sprengladungen in den Frachtern versteckt hatte.

Als sie spät am Abend erfolglos ins Meurice zurückkehrte, fand sie das Hinterzimmer leer. Sie wollte sich etwas Tee machen und zu Bett gehen, als ihr auffiel, daß Duncans Apparat etwas aufgenommen hatte. In der letzten Stunde hatten die Nadeln auf dem Millimeterpapier zwei Richtungslinien aufgezeichnet. Und das Plattenaufnahmegerät, das das Drahttongerät ersetzt hatte, war über einen Teil der eingelegten Platten gelaufen.

Sie näherte sich behutsam und versuchte sich genau zu erinnern, was Duncan sie über den Umgang damit gelehrt hatte. Sie überlegte jede Bewegung, um den Beweis nicht durch einen Mißgriff zu zerstören, und als sie die Acetatplatte entfernt und auf das Abspielgerät gelegt hatte, hüpfte ihr Herz im Takt der rasch aufeinanderfolgenden Morsezeichen.

Zögernd, ob sie zuerst die Meldung entziffern oder die Richtungslinien des Suchgeräts auf dem Millimeterpapier nachprüfen sollte, entschloß sie sich für das letztere und übertrug die Richtungslinien auf den Stadtplan. Die Peilungen der Antenne auf dem Hampshire House und der auf dem Cunard-Gebäude wiesen auf einen Punkt in der Stadtmitte hin. Vier Straßenblocks östlich des Meurice und zehn oder elf der unteren Stadt zu. Park Avenue. In der Höhe der Achtundvierzigsten Straße.

Sie eilte auf ihr Zimmer, hängte sich eine gepackte Reisetasche über die Schulter, war einen Augenblick später auf der Straße und hatte den langen, mühsamen Tag längst vergessen. Auf dem halben Wege zum angegebenen Punkt fiel ihr ein, daß sie keine Notiz hinterlassen hatte. Aber man würde sie schon finden. Sie hatte es ja selbst gefunden.

Duncans Apparat war allerdings nicht so genau, wie er behauptet hatte, und als sie an den bezeichneten Häuserblock kam, fand sie drei vornehme alte Mietshäuser nebeneinander auf beiden Seiten der Park Avenue. Die Peilungs-

linien hatten sich eher auf der westlichen Seite der breiten Straße gekreuzt. Sie betrat das mittlere der dortigen Gebäude, wartete, bis der Portier sie durch das Vestibül in eine prächtige holzgetäfelte Empfangshalle geführt hatte, und als er sie fragte, wen sie zu besuchen wünschte, steckte sie ihm einen Zehndollarschein zu, etwas mehr als seinen Tageslohn, und sagte flüsternd: »Der Herr, zu dem ich gehe, möchte nicht, daß man es weiß. Bringen Sie mich bitte nur zur sechzehnten Etage.«

Er sah sie scharf an, schien sich zu überzeugen, daß sie keine Dirne war, löste den Mann am Fahrstuhl ab und fuhr sie hinauf.

Cordi wartete, bis er die Tür geschlossen hatte und sie den Motor wieder hörte. Dann ging sie den Flur hinunter und fand eine Treppe, die aufs Dach führte. Es war ein Gewirr von Schornsteinen und Schächten, wie ein Pariser Dach in riesiger Ausführung. Sie suchte es eine ganze Stunde lang mit ihrer Taschenlampe ab, bis sie ganz sicher war, daß es hier keine Antenne gab.

Die Gebäude auf beiden Seiten waren um ein ganzes Stockwerk niedriger. Sie zog sich den Overall und die Schuhe mit Kreppsohlen an, die sie in der Reisetasche mitgebracht hatte, entschied sich für das Dach nördlich von ihr, leuchtete hinunter, um einen sicheren Landeplatz auszumachen, kletterte über die Zwischenmauer, hielt sich mit den Händen fest und ließ sich dann fallen. Sie schlug hart auf, fühlte ein Kribbeln in den Füßen und beschmutzte sich den Overall an der rußigen Wand.

In Europa, wo die Distanzen viel kürzer sind, könnte die Kette eines Toilettenspülbeckens eine ganz gute Antenne abgeben. Aber für eine Sendung aus Amerika brauchte der Funker viel mehr Höhe. Sie erwartete zwar nicht eine so auffällige Antenne wie die des RCA-Überseefunks, aber da es ein ziemlich großes Ding sein mußte, hoffte sie, eine fest eingebaute Antenne zu finden. Wenn nicht, mußte sie inzwischen abmontiert worden sein.

Zuerst sah sie sich alle Rohre und elektrischen Leitungen an, wie auf dem ersten Gebäude. Ein Blitzableiter über dem Wassertank lief quer über das Dach und an der Seite des Gebäudes hinunter. Und dann entdeckte sie einen zweiten

»Blitzableiter«, weiter unten auf dem Fahrstuhl oberbau. Er verschwand in einem der Schornsteine, die sich wie ein Wald über das Dach erstreckten.

Am folgenden Nachmittag, es war Samstag, saßen Cordi und Weatherburn im Fond eines Taxis und beobachteten das Haus auf der Park Avenue, wo sie die Antenne gefunden hatte.

Aus den Gebäudeplänen, die Mark sich am Morgen in der City Hall angesehen hatte, ging hervor, daß die Schornsteine einer Reihe von Schlafzimmerkaminen als Rauchabzugskanäle dienten. Zu welcher Wohnung in dem Luxusgebäude der von Cordi entdeckte Schornstein führte, wußte niemand zu sagen, aber Weatherburn hatte sich durch die BSC eine Mieterliste verschafft, und dort war der Name eines Mannes, für den sich die *British Security Coordination* schon einmal zu Anfang des Krieges interessiert hatte.

»Da ist er«, sagte Duncan, der mit einer Taxifahrermütze am Steuer des Wagens saß. »Der weißhaarige Mann mit dem Mädchen. Derselbe alte Kerl, den mir der Portier heute früh zeigte. Das Mädchen ist angeblich seine Tochter.«

Cordi preßte ihr Gesicht an die Scheibe, um besser zu sehen.

DeVilleneuve war kurz nach Ausbruch des Krieges nach New York gekommen und hatte sich in der New Yorker Gesellschaft eingeführt, indem er Partys veranstaltete und Geldspenden, angeblich für die französischen Streitkräfte in England, sammelte. Die BSC war seinen Tätigkeiten nachgegangen, weil er Gerüchten zufolge in Frankreich mit den Faschisten sympathisiert hatte. Aber dann hatte DeVilleneuve plötzlich aufgehört, Spenden zu sammeln, und BSC blies die Untersuchung wegen Mangel an Hinweisen ab. »Vielleicht haben sie ihn abgeschreckt, vielleicht auch nicht«, sagte Weatherburn. »Aber er hat weiterhin gut gelebt, woraus man schließen kann, daß er die Wohltätigkeitsgelder nicht gestohlen hat oder aber daß jetzt jemand anders für ihn die Miete bezahlt.«

DeVilleneuve war tadellos gekleidet und wirkte sehr vornehm. Seine Tochter war schön, dunkelhaarig und schlank.

»Hochnäsiger Kerl«, sagte Weatherburn. »Dem sollte man mal die Schrauben ansetzen. Leute dieser Art brechen schnell zusammen. Die Tochter sieht allerdings lecker aus, muß ich sagen.«

»Ich könnte mir schnell was Anständiges anziehen und sie anquatschen«, erbot sich Duncan sofort.

»Wir werden sehen«, sagte Weatherburn. »Sie heißt Elise. Was trägt er da?«

»Sieht wie eine Damenreisetasche aus«, sagte Cordi.

»Sie winken ein Taxi heran.«

»Folgen wir ihnen«, befahl Weatherburn.

Es war eine kurze Fahrt. Das Taxi fuhr die Park Avenue hinunter, durch das General Building, und hielt am oberen Eingang zur Grand Central Station. Duncan hielt in sicherer Entfernung, und nachdem DeVilleneuve und seine Tochter hinter der Tür verschwunden waren, bot Weatherburn Cordi den Arm und sagte: »Wie wär's, meine liebe Tochter?«

»Mit Vergnügen.«

Sie schlenderten in die Bahnhofshalle. DeVilleneuve und seine Tochter gingen die breite Treppe zur unteren Haupthalle hinunter. Weatherburn und Cordi lehnten sich über das Marmorgeländer. Der Franzose kaufte eine Fahrkarte am Schalter der Hudson-Linie. Cordi und Weatherburn folgten ihnen zu einem Bahnsteig, wo ein Quebec Pullman wartete. Sie sahen sie in den Zug steigen.

»Und was jetzt?«

»Wunderbar«, sagte Cordi. »Eine gute Chance, die Wohnung zu durchsuchen.«

»Moment mal«, sagte Weatherburn.

Die Schaffner riefen: »Bitte einsteigen«, und als der Zug sich langsam in Bewegung setzte, sprang DeVilleneuve ab und warf seiner Tochter eine Kußhand zu. Er blieb auf dem Bahnsteig stehen, blickte dem Zug nach, bis sich die beiden roten Schlußlichter im Dunkel des Tunnels verloren. Dann ging er wieder in die Bahnhofshalle zurück, den Kopf gesenkt, die Hände in den Manteltaschen.

»Wünschen Sie mir Glück«, sagte Cordi.

»Was? Wo wollen Sie hin? Kommen Sie sofort zurück...«

Aber Cordi war bereits losgerannt, eilte dem Bahnsteig zu und prallte mit DeVilleneuve zusammen. Sie war direkt

in ihn hineingelaufen. Sein Mantel, den er sich wie ein Cape über die Schultern geworfen hatte, fiel zu Boden. Er nahm keine Notiz davon, faßte Cordis Arm.

»*Pardon, Mademoiselle.*«

»Es tut mir furchtbar leid... aber der Zug...«

»Der ist eben abgefahren.«

»Oh, mein Gott, mit meinem ganzen Gepäck. Ich wollte nur noch schnell telefonieren.«

»*Mon Dieu.*« Der Franzose hielt immer noch ihren Arm, und Cordi überschüttete ihn mit einem Schwall französischer Worte, wiederholte, sie habe nur telefonieren wollen und nun sei ihr Gepäck auf dem Wege nach Quebec und sie sei völlig verzweifelt und wisse nicht, was sie tun solle.

»Sind Sie Französin?« fragte DeVilleneuve. Cordi begegnete zum ersten Mal seinem Blick und sah, daß er sie anziehend fand. Es ging alles wie geplant. »Nein. Engländerin. Mein Vater war auf der Gesandtschaft in Paris, als ich ein kleines Mädchen war. Ich habe jahrelang nur Französisch gesprochen.«

»Ihr Akzent ist herrlich. Wie ist der Name Ihres Vaters?«

Sie zuckte zusammen. Wie dumm! Dumm! Kämpfe dich durch. Bleibe möglichst nahe an der Wahrheit. »Er war damals noch sehr jung und zu unwichtig, um wichtige Leute in Paris zu kennen. Nur ein dritter stellvertretender *Chargé d'Affaires*... ach, mein Gott, was soll ich nur tun?«

»Das beste wäre, nach Hause zu gehen und die Person, die Sie erwartet, anzurufen. Dann haben Sie morgen Ihr Gepäck.«

»Nein, nein... Sie verstehen mich nicht. Ich wohne gar nicht hier. Ich arbeite in Washington bei der Britischen Gesandtschaft... Ich bin Sekretärin... ich kenne niemanden hier, und in mein Hotel kann ich nicht zurück...«

Einige Minuten später fuhr sie in einem Taxi die Park Avenue hinauf, gefolgt von Duncan und Weatherburn in ihrem Taxi. Sie sagte DeVilleneuve, wie sehr sie sich freute, einmal wieder Französisch sprechen zu können.

Er wiederholte sein Kompliment über ihren Akzent. Zweifellos war er sehr elegant und gutaussehend, und der Duft seines Eau de Cologne war eindringlicher als alles, was sie bisher bei einem Mann oder einer Frau gerochen hatte.

Er verfügte über mehrere Schlafzimmer in seiner sehr eleganten Wohnung.

DeVilleneuve zeigte ihr das Telefon, sie wählte das Fernamt, erfand rasch eine Nummer in Quebec und beauftragte die höchstverwunderte Wohnungsinhaberin, die ihr antwortete, ihr Gepäck am Bahnhof abzuholen und sie in ein oder zwei Tagen zu erwarten. Er führte sie in eins der Schlafzimmer und brachte ihr einen Morgenrock sowie ein Nègligé, die, wie er sagte, seiner Tochter gehörten.

»Leider habe ich eine Verabredung zum Abendessen.«

»Das macht nichts. Ich bin hier sehr gut aufgehoben. Nochmals vielen Dank.«

»Kommen Sie doch mit.«

»Nein, vielen Dank, das geht nicht. Ich habe nichts anzuziehen.«

»Vielleicht paßt Ihnen eins von Elises Abendkleidern.«

»Nein. Nein, danke. Ich bin wirklich sehr müde. Gehen Sie nur. Ich bin hier gut aufgehoben.«

»Ich weiß nicht, ob ich Sie allein lassen sollte«, sagte er, und seine Stimme klang, als ob er laut nachdachte.

Cordi wiederholte, daß sie gleich zu Bett gehen wollte. DeVilleneuve sah sie einen Augenblick prüfend an. Cordi blickte fort und gab vor, zu gähnen. Er zuckte die Schultern und ging in sein Schlafzimmer – wo wahrscheinlich die Antenne war –, um sich für das Abendessen umzuziehen.

Sie wartete ungeduldig im Salon, blätterte in einer Zeitschrift. Als er im Abendanzug erschien, war sie aufs neue von seiner unleugbaren Eleganz beeindruckt. Er schien einen besonderen Glanz auszustrahlen. Oder war es eher eine Übertreibung in seinem Auftreten – wie ein Operettengraf, wie eine Karikatur des europäischen Adels? Ein Bluff? Sah er vielleicht allzu gut aus? Glänzte sein weißes Haar zu sehr? Er wiederholte, daß er sie höchst ungern allein ließe, und während sie beteuerte, daß er sich nicht zu sorgen brauche, fragte sie sich immer noch, ob es seinerseits nur Höflichkeit war oder ob er wegen der Geheimnisse seiner Wohnung diese Unruhe verspürte.

Schließlich nahm er achselzuckend Stock und Zylinder. Cordi half ihm in das Cape. »Also dann gute Nacht, Mademoiselle. Die Küche ist am Ende dieses Flurs, und im Eis-

schränk ist Champagner. Bitte nehmen Sie sich, was Sie wollen.«

Cordi stand an der Tür, als er ging, lächelte, winkte und nickte, als er in den Fahrstuhl trat. Sie lauschte, bis sie sicher war, daß er unten in der Halle angekommen war, und dann ging sie geradewegs in sein Schlafzimmer. Das Bett war riesig und mit einem bestickten seidenen Überwurf zugedeckt. Darüber hing ein Spiegel. Birkenscheite im Kamin und Kerzen auf dem Kaminsims. Sie wollte sich gerade den Rost ansehen, als sie die Wohnungstür zuschlagen hörte.

Cordi wirbelte herum und rannte in den Flur zurück. Er eilte ihr entgegen, machte ein besorgtes Gesicht. Immerhin war er verblüfft, sie aus seinem Schlafzimmer kommen zu sehen. »Da sind Sie ja.«

»Ich hatte mich leider in der Tür geirrt . . . die Wohnung ist so groß . . .«

»Ja, natürlich.« Sein Blick war an ihr vorbei in das Zimmer gerichtet, auf das Bett, in den Spiegel, den Kamin.

»Was ist geschehen?« fragte sie.

»Unterwegs im Fahrstuhl sagte ich mir, ich kann unmöglich diese junge Dame ganz allein lassen . . .«

»Und Ihre Verabredung?«

»Ich werde sie absagen. Wir werden hier zu Abend essen. Ich mache etwas zurecht, was Ihnen bestimmt schmecken wird.«

Sie gingen in die Küche, und er hantierte herum, bereitete ein Omelett, das er mit Champagner und Trüffeln anreicherte.

»Leider aus der Dose, aber das ist nun einmal der Preis des Krieges.«

Während er im Speisezimmer bei Kerzenlicht das Essen auftrug, hörte Cordi den Regen an die Fenster peitschen und fragte sich, ob Weatherburn und Duncan noch immer draußen standen und DeVilleneuves Fenster beobachteten. Er goß noch mehr Champagner ein, und sie nippte langsam daran, trotz seiner Ermahnung, daß guter Champagner in vollen Zügen genossen und nicht genippt werden sollte.

DeVilleneuves Lippen streiften ihren Nacken, als er ihr vom Tisch aufhalf. Sie gab vor, es nicht bemerkt zu haben, und hielt sich etwas mehr auf Distanz.

»Bitte bleiben Sie heute abend nicht meinetwegen zu Hause«, sagte sie. »Ich werde früh zu Bett gehen. Ich war schon vorher müde, und jetzt ist mir der Champagner zu Kopf gestiegen.«

»Nein, ich glaube, es regnet. Wissen Sie, was? Wir nehmen noch einen kleinen Nachtrunk, und dann schicke ich Sie zu Bett.« Er führte sie in die Bibliothek, zündete Feuer im Kamin und noch mehr Kerzen an und schenkte Cognac ein. Cordi beschloß, ihm noch eine Weile nachzugeben und sich dann zu entschuldigen. Sie sprachen von Paris. Er erzählte ihr, wie es vor dem Ersten Weltkrieg gewesen war, »als Sie noch nicht geboren waren, mein liebes Kind«.

Dann ging er zur Malerei über. Ein Modell Renoirs war seine Mätresse gewesen. Er fragte sie, wie es im Frühling in Washington sei. Sie antwortete, so gut sie konnte, und beschrieb ihm die blühenden japanischen Kirschbäume, die sie in einer Zeitschrift abgebildet gesehen hatte. Sie kannten beide Berlin – und ihr Vater hatte sie dann für einige Zeit nach Buenos Aires mitgenommen.

»Die schönsten Frauen der Welt gibt es in Buenos Aires«, sagte DeVilleneuve und fügte lächelnd hinzu: »Mit möglicherweise einer Ausnahme.«

Cordi blickte in ihr Glas.

»Man sagt, es sei eine Stadt, die ein Mann allein besuchen sollte. Warum Eulen nach Athen tragen?«

Cordi wollte lächeln, aber er beugte sich schnell vor und küßte sie auf die Lippen. Sie wich zurück, fragte sich, wie weit sie wohl noch gehen müsse. Er war so alt wie ihr Großvater, ein Oberst der Bürgerwehr. Und dann rief sie sich in Erinnerung, daß es ihre Idee gewesen war, hierherzukommen. Die Folgen waren ihr Problem... sie dachte an die Worte, die vielleicht durch diesen Stahlschacht auf elektromagnetischem Wege gesendet worden waren. War der Befehl des Admirals Canaris, Toms Geleitzug anzugreifen und zu sabotieren, durch einen dieser Kamine gekommen? Hatte die Otter den Franzosen in dieser Wohnung eingemietet? Kam er hierher, um sich neue Befehle von Canaris zu holen? DeVilleneuves Hand kam näher, schickte sich an, ihre Brust zu streicheln.

»Bitte nicht«, sagte sie sehr ruhig. Wut stieg in ihr auf.

Zum Teil wünschte sie sogar, daß er es noch mal versuchte, damit sie ihm weh tun konnte. Aber Wut würde alles verderben. Falls sie hier in der falschen Wohnung war, könnte ein Krach den Funker, der sich irgendwo anders im Gebäude aufhielt, aufschrecken. »Es tut mir leid... wirklich... aber ich glaube, ich sollte jetzt zu Bett gehen.«

DeVilleneuve zuckte die Schulter, lächelte enttäuscht. »Ich bedaure es natürlich. Ich zeige Ihnen den Weg.« Er stellte einen Asbestschirm an das Feuer und führte sie zu ihrem Schlafzimmer, küßte ihr die Hand, ging weiter über den Flur und zog sich in sein Schlafzimmer zurück. Cordi zog sich aus, schlüpfte ins Bett, aber war zu nervös, um Schlaf zu finden. Eine Stunde verging. Die Wohnung war still. Zwei Uhr früh, und selbst die Straße klang weit entfernt, wie ein Fluß auf der anderen Hügelseite.

Sie zog sich Elises Morgenrock an, öffnete die Tür, lauschte. Im Flur regte sich nichts. DeVilleneuve hatte ein Nachtlicht im Badezimmer, das ihr am nächsten lag, angelassen. Es warf einen blaßgelben Schimmer bis an seine Tür. Sie schlich sich den Flur hinunter und hielt sich dabei nahe an der Wand, um jedes Knacken der Holzfliesen zu vermeiden. Seine Tür stand einen Spalt offen. Sie hielt den Atem an, um dem seinen zu lauschen. Das Herz pochte ihr in den Ohren. Sie faßte sich und lauschte wieder. Sein Atem war kurz, aber regelmäßig. Er schlief.

Sie schlich sich zum Badezimmer zurück, schloß die Tür, damit alles dunkel wurde, kniete sich vor seine Tür, lauschte wieder, stieß die Tür sanft auf und kroch behutsam über den Teppich. Das Rascheln des seidenen Morgenrocks klang wie Donner in ihren Ohren. Sie löste den Gürtel, schlüpfte heraus und kroch weiter. Neben dem Bett stieß sie an einen Sessel, den sie vergessen hatte. Etwas fiel vom Tisch daneben und landete mit einem dumpfen Ton. DeVilleneuve erwachte.

»Sind Sie es, Liebste?« fragte er schläfrig.

Cordi erstarrte und schickte ein Stoßgebet nach oben, er möge wieder einschlafen. Kein Glück. Sie hörte ihn nach der Nachttischlampe tasten und tat das einzige, was sie tun konnte. Als das Licht anging, stand sie nackt neben seinem Bett.

DeVilleneuve lächelte. »Sie haben es sich noch mal überlegt.«

Cordi sagte nichts. Was hätte sie sagen können?

»Das Vorrecht einer Frau. Komm.« Er rückte etwas zur Seite und schlug die Decke auf. Cordi blickte auf den Morgenrock, ein Häuflein bei der Tür, tausend Meilen entfernt von ihr. Sie schlüpfte zwischen die Laken. DeVilleneuve berührte sie sanft, jedoch entschlossen. Er streichelte ihren Schenkel mit der einen und ihre Brust mit der anderen Hand, beugte sich über sie, küßte sie auf den Mund, fragte flüsternd: »Wie möchtest du es?«

Cordi versuchte, sich loszumachen, ohne hysterisch zu wirken, und sagte: »Ich möchte Champagner.«

»Jetzt?«

»Um mich zu entspannen.«

DeVilleneuve blickte sie einen langen Augenblick an, und eine gewisse Härte im Glanz seiner Augen verriet ihr, daß sie wirklich in der richtigen Wohnung war. Fast erwartete sie, daß er einen Revolver zog und ihr sagte, das Spiel sei aus. Wer war sie? Was tat sie in dieser Wohnung? Für wen arbeitete sie?

Aber er lächelte nur, ein verdammt schlaues Lächeln, und sagte: »Natürlich, Mademoiselle. Zur Entspannung.«

Er warf sich rasch einen seidenen Morgenrock über, schämte sich wahrscheinlich seines alten und schlaffen Körpers und eilte aus der Tür. Cordi sprang aus dem Bett und kniete sich vor den Kaminrost.

Die Birkenscheite waren staubig und dienten nur zur Dekoration. Aber das war in New York nicht ungewöhnlich. Sie konnte nicht weit genug in den dunklen Kamin sehen. Auf dem Sims standen Kerzen. Sie blickte sich nach Streichhölzern um. Falls sie hier eine Antenne fand, würde sie ihn überwältigen, ihn fesseln und Weatherburn rufen. Er war schließlich ein alter Mann. Falls sie keine fand, würde sie wie eine verschreckte Jungfrau davonlaufen. Sie fand Streichhölzer in einem Lackkästchen, zündete die Kerze an und hielt sie in den Kamin. DeVilleneuve war nicht sehr geschickt gewesen. Ein metallenes Anschlußstück ragte aus dem Schacht und verschwand in einer Spalte zwischen den Ziegeln.

Sie riß die Vorhänge auf und schob das Fenster hoch, um Weatherburn ein Zeichen zu geben. Als DeVilleneuve mit einem silbernen Champagnerkübel zurückkehrte, schlüpfte sie in den Morgenrock. Kaum hatte er die offenen Vorhänge und die Streichholzschachtel am Kamin gesehen, schleuderte er den Kübel auf Cordi zu, warf sich über das Bett und griff nach seiner Nachttischschublade. Cordi war dem Kübel ausgewichen, beugte sich über ihn und erreichte als erste die Schublade. Sie rollte sich von ihm ab, zog die Waffe heraus, entscherte sie und hielt sie ihm an den Kopf.

DeVilleneuve war zu Tode erschrocken. »Wer in Gottes Namen sind Sie?«

Ihr Rock hatte sich geöffnet. Sie schloß ihn mit einer Hand und trat ein paar Schritte zurück. Dabei ließ sie ihn nicht aus den Augen und hielt die Waffe an ihren Körper gestützt. Sie hörten Schritte im Vestibül. Konnte es schon Weatherburn sein? Das Mädchen, das DeVilleneuve zur Bahn gebracht hatte, stürmte ins Schlafzimmer und rief auf französisch: »Du bist wach. Ich bin so froh. Ich bin in Albany ausgestiegen, *Chéri*. Ich bin heimgekommen.«

Elise blieb wie angewurzelt stehen, als sie Cordi sah. Sie war ein paar Jahre jünger als Cordi, kaum zwanzig, von auffallender Schönheit, mit schwarzem Haar und dunklen Augen, die jetzt weit aufgerissen waren. Cordi trat noch einen Schritt zurück und wies sie mit einem Zeichen an, sich neben DeVilleneuve auf das Bett zu setzen. Kannte sie das Geheimnis ihres Vaters?

»Du Schwein!« Sie rannte schreiend aus dem Zimmer. Cordi war im Augenblick zu überrascht, um eine Bewegung zu machen. Als DeVilleneuve aufsprang, richtete sie die Waffe wieder auf ihn. »Setzen Sie sich. Rufen Sie sie zurück.«

»Nein.«

»Rufen Sie sie zurück. Sofort.«

»Sie verstehen nicht«, sagte er. Und dann war das Mädchen zurück, fuchtelte mit einem Küchenmesser, griff Cordi an. Cordi wich ihr aus, trat zurück, hielt ihr die Pistole entgegen. Elise nahm keine Notiz davon, ging wieder auf sie los, schrie ihr französische Kraftausdrücke zu.

Und dann sprang DeVilleneuve plötzlich auf. Cordi war

darauf nicht gefaßt. Er hatte es auf Elise abgesehen, und nicht auf sie... Cordi verstand, daß Elises Wut die einer betrogenen Geliebten war. Das Mädchen stach auf DeVilleneuve ein, der mit einem Schmerzensschrei zurückwich, sich an die Hand faßte, aus der das Blut auf den cremefarbenen Teppich spritzte. Elise nannte ihn wieder ein verdammtes Schwein, und dann ging sie auf Cordi los.

Sie wollte nicht auf das Mädchen schießen, das ja schließlich nichts mit alledem zu tun hatte... aber Elise sprang Cordi an und stach auf sie ein. Cordi packte ihren Arm, drehte ihn ihr auf den Rücken und stieß sie mit aller Kraft gegen die Wand. Dabei entglitt ihr die Pistole. DeVilleneuve wollte sie an sich nehmen. Elise hatte das Messer fallen lassen, als sie stürzte. Jetzt sprang sie wieder auf, rannte auf DeVilleneuve zu, biß und kratzte ihn. Auf einmal hörte sie auf, ließ sich in seine Arme sinken und weinte, als ob ihre Welt zusammengebrochen wäre.

Cordi nahm die Waffe auf. DeVilleneuve sah sehr traurig aus. Als Cordi ihm befahl, sich wieder auf das Bett zu setzen, ignorierte er sie, streichelte Elises Haar und sagte ihr flüsternd, sie solle nicht weinen.

Im Grunde schien DeVilleneuve mehr Liebhaber als Spion zu sein. Wie typisch französisch, sagte sie sich.

Kurz darauf kamen Weatherburn und Duncan mit gezogenen Pistolen herein. Duncan starrte Cordi an.

»Gut, daß wir uns auch die Tochter geschnappt haben«, sagte Weatherburn. »Sie könnte eine Komplizin sein.«

Cordi machte ihren Morgenrock zu. »Tochter? Da sind Sie aber einmal falsch informiert worden.«

»Sie haben ihn jetzt die ganze Nacht und den halben Vormittag in die Zange genommen«, sagte der Arzt der BSC. »Er ist ein alter Mann. Wenn Sie ihm nicht bald ein bißchen Schlaf lassen, könnte er sterben.«

»Dann halten Sie lieber eine Spritze bereit und bleiben hier, Herr Doktor, denn ich muß zuerst aus ihm herausbekommen, was er uns vorenthält. Er versteckt etwas, oder deckt jemanden.«

Weatherburn kannte sich aus. Er hatte Männer gesehen,

die man fast totgeschlagen hatte und die sich an ihr Geheimnis klammerten, als sei es das Leben selbst. Er wußte auch, daß nur wenige Verhörer das verstanden und den richtigen Weg fanden, es herauszulocken.

»Jedenfalls würde ich an Ihrer Stelle nicht allzu roh mit ihm umgehen.«

Weatherburn antwortete nicht, sondern kehrte ins Anrichtezimmer zurück, wo sie DeVilleneuve für das Verhör verwahrten. Der Franzose saß zusammengesunken auf einem Küchenstuhl, hielt sich die bandagierte Hand und wurde von Duncan und Cordi bewacht. Weatherburn winkte sie zur Seite.

»Monsieur DeVilleneuve.«

DeVilleneuve blickte müde auf.

Weatherburn beugte sich über ihn. »Sie haben uns die Namen der deutschen Agenten genannt, denen Sie mit Ihrem Sender gedient haben.«

»*Oui, Monsieur.*«

»Wir haben Ihre Behauptungen beim FBI nachgeprüft und mit unseren eigenen Akten verglichen. All diese Leute sind bereits längst verhaftet, im Zuchthaus oder hingerichtet.«

DeVilleneuve schwieg.

»Sie sind ein ziemlich schlauer Bursche. Es ist Ihnen gelungen, sich einer Verhaftung zu entziehen, als die bisherigen Meldungen abgefangen wurden. Sie sind sogar so schlau, daß Sie uns immer noch etwas verbergen.«

»*Non, Monsieur,* nichts.«

»Vielleicht weiß Elise mehr, als Sie bis jetzt zugegeben haben. Vielleicht sollten wir sie einmal ins Verhör nehmen.«

»Ich habe es Ihnen gesagt. Das Kind weiß nichts. Bitte, tun Sie ihr nicht weh.«

Weatherburn zuckte die Schultern. »Es könnte die einzige Möglichkeit sein, herauszufinden, ob Sie die Wahrheit gesagt haben.«

Weatherburn war überzeugt, daß das Mädchen nichts wußte. Er machte eine plötzliche Kehrtwendung, um das Letzte aus DeVilleneuve herauszuholen. Er lächelte. »Hätten Sie etwas dagegen, mit Ihrer hübschen Gefährtin im Hause zu bleiben?«

»Sie haben nicht das Recht, mit mir zu spielen, Monsieur.« Er überlegte. »Was wollen Sie von mir?«

»Was Sie mir bisher noch nicht gesagt haben.« Weatherburn lehnte sich zurück, wartete, beobachtete das Gesicht des Franzosen.

»Er wird mich umbringen...«

Weatherburns Brust spannte sich schmerzhaft. »Wir werden Sie beschützen. Wir wollen ja schließlich, daß Sie weiterhin Ihren Sender zur Verfügung stellen, wenn wir auch die Reichweite beträchtlich verringern werden. Also, was vergaßen Sie, mir zu sagen?«

»Die Otter...« DeVilleneuve war kaum fähig, den Namen zu flüstern.

Weatherburn bemühte sich, ruhig zu bleiben. Der Franzose hatte offensichtlich wahnsinnige Angst. Und diese Angst vor der Otter könnte sich als stärker erweisen als seine Sorge um Elise. Der Arzt hatte natürlich recht. DeVilleneuve war zu alt für eine rohe Behandlung.

»Wer ist die Otter?«

»Ich weiß es nicht... er hat meinen Sender nur zweimal benutzt.«

»Wie sieht er aus?«

»Ich habe ihn noch nie gesehen.«

»Wo hinterläßt er die Meldungen?«

»Er benutzt keinen Briefkasten wie andere. Er sendet selbst. Ich muß die Wohnung verlassen, ehe er kommt.«

»Haben Sie ihn je zu sehen versucht?«

»Nein.«

»Nicht einmal neugierig gewesen?«

»Nachdem er das erste Mal telefonierte, ruft er mich in einer Telefonzelle eine Stunde von hier an.«

»Wo?«

»Das sagt er mir, wenn er anruft. Manchmal ist es die Continental Avenue in Forest Hills. Oder eine Bar im Bronx. Oder in Yonkers. Ich gehe hin. Das Telefon klingelt. Er ist es. Ich warte. Er ruft zurück, wenn er fertig ist. Dann gehe ich nach Hause zurück.«

»Wo hinterlassen Sie ihm die Meldungen, die für ihn aus Deutschland kommen?«

»Er bekommt keine Meldungen. Er sendet nur.«

»In welcher Sprache spricht er am Telefon?«

»Englisch.«

»Ist er Deutscher?«

»Das weiß ich nicht.«

»Könnte er Amerikaner sein?«

»Ich bin Franzose. Wie könnte ich so etwas am Telefon feststellen?«

»Nehmen Sie Elise mit, wenn er anruft?« Weatherburn erinnerte DeVilleneuve, daß er sie nicht vergessen hatte.

»Natürlich. Ich würde sie doch nicht in der Wohnung lassen. Aber sie weiß nichts davon...«

»Natürlich... Und was sagen Sie Ihrem Portier? Sagen Sie ihm, daß dieser Mann Ihre Wohnung betreten darf, während Sie ausgegangen sind?« Das könnte ein schwacher Punkt im System der Otter sein. Der Portier könnte ihnen eine Beschreibung geben. Das wäre immerhin wichtig. Aber DeVilleneuve schüttelte müde den Kopf.

»Nein. Er hat einen Schlüssel zur Hintertür. Dem Dienstboteneingang.«

»Für das Gebäude?«

»Für meine Wohnung. Ich weiß nicht, wie er in das Gebäude kommt.«

»Er könnte also Ihre Wohnung betreten, ohne daß jemand es weiß?«

»Wann es ihm beliebt.«

Weatherburn hielt nicht viel von diesem ängstlichen Franzosen. Er fragte sich, warum die Otter ihm vertraute... Aber natürlich... es war Elise, der gleiche Druck, den er jetzt auf ihn ausübte. »Sie haben Angst vor ihm.«

»Er hat bereits zwei Funker umgebracht, Monsieur. Weil er ihnen nicht traute. Und andere. Bundisten. Einige hat er an die Polizei verraten.«

»An wen gehen die Sendungen?«

DeVilleneuve zögerte. »Das weiß ich nicht. Ich sehe die Meldungen nicht, weil er sie selbst sendet.«

»Das haben Sie mir bereits gesagt. Ich wiederhole: An wen gehen die Sendungen?«

DeVilleneuve schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht... als sie mich darauf vorbereiteten, gewann ich den Eindruck, daß es sich um eine sehr wichtige Persönlichkeit handelte.

Der Vertreter von Admiral Canaris schickte mir ein Glückwunschsreiben...«

»Wie sind Sie an diese Sache gekommen? Sie sind doch kaum der Typ dafür.«

»Vielleicht gerade deshalb, Monsieur. Ich mache eine gute Erscheinung, hat man mir gesagt, und ich wirke nicht bedrohlich. Und was mir an Mut fehlt, mache ich mit Intelligenz wett. Ich bin sehr tüchtig auf meinem Gebiet...«

»Davon bin ich überzeugt.« Er hätte gern mehr über DeVilleneuves Hintergrund erfahren, aber das konnte warten. Wahrscheinlich ein Exilfranzose aus guter Familie, dem jetzt nur noch sein Esprit und seine guten Manieren geblieben waren und der in den Wirren des Krieges einen Unterschlupf gesucht hat. Die Abwehr, wie auch die BSC, nahm, was sie kriegen konnte, und das war nicht immer ideal...

»Aus der Wichtigkeit seines Auftrags zu schließen, und wenn ich bedenke, daß der Stellvertreter von Canaris mir ein Glückwunschsreiben geschickt hat, könnte es sogar Canaris persönlich sein...«

Canaris persönlich... das würde erklären, warum die Otter darauf bestand, seine Meldungen selbst zu senden...

»War die Otter vor Ihnen in New York?«

DeVilleneuve zögerte. »Ich weiß nicht. Ich weiß nicht genau. Er kam kurz nach mir...«

»Neunzehnhundertneununddreißig?«

»Ja.«

»Aber er könnte schon früher hiergewesen sein?«

»Gewiß, Monsieur.«

Weatherburn verhörte ihn noch eine weitere Stunde, ließ sich die Information wieder und wieder bestätigen, und wollte mehr Einzelheiten über seine Eindrücke von der Otter erfahren, bekam aber kaum mehr aus ihm heraus, als daß es sich um einen Mann von bedrohlicher Haltung und befehlendem Wesen handelte. Als schließlich der erschöpfte Franzose nur noch unzusammenhängende Worte hervorbrachte, sagte er: »Gut, das genügt vorläufig. Meine Leute werden Ihrer Elise sagen, daß wir während Ihrer Abwesenheit in die Wohnung eingebrochen sind und das Mädchen, das sie sah, dortgelassen hatten.«

»Sie wird es nicht glauben, Monsieur.«

»Das ist Ihr Problem. Ich will, daß Sie Ihr früheres Leben wieder aufnehmen. Sie stellen sich weiterhin der Otter zur Verfügung. Wir werden rund um die Uhr in der Nähe sein. Verstanden?«

DeVilleneuve versicherte es ihm mit einem Schwall von *mercis*.

12

»Und ich sage dir, die Tür ist dichter zu als die Schenkel einer Jungfrau«, sagte der Bergungstaucher der Navy. »Diese Tür ist *nicht* offen.«

Er hieß Norman und war betrunkenener als Gates, aber, wie Gates betrübt feststellte, nicht viel mehr. Sie standen Schulter an Schulter, Norman in Arbeitsstiefeln und Gates in Lackschuhen, in einer Seemannsbar auf der Zwölften Avenue, die von den Bergungsmannschaften der *Normandie* mit Beschlag belegt worden war.

»Ich habe Grund zur Annahme, daß die Tür offen ist«, beharrte Gates.

»Wollen Sie mich einen Lügner nennen?«

Gates stellte sein Glas ab, hob die Hand zu einer versöhnlichen Geste. »Reden wir von derselben Tür?«

»Ich rede von der geschlossenen Tür.«

»Ich rede vom B-Deck. Backbord. Zweite Rollschotttür achtern aus vom Bug.«

»Sie ist zu.«

»Das kann nicht sein.«

Der Taucher stellte sein Glas auf die Theke und richtete sich auf. »Du hast mich einen Lügner genannt.« Er schwankte leicht und fügte hinzu: »Du Scheißkerl.«

»Nimm dich in acht«, sagte Gates. »Daß du dich mit der Schotttür irrst, geht noch an, aber halte dein Maul in Zaum.«

»Kommst du mit mir raus, Kleiner, oder willst du dich hier entschuldigen?«

Gates dachte darüber nach. Soweit er sich erinnern konnte, hatten sie seit halb sechs getrunken, und jetzt war es... er blickte sich um und sah das Zifferblatt einer Uhr, das wie der Mond im rauchigen Dunst leuchtete... Herrgott, es war bereits halb elf. Er hatte in all den Bars herumgestanden und sich mit den Arbeitern über den Brand unterhalten. Norman war einer der vielen Taucher, die mit dem Ausräumen des Wracks und dem Ausbau der nichttragenden Teile des Rumpfs beschäftigt waren. Sie hatten ein freundliches Gespräch begonnen, als Gates sich erkundigte, ob Norman in das Vorschiff getaucht war, aber jetzt ballte der Kerl seine schweren Fäuste.

»Ich bin da unten gewesen, Kleiner. Zwölf Meter unter Wasser und zehn in der Schlammsuppe. Ich stand heute auf dem verdammten Ding. Wenn die Schotttür offen gewesen wäre, hätte ich im Dreck gestanden. Behauptest du vielleicht, ich könnte den Schlamm nicht von einer Stahlplatte unterscheiden?«

»Vielleicht meinst du die allervorderste Tür«, sagte Gates.

»Verdammt noch mal, jetzt soll ich auch noch blöde sein?«

Gates' Lippen fühlten sich wie taub an. »Das habe ich nicht gesagt...«

»Doch, das hast du gesagt. Höre, ich meine nicht die allervorderste Tür. Die ist übrigens auch zu.«

»Ich weiß.«

»Du weißt einen Dreck. Du bist nicht da unten gewesen.«

»Paß auf dein Maul auf«, sagte Gates.

»Sag das noch einmal, und ich hau dir eine runter.«

»Paß auf dein Maul auf.«

Der Schlag kam von unten. Gates sah ihn kommen, langsam, fast im Zeitlupentempo, aber er war zu betrunken, um ihm auszuweichen. Er streifte sein Kinn und die Wange und schleuderte ihn dem nächsten Trinker entgegen. Der Taucher holte wieder aus, aber der Schlag ging völlig daneben. Dann geschah alles sehr rasch, und Gates fand sich mit dröhnendem Schädel auf dem Gehsteig sitzen.

»Bist du in Ordnung, Steve?« Norman lag neben ihm.

Gates hielt sich die Kinnlade. »Ja, ausgezeichnet.«

»Höre mal«, sagte Norman und zog sich an einem Later-nenpfahl hoch, »jetzt sollten wir etwas essen.«

»Ja, gute Idee.«

Sie fanden eine Imbißstube, wo es gebratene Steaks gab. Bei Apfelkuchen und Kaffee fing Norman wieder mit der Tür an. »Denk nicht mehr dran«, sagte Gates.

»Du glaubst mir nicht.«

»Ich weiß einfach, daß sie offen ist.«

»Woher willst du das wissen?«

»Ich machte sie während des Brandes auf. Um das Wasser rauszulassen. Deshalb weiß ich, daß sie offen ist.«

»Vielleicht schloß sie sich, als das Schiff kippte.«

»Es ist eine Schiebetür. Wie sollte sie sich schließen? Ich habe die Halterungen festgeschraubt. Kann sich unmöglich geschlossen haben . . . wenn nicht jemand . . . wenn ich es mir bloß mal ansehen könnte . . . das wäre endlich ein Beweis für den Kapitänleutnant Ober . . .«

»Ich zeige es dir«, sagte Norman.

Gates blickte ihn an. »Wie meinst du das?«

»Ich bringe dich runter und zeige dir die Tür. Was soll ich denn sonst meinen?«

»Ich bin kein Taucher.«

»Ist mir egal.«

»Man wird mich nicht runterlassen.«

»Man wird es gar nicht merken.«

»Das sagst du.«

»Nennst du mich einen Lügner?« Diesmal grinste der Taucher.

»Du bist besoffen.«

»Und du auch, Kleiner. Wetten, daß ich dich runter-bringe?«

»Du bist verrückt. Du willst uns beide umbringen.«

»Ein Kinderspiel. Wir müssen nur nüchtern werden.«

»Bestellen wir noch mehr Kaffee.«

»Gute Idee, Steven. Endlich denkst du wieder klar. Ich muß dir noch ein paar Einzelheiten erklären. Die größte Schwierigkeit ist, durch das Eingangstor zu kommen.«

Gegen Mitternacht gingen sie auf das Schiff zu, wobei sie sich bemühten, nicht zu torkeln.

Die *Normandie* wurde von Flutlichtlampen auf dem Pier

und auf der Rumpfhöhe erleuchtet. Sie sah immer noch verloren und wie ein übergroßes Tankmodell aus, seit man ihren Oberbau abgerissen hatte, aber an ihren Flanken erhoben sich mehr Bretterverschlüge, Werkschuppen, und im Wasser zwischen Wrack und Kai wimmelte es von Leichtern. Man arbeitete jetzt in drei Schichten im Schiff und außerhalb.

»Hast du Geld?« fragte Norman.

Gates faßte in die Tasche. Er hatte einige Schecks eingelöst, weil seine Umfrage über die *Normandie* ihn an Orte führte, wo Schecks und Kreditkarten zur Bezahlung nicht angenommen wurden. Es war eine andere Welt als die der Privatclubs und der eleganten Restaurants.

»Etwa hundert. Was brauchst du?«

»Fünf für den Anfang.«

»Wofür?« Gates gab ihm das Geld.

»Der Torwächter«, sagte Norman mit einem bewundernden Blick auf Gates' Banknotenrolle.

Der Mann von der Küstenwache stoppte sie am Tor zum Pier 88.

»Nanu, ihr Leute, wo wollt ihr denn hin?«

»Nach Monte Carlo«, sagte Norman.

Der Wachmann musterte das Geld mit dem kennerischen Blick eines Oberkellners, bevor er es in seiner Tasche verschwinden ließ. »Dann laßt mal die Dollars rollen.«

Das Stampfen und Dröhnen der Schlammumpfen hallte im Inneren der *Normandie*. Aus Dutzenden von Löchern im vertikalen Deck wurde der Schlamm in die Leichter gespien. Die Taucher im Rumpf führten die Sauganschlüsse.

Gates und Norman stiegen die steile Holztreppe vom Pier empor, überquerten die Schiffsflanke, und dann ging es eine weitere Holztreppe zur Hauptgangway hinunter, von der einige Stufen zum Wasser führten. Durch ein Gewirr von Leichtern und Planken gelangten sie in den gedeckten Laderaum eines Binnenschiffs, der als Cafeteria und Essensraum diente. Hier befand sich das Monte Carlo, eine schwimmende Spielhölle, wo die Bergungsmannschaften während der Arbeitspausen rund um die Uhr beim Würfelspiel saßen.

Gates und Norman schlängelten sich zwischen Karten- und Würfeltischen vorbei, bis der Taucher an einem Poker-

tisch stehenblieb. Drei Marinetaucher, ein Schleppdampferkapitän und ein schwächlicher Buchhalter mit Drahtbrille sahen schweigend zu, während ein sechster Mann, ein Unteroffizier der Küstenwache, die Karten austeilte. Norman wandte sich an den Taucher, der gerade das Geld einschiefelte.

»Jack, ich muß dich sprechen. Aber kassiere zuerst ein . . . He, Ronnie, hast du verloren?« fragte er einen zweiten Taucher.

»Was ist denn?«

»Komm du auch.«

»Wozu?«

»Das sage ich dir draußen.«

Draußen stellte er Gates vor und sagte: »Mein Kumpel Steven möchte sich das vordere B-Deck ansehen.«

»Dann laß ihn doch.«

»Aber unter Wasser.«

»Und wozu brauchst du uns?«

»Er ist kein Taucher.«

»Seid ihr besoffen?«

»Klar. Und in jeder Beziehung voll geladen. Steven, zeig es ihnen.« Gates gab jedem von ihnen einen Fünfiger und war froh, genügend Bargeld mitgenommen zu haben.

»Du und Ronnie, ihr bringt ihn runter, und dann kümmer ich mich um ihn. Einverstanden?«

»Klar.«

»Steven?«

»Wenn du meinst«, sagte Gates, der plötzlich nüchtern wurde und an dem Vorhaben zu zweifeln begann, auf das er sich halb im Rausch eingelassen hatte.

Als sie zur Gangway stiegen und nach vorn gingen, sagte Jack: »Ich weiß nicht, ob Norman es Ihnen gesagt hat, aber Sie können da unten nichts sehen. Dort ist es Tag und Nacht stockfinster.«

»Ich weiß.«

»Was wollen Sie eigentlich?«

»Nur sehen, ob die zweite Rollschotttür verschlossen ist.«

»Ist sie.«

»Das kann nicht sein.«

Jack zuckte die Schulter und grinste nachsichtig. Der Kerl

war vielleicht verrückt, aber wenigstens war er ein Verrückter mit Geld.

»Kann er deinen Taucheranzug benutzen, Norman?«

»Klar. Ein bißchen groß, aber er wird passen!«

Steven wurde nervös.

»Keine Bange«, sagte Jack. »Wir sind nicht auf offener See, und die Strömung ist nicht so schlimm, außer bei Flut, was heute abend nicht der Fall ist. Wir haben die meisten Glasscherben ausgeräumt, und Sie riskieren nichts mit Ihrem Schlauch. Außerdem ist es nur zwölf Meter tief, und Sie brauchen sich wegen des Drucks keine Sorgen zu machen.«

Auf dem Weg zum Frachtaufzugsschacht, der als Durchgang ins Innere des gekenterten Schiffes diente, shanghaiten sie sich ein paar Leute, und dann gingen sie zum A-Deck, wo die Taucherausrüstungen bereitlagen. Gates hatte solche Helmtaucheranzüge in Betrieb gesehen, aber nur aus der Entfernung, und wie man es anstellte, das Wasser draußen und die Luft drinnen zu behalten, war ihm ein Rätsel. Ronnie und Norman halfen ihm, während Jack Schmiere stand, falls ein unfreundlicher Vorarbeiter vorbeikommen sollte. »Eigentlich sollte man in dieser Kälte lange Unterwäsche tragen, aber Sie bleiben ja nicht lange unten, und da wird es schon gehen. Hier.« Er zog eine hellrote Wollmütze aus der Tasche und setzte sie Gates auf. Alle Taucher trugen diese roten Mützen wie ein Abzeichen. Sie rieben ihm die Handgelenke zur besseren Abdichtung mit Schmierfett ein. Der einteilige Anzug bestand aus Schichten von Gummi und Körper, die Gates von den Zehen bis zum Nacken einschlossen, mit eng anliegenden Manschetten und zwei Metallplatten in Kragenhöhe. Als Gegengewicht für den inneren Luftauftrieb gaben sie ihm schwere Stiefel mit Messingsohlen und einen mit Bleigewichten bestückten Gürtel, den er mit einer Zugleine lösen konnte.

Ronnie und Jack stiegen in ihre Anzüge. Norman versicherte sich, daß der Weg klar war, und dann stiegen sie mit ihren Helmen und schweren Stiefeln zum B-Deck hinunter. Die Helfer standen bereit. Sie hatten Schläuche an die Luftkompressoren auf dem Rumpf angeschlossen. Die Schläuche enthielten Luftzufuhr-, Telefonleitungen und Sicherheitsleinen.

»Fertig?«

Gates starrte in das schwarze Wasser. Öl und Schmutz wirbelten auf der Oberfläche. Norman befestigte eine Leine an seinem Kupferhelm mit den zwei Glasvisieren. Die Augen waren durch ein dünnes Stahlgitter geschützt. »Also los«, sagte Norman. »Du hast drinnen ein Luftventil, und es öffnet sich, wenn du den Kopf nach links drehst. Vergiß es nicht, sonst bläht du dich wie ein Ballon auf. Nur leicht mit dem Kopf stoßen. Und ruhig atmen.«

Norman setzte ihm den Helm auf und schraubte ihn mit einer Vierteldrehung an den Halsplatten fest. Luft drang ein. Er schluckte und hörte Normans Stimme blechern in der Hörmuschel.

»Immer mit der Ruhe. Falls du Probleme hast, ziehe ich dich gleich wieder rauf. Ruhig. Du atmest zu schnell. Es wird schon gehen.« Gates nickte. Er konnte kaum etwas sehen.

»Hörst du mich?« fragte Norman und band ihm eine Führungsleine um die Taille.

Gates nickte wieder. Norman kam herum und blickte in die Scheibe. »So sag' doch was, verdammt noch mal. Ich kann deinen Kopf nicht sehen.«

»Verzeihung. Ja, alles in Ordnung.« Der Helm schien ihm zu klein.

Sie setzten ihn auf den Rand des hölzernen Sprungbretts, einige Zentimeter über dem Wasser. »Okay«, sagte Norman. »Jetzt ist es soweit. Halte Händchen mit Jack und Ronnie und wende dich an mich, wenn du Sorgen hast!«

»Ich kann nicht viel sehen.«

»Macht nichts. Bald wirst du überhaupt nichts mehr sehen können.«

Sie griffen ihn unter den Armen und ließen ihn ins Wasser hinunter. Es schloß sich über seinem Kopf, und alles wurde stockfinster. Er fuchtelte mit den Armen, bis Jack und Ronnie ihn bei den Händen nahmen, und Norman sprach ins Hörgerät: »Entspanne dich, Steven. Laß ein bißchen Luft rein. Keine Bange.«

Er fühlte einen plötzlichen Schrecken in der Finsternis und Enge. Jetzt begriff er, warum jemand mit Platzangst nicht tauchen kann. Aber hier ging es um die *Normandie*. Er

versuchte, sich auf seine anderen Sinne zu konzentrieren. Die Schwere seines Körpers zog ihn nach unten. Als er den Kopf an das Luftventil drückte, hörte er die Blasen entweichen. Aber er sah sie nicht, sah überhaupt nichts. Er schloß die Augen. Das gleiche. Das Wasser drückte gegen die Brust. Er verspürte Kälte. Er hing im Nichts. Plötzlich kam er höher.

Die Stimme im Hörer erschreckte ihn. »Du hast vergessen, mehr Luft reinzulassen, Steven. Jetzt kommt eine schmale Passage. Ronnie taucht voran. Laß seine Hand los. Er wird deinen Fuß fassen.« Gates ließ widerwillig los.

Ronnies Handschuh fuhr an seinem Bein entlang. Sein Ausatmen klang lauter. Die Tintenschwärze war verblüffend. Ronnie zog an seinem Stiefel. Gates streifte etwas mit der Hand, und es fühlte sich wie ein Holzbalken an. Ronnie zog ihn weiter, Jack stieß ihn von hinten.

»Augenblick mal«, sagte Gates.

»Was ist los?« fragte Norman.

»Was ist dieses Ding, durch das man nichts sieht? Das sollte nicht da sein. Wir sind doch in einem breiten Schacht.«

»Warte, ich erkundige mich.«

Sie tauchten weiter. Norman meldete sich wieder.

»Keine Sorge. Sie stützen ein Schott ab. Scheinst dich ziemlich gut auszukennen, was?«

»Ziemlich gut...«

»Du bist fast angelangt. Jack hat eben Boden gefaßt.«

Gates fühlte eine Hand an seinem Bein hochfahren und ihn hinunterziehen.

Seine Stiefel versanken in matschigem Schlamm, schlugen dann auf Stahl auf. Er stand in totaler Finsternis, zwölf Meter unter der Oberfläche des Hudson.

»Wie geht es, Steven?«

»Ausgezeichnet.«

»Jack sagt, du stehst auf der Tür. Siehst du jetzt, daß sie zu ist?«

»Sage Jack, ich möchte den Rand abtasten.«

Jack und Ronnie drehten ihn nach rechts, beugten ihn nach unten, zogen an seiner rechten Hand. Durch den Handschuh und den halbflüssigen Schlamm fühlte er den Rand des Durchlasses. Er fuhr mit der Hand weiter, fand

einen Bolzen, dann den oberen Teil der Tür und tastete sich auf Händen und Knien weiter, während Jack und Ronnie ihn führten.

»Na, Steven? Habe ich dir gesagt, sie ist verschlossen, oder nicht?«

»Du hast mir gesagt, sie ist verschlossen.«

»Und ist sie es?«

»Es ist entschieden die Schotttür, die ich meinte, und sie ist entschieden verschlossen, aber ich verstehe nicht, warum.« Das sagte er nur, um Norman zu beruhigen. Er konnte sich sehr gut denken, warum sie verschlossen war, und er würde es gleich morgen früh Kapitänleutnant Ober sagen.

Er war immer noch auf Händen und Knien, als er die Vorreiberschraube berührte. Er versuchte, sie zu drehen, aber sie war fest zugeschraubt. Die Tür konnte also unmöglich von selbst zugeschlagen sein. Jetzt hatte er sich überzeugt. Noch heute nacht würde er Ober anrufen.

Ein stechender Schmerz durchzuckte seine Hand.

»Was ist los, Steve?«

»Meine Hand. Irgendwas hat mich gestochen. Direkt durch den Handschuh.«

»Ach, wahrscheinlich nur ein Glassplitter. Das ist nicht schlimm.«

Gates hörte ihn den anderen zurufen: »He, Steven will wieder rauf.«

Sie saßen noch eine Weile im Lazarettshuppen und scherzten mit der Krankenschwester, während ein schläfriger Krankenpfleger Gates einen langen Glassplitter aus der Hand zog und die Wunde versorgte. Gates fürchtete eine Infektion von dem schmutzigen Wasser, aber die anderen waren unbesorgt.

»Das passiert ständig«, sagte Norman. »Habe noch nie ein Schiff mit so vielen Fenstern gesehen.«

»Das waren keine Fenster. Die Wände waren mit Glasdekorationen geschmückt.«

»Tatsächlich?« Norman grinste die Krankenschwester an. »Sag mal, Kleine, wir brauchen Hilfe, um diesen Mann hier in einer Bar mit Medizin zu versorgen. Wann bist du frei?«

»Ich muß jemanden anrufen«, sagte Gates.

»Hinten ist ein Telefon«, sagte Ronnie. »Was trinkst du?«
»Bestellt mir ein Bier.« Er gab Ronnie einen Fünfdollarschein. »Und spendiere den Leuten eine Runde. Ich bin in ein paar Minuten zurück.«

Gates drängte sich durch die überfüllte Bar. Er fühlte sich in Hochstimmung – nach dem Tauchen und der Entdeckung des verschlossenen Schotts. Da seine rechte Hand in einem dicken Verband steckte, schob er mit der linken eine Münze in den Schlitz und zog Obers Visitenkarte mit den Zähnen aus seiner Brieftasche.

Es klingelte lange. Gates schaute auf seine Uhr.

Ober meldete sich mit schläfriger Stimme.

»Was ist los?«

»Kapitänleutnant Ober?«

»Am Apparat. Wer ist da?«

»Steven Gates. Ich sprach mit Ihnen über den Brand der *Normandie*...«

»Wissen Sie, wie spät es ist?«

»Drei Uhr morgens. Ich habe etwas herausgefunden, das ich Ihnen mitteilen muß.«

»Können Sie mir das nicht in meinem Büro erzählen, Herrgott noch mal?«

»Ich bin eben auf das B-Deck getaucht. Eines der Schotts, das ich geöffnet hatte, um das Wasser rauszulassen, ist verschlossen worden.«

»Sind Sie sicher?«

»Absolut sicher.«

»Sehr interessant, Gates. Können Sie mir einen *kurzen* Bericht schicken?«

»Wird gemacht!«

Gates stürmte aus der Bar, rief den anderen eine Entschuldigung zu und eilte nach Hause. Er braute sich eine ganze Kanne Kaffee, um wach zu bleiben, setzte sich in die Bibliothek seines Onkels und verfaßte einen ausführlichen Bericht. Er legte einige Skizzen bei, damit Ober einen Taucher hinunterschicken und sich von ihm bestätigen lassen konnte, was der Saboteur angerichtet hatte.

Er begegnete Ober einige Tage später auf einem Ball zugunsten der Kriegsanleihe im Waldorf, dem er beiwohnen mußte, weil Kay und seine Mutter im Organisationskomitee waren. Ober war gerade noch höflich, aber als Gates ihn fragte, ob er sich die Information über die Tür hätte bestätigen lassen, fuhr der Mann der ONI ihn an: »Gates, Sie gehen mir allmählich auf die Nerven. Ich habe die Sache zurückverfolgt und mir die Zeitungen und die offiziellen Marine-Fotos aus der Zeit, bevor die *Normandie* kenterte, angesehen. Diese Tür war schon immer geschlossen.«

»Nicht schon immer. Ich hatte sie geöffnet.«

»Sie sind verrückt, Gates. Oder verängstigt. Oder sonst irgendwas. Entschuldigen Sie mich.«

Gates blickte ihm nach, als er durch den Ballsaal stelzte. Man sah mehr Uniformen als Smokings. Zum ersten Mal, seit er sich erinnerte, fühlte er sich in New York fehl am Platze. Er ging zur Bar. Wally Stratton tauchte auf und wiederholte seine Einladung zu einer Luftschiffahrt.

»Ich möchte lieber in eine Bar«, sagte Gates.

»Gute Idee. Ein Ballsaal voller Klatschtanten eignet sich schlecht zum Anbändeln mit verheirateten Damen. Hier kann man sich nicht mal besaufen. Hole unsere Mäntel, und ich besorge uns ein paar Mädchen.«

Arbeiter kamen mit der Straßenbahn oder der Fähre an der Zweiundvierzigsten Straße auf dem Pier an. Die Soldaten bezogen ihre Stellungen am Tor, während Männer der Küstenwache die Ausweise kontrollierte. Gates überquerte die Zwölfte Avenue und mischte sich unter die Menge, bis er nahe genug war und durch den Eingang einen Blick auf das Wasser zwischen Wrack und Pier werfen konnte und die Arbeiter auf den Gangways, die Schleppdampfer und Leichter sowie die Kräne bei der Arbeit sah.

Er starrte versonnen vor sich hin, dachte an das zwölf Meter tiefe Wasser, die neun Meter tiefe Schlammbrühe darunter, das lehmige, sandige Flußbett, unter dem sich das harte Felsgestein von New York verbarg, und an all die eng aneinanderliegenden Betonstrukturen der Piers und Kais, die sich in gefährlicher Nähe des Schiffsbugs befanden. Die

Normandie brauchte wirklich mehr Glück, als sie bisher hatte, um aus diesen in sie eindringenden Schichten gehoben zu werden.

Ein schmucker, sauberer Schlepper tuckerte munter auf das Wasser zwischen Pier und Wrack zu. Er trug den Namen *Hollandia*, war weniger als zwanzig Meter lang und fiel durch seine Hochglanzpolitur auf. Auf seinem breiten Heck standen die Buchstaben VSS. Dieselelektrischer Antrieb. Nagelneu. VSS? *Van Slough Salvage*? Stammte der Mann nicht aus Holland? Dann sah er Rik van Slough aus dem Steuerhaus kommen und der Crew Befehl geben, die Leinen auszubringen. Er ging wieder hinein und stellte den Motor ab. Aus dem Schornstein quollen keine schwarzen Auspuffgase mehr. Gates beobachtete es, und ein Gedanke stieg in ihm auf... Er machte kehrt, ging unter dem Highway durch und trat in den ersten Laden, den er fand.

Er kaufte eine Seemannsjacke, dicke Socken, ein Flanellhemd, Drillichhosen, Stiefel mit Gummisohlen und lederne Arbeitshandschuhe.

»Haben Sie einen Ort, wo ich mich umziehen kann?«

Der erstaunte Verkäufer führte ihn zu einer kleinen Toilette im hinteren Teil des Ladens. Gates zog seinen Schal durch den Ärmel und hängte seinen Mantel an einen Nagel an der Wand. Er legte seine Jacke ab, seine Smokingkrawatte, sein Hemd – er mußte auf die Perlmutterknöpfe achten –, dann die Hosen und Lackschuhe. Die neue Kleidung kratzte auf der Haut. Die alte faltete er zusammen, bat den Verkäufer, sie einzuwickeln, und sagte ihm, er würde sie später abholen.

Dann trat er in den kalten Morgen hinaus, stellte sich vor den Pier 88, blinzelte ein wenig benommen in das Sonnenlicht, drängte sich dann mit einer Gruppe von Arbeitern zum Eingang und zeigte seinen Marineausweis bei der Kontrolle. Er eilte über den Pier, stieg die Gangway zum Wasser hinunter und ging geradewegs auf van Sloughs Schlepper zu.

Der Holländer rief einer Leichterbesatzung Befehle zu. Dann kehrte er wieder ins Steuerhaus zurück. Gates sprang an Bord und folgte ihm.

»Rik?«

»Was machen Sie denn hier?«

»Ich möchte eine Arbeit.«

»So? Und was für eine Arbeit?«

»Bei der Bergung.«

Van Slough lehnte sich ans Steuer und blickte Gates zweifelnd an. »Sie sind doch kein Bergungsmann.«

»Ich kann schweißen. Ich habe drei Sommer im Brooklyn Yard und zwei in der Unterseebootwerft der Electric-Boat Company gearbeitet.«

»Sie sind verrückt.«

»Sie lehnen einen gelernten Schweißer ab, der für einen gewöhnlichen Dockerlohn arbeitet und außerdem noch Ingenieur ist? Meine Kenntnisse als Schiffbauer sind eine Gratiszugabe.«

»Ich weiß nicht, Steven. Es scheint mir eine Verschwendung Ihrer Talente.«

»Lassen Sie die Talente meine Sorge sein.«

»Ach, es ist doch reiner Wahnsinn.«

Van Slough bewegte sich plötzlich katzenhaft durch das Steuerhaus, packte Gates' unverbundene Hand mit seinen starken Fingern und hielt sie ins Licht. »Sie sind nicht arbeitsfähig. Schauen Sie doch nur Ihre Hände an.«

»In einer Woche bin ich einsatzbereit.«

»Wohl eher in zwei Monaten.«

»Könnte ich nicht auch Charlie mitbringen? Ich hole ihn aus der Werft. Sie werden doch nicht behaupten, daß er arbeitsunfähig ist?«

»Was macht er in der Werft?« fragte die Otter. In seiner Eigenschaft als van Slough war er interessiert, weil man schwer gute Leute fand, und außerdem war er dem großen Iren schon einmal auf der *Normandie* begegnet und hatte seine kräftigen und vernarbten Hände bemerkt, die von langer Erfahrung mit Schiffsarbeiten zeugten.

»Er ist Schweißer.«

Die Otter schüttelte den Kopf. Da stimmte etwas nicht. »Kay hatte mir auf dem Schiff gesagt, daß Charlie akademisch geschult ist. Vor dem spanischen Bürgerkrieg hat er in Cambridge oder irgendwo studiert. Warum arbeitet er dann als Schweißer?«

»Charlie will kein Boß sein. Er ist ein Mann aus dem Volk.«

»Und warum hat er ein reiches Mädchen wie Ihre Schwester geheiratet?«

»Ich werde Ihnen sagen, was Kay meiner Mutter erklärt hat. Sie lieben sich einfach, und seit sechs Jahren sind sie verdammt gut miteinander ausgekommen.«

»Ist er nicht Kommunist oder etwas in dieser Art?«

»Ich glaube, er ist vor allem ein Idealist, aber nachdem sich seine Ideale zerschlagen haben, ist er wieder zur Erde zurückgekehrt, möchte mit seinen Händen arbeiten und in Ruhe gelassen werden.«

Die Otter trat einen Schritt zurück und blickte Gates forschend an. Charlie Collins wäre ein beträchtliches Plus, falls Gates ihn bringen könnte. Was Gates selbst anbetraf, so hatte er andere Pläne. Die Amerikaner stellten sich rasch auf den Krieg ein und scheinbar auch auf Geheimdiensttätigkeit und Gegenspionage. Er fühlte bereits, wie der Druck auf ihn immer stärker wurde. Sie hätten ihn längst geschnappt, wenn er nicht rechtzeitig all die Schwächlinge losgeworden wäre.

Und nun war sein bester Funker vor einiger Zeit spurlos verschwunden. Hatten die Engländer ihn erwischt? Oder waren es die Amerikaner?

Er hatte andere Funker. Das war kein Problem. Noch nicht. Aber wie nahe waren ihm seine Feinde gekommen? Das eigentliche Problem war dies: Sein Plan, die *Normandie* als Basis für ein U-Boot zu benutzen, hielt ihn hier lange Zeit fest. Machte ihn das nicht zu einer Zielscheibe?

Er blickte Gates an – diesen so verdammt ernsthaften Kerl, der bestimmt kein Agent war – und dachte an einen Scheinangriff, der das Feuer auf sich zieht, während sich die wirkliche Offensive woanders vorbereitet. Diesen Gates würde er den Wölfen zum Fraß hinwerfen, wenn sie zu nahe kamen. Ja, genau das würde er tun.

Gates setzte sich seine Schutzbrille auf und machte sich an die Arbeit. Als er das Stück fast ausgeschnitten hatte, winkte er dem Mann auf einem großen Dampfkran auf einem Leichter zu, der ein Kabel herunterließ, an dem Gates die Stahlplatte befestigte. Der Kran hievte es auf einen anderen Leichter fort und lud es in einen der Kähne ab. Ein Ingenieur kam vorbei und machte sich einen Vermerk. Um den Schwerpunkt des gekenterten Schiffes zu berechnen, wurde das entfernte Schrottgewicht geschätzt.

Die *Hollandia* schleppte zwölf Stunden am Tag die vier Leichter van Sloughs zwischen dem Pier 88 und seiner Schrottwerft in Hoboken hin und her. Da es an Schleppdampfern mangelte, half er auch Subkontraktoren mit ihren Schuten und Leichtern aus, und um die *Hollandia* ständig in Betrieb zu halten, überließ er auch zuweilen Gates, Charlie und einem alten versoffenen Kapitän das Steuer.

»He, Kleiner!«

Gates wollte sich wieder seine Schutzbrille aufsetzen, aber irgend etwas in Charlies Stimme ließ ihn aufhorchen. »Was ist los?«

»Was wirst du tun, wenn Onkel Richard heimgekehrt ist?«

Gates zuckte die Schultern. »Keine Ahnung.«

Am Tag, nach dem Gates gekündigt hatte, wurde sein Onkel in den Staat Washington gerufen. Er war dann weitergereist, hatte die neuen Werften in Oregon und Kalifornien besucht, bei der Produktion der *Liberty*-Schiffe geholfen und weilte momentan in Washington D. C., von wo er bald nach New York zurückkehren mußte.

»Meinst du, ich sollte ausziehen?« fragte Gates.

»Ich meine, du solltest wieder bei deinem Onkel arbeiten.«

»Nein.«

»Es tut ihm weh, Steven. Gib ihm eine Chance.«

»Mir tut es auch weh. Ich muß mal auf eigenen Füßen stehen.«

»Dann solltest du lieber ausziehen.«

»Da magst du recht haben. Ich werde mir etwas hier in der Nähe suchen.«

Charlie faltete seine Zeitung zusammen und nahm seine Schutzbrille. »Jetzt, wo all die Mädchen in der Stadt zu ihrer neuen Soldatenkundschaft gezogen sind, gibt es eine Menge freier Wohnungen.«

Gates zuckte wieder die Schulter und blickte zur Zwölften Avenue. Auf den fast senkrechten Decks hatte man Laufstege befestigt, die für die Feuerwache vorgesehen waren. Auch ein Löschboot lag zwischen Pier und Wrack. Immer wieder brachen vereinzelte Brände aus, meist hervorgerufen durch die Schneidbrenner.

»Willst du ein Sonnenbad nehmen oder Stahl schneiden, Kleiner?«

Gates machte sich an die Arbeit. Charlie hatte einen unfehlbaren sechsten Sinn. Er wußte stets im voraus, wann ein Vorgesetzter kommen würde, und Rik van Slough war ein harter Antreiber.

Gates und Charlie nahmen ein Taxi für die Heimfahrt. Als sie ausstiegen, betätigte ein Mann in einem dunklen Regentmantel den bronzenen Klopfer an der Haustür. »Wer ist das?« fragte Gates.

»Das kann nur ein Bulle sein, Kleiner. Bezahle inzwischen das Taxi.«

Gates gab dem Fahrer einen Geldschein und rannte Charlie nach, der mit einem bestrickend lebenswürdigen Lächeln auf das Haus zuschritt. Er holte ihn ein, als er vor dem Polizisten stand, und im gleichen Augenblick öffnete die Haushälterin Paula die Tür. Kay kam die Vestibültreppe herunter und winkte Charlie freudig zu. Doch bald änderte sich ihr Gesichtsausdruck.

»Kann ich Ihnen helfen?« fragte Charlie den Polizeibeamten.

Dieser fand sich in einem Kreis zwischen Charlie und Gates draußen und Kay und Paula drinnen. Er hatte ein breites Gesicht, eine hohe Stirn, zurückgekämmtes Haar, Pausbacken und kleine, nichtssagende Augen.

»Sie können es, falls Sie Mr. Charlie Collins sind.«

Seine Stimme war eintönig. Er war klein und untersetzt, und als er sich Charlie zuwandte, schien er wie aus einem Stück gegossen zu sein. »Polizei«, sagte er. »Inspektor Tweed. Darf ich hereinkommen?«

»Brauche ich einen Anwalt?«

»Sie werden es mir sagen.«

»Lassen Sie die schlaunen Mätzchen, ich bin es müde, daß ihr Leute mir ständig nachschnüffelt . . .«

»Charlie, rege dich nicht auf.«

»Worum geht es denn? Um den Brand auf der *Normandie*?«

»Warum vermuten Sie das?«

»Hören Sie, Sie sind der letzte einer langen Reihe von Querköpfen, die hinter mir und anderen, von denen ich es weiß, her sind. Sogar das FBI ist schon hier gewesen. Ganz zu schweigen von den Privatdetektiven des Senatskomitees, den Untersuchungsbeamten der Staatsanwaltschaft und dem Marinegeheimdienst, auch ONI genannt, was immerhin im Lichte meiner Betätigungen während der letzten acht Monate auf gewisse Widersprüchlichkeiten hinweist. Ich hätte mir denken sollen, daß man mir auch noch die New Yorker Polizei schickt, nachdem die anderen nichts ausgerichtet haben. Was sind Sie eigentlich? Sabotageabteilung? Oder Spezialist für das Auskratzen leerer Faßböden?«

Gates hatte Mühe, seine ernsthafte Miene zu bewahren. Charlie Collins zog eine Schau ab, die ein Eintrittsgeld wert gewesen wäre.

»Ihr Leute seid doch alle die gleichen. Wenn ihr den wahren Schuldigen nicht finden könnt, sucht ihr euch einen, dem ihr es anhängt. Ich kann mir vorstellen, wie ihr die Liste von all den Leuten durchgegangen seid, die an diesem Tage auf dem Schiff waren. Und dann hieß es: ›Schau einmal her! Dieser Collins war doch . . . o Schreck . . . in der Abraham-Lincoln-Brigade. Ein verdammter Kommunist. Er hat es getan. Und was sehe ich da? Der Chef dieses Kommunisten hat einen Akzent. Behauptet, er sei Holländer, aber ist wahrscheinlich Deutscher. Angeblich aus Niederländisch-Indien, aber dort sitzen ja jetzt überall die Japsen. Himmel-herrgott, sie haben es gemeinsam getan. Der Krautkopf hat

das Streichholz angezündet, und der Kommunist hat das Feuer angeblasen.«

»Nun machen Sie mal einen Punkt, Collins. Zugegeben, wir kratzen den Boden des Fasses aus. Deshalb bin ich hier. Ich glaube bestimmt nicht, daß Sie das Feuer gelegt haben, aber Sie haben nun mal in den dreißiger Jahren mit einigen recht harten Burschen verkehrt, und Sie waren nach Polizeiberichten an Straßenschlachten mit den Gewerkschaften beteiligt. Mein Chef wollte nur, daß ich bei Ihnen anfrage. Sagen Sie mir, wo Sie während des Brandes waren, und machen Sie bitte keine Witze.«

»Charlie, willst du dich bitte beruhigen und mit ihm reden?«

»Schon gut. Was wollen Sie wissen?«

»Setzen wir uns doch ins Frühstückszimmer«, sagte Kay. »Möchten Sie eine Tasse Tee, Herr...?«

»Tweed, Mrs. Collins. Jim Tweed. Vielen Dank, herzlich gerne. Ich werde mich möglichst kurz fassen. Wir versuchen nur, einige offene Fragen in diesem Fall zu lösen.«

Gates mußte sich eingestehen, daß er diesen Beamten mochte. Er bewunderte seine kühle Haltung Charlies Wut gegenüber. Kay führte sie in das sogenannte Frühstückszimmer im ersten Stock. Sie zog an einer Klingelschnur, bot Tweed einen Stuhl an und bestellte Tee, als Paula erschien. Ein großes Fenster ging nach Süden hinaus, und gelbliches Licht drang in den Raum, als die Sonne sich hinter den Wolkenkratzern von Manhattan verbarg.

Tweed zeigte auf ein Schiffsmodell auf dem Kaminsims. »Was ist das für ein Schiff? Ich kenne es nicht.«

»Die *American Glory*«, sagte Gates. »Mein Onkel und ich waren dabei es zu konstruieren, als der Krieg begann.«

»Und jetzt arbeitet der große Schiffbauer mit mir als Schweißer auf der *Normandie*«, brummte Charlie. »Er ist ein bißchen verrückt. He, vielleicht hat er es getan ... vielleicht hat er dem Kommunisten und dem Deutschen geholfen.«

»Charlie, halt den Mund.«

»Was wollen Sie wissen, Tweed? Was passiert ist? Nichts. Die Navy hat Mist gebaut. Der Zivilkontraktor ebenfalls. Und dann brach das Feuer aus. Das sind die Tatsachen, und

weder das Kriegsministerium noch die Navy oder der Senat oder der Kongreß oder das FBI oder die Staatsanwaltschaft oder die New Yorker Polizei können etwas daran ändern.«

»Wir glauben aber immer noch, daß wir jeder Spur nachgehen müssen.«

»Warum?«

»Weil«, fiel Gates ein, »es Sabotage sein könnte, und in diesem Fall plant der Saboteur weitere Anschläge.«

»Richtig«, sagte Tweed.

»Junge, du bist bekloppt. Nein, Tweed, da sind Sie auf der falschen Fährte. Bei Leuten wie mir werden Sie keinen Nazi finden. Aber ich bin an solchen Kummer gewöhnt. Ich habe die längste Zeit meines Lebens Schwierigkeiten gehabt, und es macht mir nichts mehr aus. Aber versuchen Sie nicht, es dem Holländer anzukreiden.«

»Van Slough?«

»Er schuftet schwer und hat Angst vor der Polizei. Er glaubt, man wird ihn internieren.«

»Machen wir es rasch«, sagte Tweed. »Wo waren Sie, als das Feuer ausbrach, und was taten Sie?«

Charlie seufzte.

»Ich war achtern und schweißte ein paar Pantrytüren auf dem E-Deck auf, Steuerbordseite. Ich löschte meinen Brenner und rannte davon. Als das Licht ausging, hatte ich mich verlaufen. Ich wurde pitschnaß und wäre beinahe erfroren. Endlich fand ich eine Ladepforte mittschiffs auf dem D-Deck und gelangte über eine Gangway auf den Pier.«

»Wo war van Slough?«

Charlie seufzte wieder. »Ich wußte nicht einmal, daß er an Bord war. Damals arbeitete ich noch nicht für ihn.«

»Haben Sie ihn gesehen?«

»Ihn gesehen? Dreitausend Mann liefen im Rauch herum. Selbst wenn ich ihn gesehen hätte, hätte ich ihn nicht erkannt. Wir sind uns nur einmal begegnet, auf einer Reise vor dem Krieg, als wir aus England zurückkamen. Ich kannte den Mann nicht.«

»Haben Sie seitdem mit van Slough über den Brand gesprochen?«

»Natürlich.«

»Wo war er?«

»Der blöde Kerl wäre beinahe umgekommen, als er versuchte, einen Schweißapparat zu retten. Privatbesitz bedeutet ihm sehr viel. Besonders sein eigener. Das hat ihn so lange aufgehalten.«

»Und was hat Sie so lange aufgehalten?«

»Ich mußte jemandem helfen. Keine große Sache.« Er blickte fort.

»Bei was helfen?«

Kay sprach für ihn, legte ihm die Hand auf die Schulter. »Inspektor Tweed, er blieb eine ganze Stunde auf dem Schiff, um einen armen Mann zu befreien, der sich verletzt hatte, als ein Schott über ihm zusammenbrach.«

»Keine große Sache«, brummte Charlie.

»Wie hieß der Mann?«

»Wir haben nicht viel geredet, und es war ziemlich dunkel. Also fragen Sie mich nicht, wie er ausgesehen hat.«

»Haben Sie mit ihm zusammen das Schiff verlassen?«

Charlie nickte. »Ich habe ihn getragen und ihn in einen Krankenwagen geschafft.«

»Dann müssen Sie sein Gesicht gesehen haben.«

»Ich kotzte mir die Därme aus dem Leib. Rauchvergiftung.«

»Sonst noch etwas?« fragte Kay kühl.

»Nein.« Tweed stand auf.

Kay klingelte Paula, die ihm Mantel und Hut brachte. Er war schon halb aus der Tür, als er sich noch einmal umdrehte und Charlie Collins fragte: »Was geschah mit van Sloughs Schleppdampfer?«

»Der Maschinist erzählte mir, er habe ihn aus dem Bereich des Piers gefahren. Er hatte kein Löschgerät und war nur im Wege.«

»Er hatte aber eins, als ich ihn vor ein paar Tagen sah.«

»Das hat er sich nach dem Brand angeschafft. Um, wie er sagte, beim nächsten Mal helfen zu können.«

»Beim nächsten Mal?«

Gates sagte: »Ich begleite Sie hinaus.«

Auf dem Gehsteig erklärte er ihm: »Lassen Sie mich noch ein Wort für Charlie sagen. Er hat sich wegen Spanien eine Menge Ärger eingehandelt. Vor sechs Jahren kämpfte er

gegen die Nazis, und ich finde es einfach ungerecht, daß man so mit ihm umspringt.«

»Keine Sorge«, sagte Tweed. »Ich bin nicht umsonst gekommen und habe jetzt alles, was ich wissen wollte.« Er schickte sich zum Gehen an, aber Gates hielt ihn zurück.

»Warten Sie. Was haben Sie herausgefunden?«

»Worüber?«

»Den Brand. Glauben Sie, es war Sabotage?«

»Ich folge nur meinen Anweisungen.«

»Aber was *denken* Sie?«

»Das Denken überlasse ich meinem Chef.«

»Kommen Sie schon, Tweed. Sie dürfen doch eine Meinung haben.«

»Wenn Mr. Collins mich auch für voreingenommen hält, so bilde ich mir nie eine Meinung, bevor ich alle Beweise sehe.«

»Wie wäre es mit einer Vermutung? Warum hat sich das Feuer so rasch ausgebreitet? Wie kam all der Qualm so schnell in den Kesselraum? Warum hat sich soviel Wasser auf den oberen Decks angestaut?«

»Sie sind der Fachmann, Mr. Gates. Sie sind der gelernte Schiffbauer.«

»Ich bin kein Schiffbauer mehr. Ich arbeite auf der *Normandie*.« Und was würde er tun, wenn sein Onkel zurückkehrte und er ausziehen müßte? Er sprach mit Tweed darüber. Vielleicht half es ihm, klarer zu denken.

»Wo werden Sie denn dann wohnen?«

»In der Nähe der Docks.«

»Schon was gefunden?«

»Habe mich noch nicht umgeschaut. Es soll eine Menge Wohnungen geben.«

»Das kann mal wohl sagen. Rufen Sie mich an, und ich kann Ihnen die Suche ersparen.«

»Sie kennen eine Wohnung? Ich brauche eigentlich nur ein möbliertes Zimmer.«

»Davon habe ich drei.«

»Wie bitte?«

»Ich besitze ein Haus mit möblierten Zimmern. Zwölf zu vermieten, drei leer. Ich mache Ihnen einen günstigen Preis. Es ist sauber. Ich weiß, was Sie denken... wie kommt ein

Bulle dazu, Hausbesitzer zu sein? Ich habe es von meiner Mutter geerbt. Rufen Sie mich an. Ich hätte Sie gern als Mieter. Ein Hauch von Klasse tut dem Haus gut.«

Am Sonntagmorgen um Viertel vor fünf fuhr Strattons gährender Chauffeur Gates und Wally zum Flugplatz der Marineluftwaffe in Rockaway an der Ozeanküste von Queens. Wally hatte am Tag zuvor angerufen und Gates abermals eingeladen. Gates hatte beschlossen, seinen langen Sonntagsschlaf zu opfern, um sich den U-Boot-Patrouillendienst anzusehen.

Der Wagen überstieg selten die Fünfundfünfzig-Kilometer-Grenze, ein Tempo, das Benzinersparnis und minimale Reifenabnutzung gewährleistete. Als sie ankamen, zog die Bodenmannschaft bereits das kleine Luftschiff aus dem schwachbeleuchteten Schuppen. Nase und Schwanz wurden durch Leinen und Taue am Boden gehalten. Es ragte unmäßig riesig in den dunklen Himmel, aber Wally erklärte, es sei nur ein Viertel so lang wie die *Hindenburg*, der berühmte Zeppelin, der vor dem Krieg in Lakehurst abgestürzt war.

Die Crew war gemischt, Rekruten, reguläre Marineleute und freiwillige Reservisten wie Wally, stiegen in die Gondel unter dem Bauch des Heliumschiffs. Wally stellte Gates dem Kommandanten vor, einem Leutnant der Marine, der seinen Ausweis überprüfte und ihn an Bord willkommen hieß. »Ein Augenpaar mehr ist immer nützlich«, sagte er.

Wally und Gates setzten sich an ein Fenster im hinteren Teil der etwa neun Meter langen Gondel. Die übrigen nahmen an anderen Fenstern Platz, einer setzte sich zum Kommandanten in das Cockpit. Ein Offizier der Bodencrew gab das Startsignal mit der Stablampe, der Motor setzte sich langsam in Bewegung, dröhnte lauter, Taue wurden gelöst, das Luftschiff stieg langsam in den Morgenhimmel.

Sie schwebten etwa neunhundert Meter über der Küste, als die Sonne aufging, nahmen Kurs Südwesten, längs der Sandbank von Rockaway, die die große untere Bucht von New York im Norden begrenzt. Es war ein langweiliger Flug, aber Gates hatte endlich Wallys Wunsch erfüllt.

Während einer der wöchentlichen Besprechungen der Subkontraktoren auf dem Leichter des Bergungsleiters geriet der Plan der Otter, ein Klein-U-Boot im Inneren der *Normandie* zu verbergen, ganz unerwartet in ernste Gefahr. Der Bergungsleiter, der die Sitzungen leitete, war ein gewisser Kapitän Tooker, ein alterfahrener Mann. Er trug ein weißes Hemd mit Krawatte und hatte stets einen Hut auf dem Kopf. Eine dicke rote Knollennase zierte sein sonst mildes Gesicht.

Kapitän Tooker verkündete, daß die Aufräumarbeiten, der Gerüstbau und das Wegbrennen der übergewichtigen Stahlplatten termingerecht verlaufen seien und daß man nun untersuche, wo die wasserdichten Schotten eingebaut werden sollten. Die Otter lauschte gespannt. Die Bergungsexperten planten, das Schiff in vierzehn abgeschlossene Räume zu unterteilen, und damit lief er Gefahr, aus dem Heck verdrängt zu werden . . . wo er sein Sabotageunternehmen zu starten gedachte.

Tooker beunruhigte die Otter. Man nannte ihn den Alten, eine Ehre, die nicht vielen zuteil wurde, und bisher wies alles darauf hin, daß Tooker diesen Respekt verdiente. Der Bergungsleiter galt allgemein als der beste im Geschäft – ebenso gut, wie die Stümper, die den Umbau zum Truppentransporter verpatzt hatten, schlecht gewesen waren. Die Amerikaner kamen allmählich auf Trab. Und das bedeutete, daß die Zeit der Otter knapp wurde.

Seine Lage in New York mußte neu überdacht werden. Die zum Teil mit Geldern der Abwehr finanzierte Firma van Slough gedieh prächtig. Er hatte sich im Hafen einen Namen gemacht, und das war gut, weil breite Wurzeln dem Anschein nach auch tief sind. Sein Agent Hank Larson, der rothaarige Saboteur, der geholfen hatte, die *Normandie* in Brand zu setzen, war ein weiteres Plus. Larson war der beste Bundist, den die Otter aus den von den Engländern und dem FBI zurückgelassenen Trümmern gerettet hatte; ein tüchtiger Arbeiter mit besten Verbindungen zur Unterwelt, intelligent, ehrgeizig und bereit, für Geld alles zu tun, einschließlich – und das war selten – kühner Initiativen. Der LKW-Betrieb, den Larson in Brooklyn mit dem Geld der Otter aufgebaut hatte, war ein Beweis dafür.

Für die Otter waren die Gangster eine unerschöpfliche Quelle von falschen Papieren, gefälschten Pässen und sogar auch Sprengstoffen, die sie ihm in der irrtümlichen Annahme verkauften, daß er, wie jeder andere Schwarzmarkthändler, ein Patriot und Nazihasser sei – ein Profiteur vielleicht, aber auf keinen Fall ein Spion. Und was sie ihm nicht verschaffen konnten, besorgte ihm meist Glenn Walsh vom Beschaffungsamt des 3. Marine-Bezirks. So verfügte er über eine sichere Deckung, zwei zuverlässige Agenten – soweit Agenten überhaupt zuverlässig waren und solange keiner von diesen seine Tarnung kannte – und über einen geheimen Anteil an einem Transportunternehmen.

Weniger sicher war der Funkkontakt mit Deutschland. Das war und blieb ein heikles und riskantes Problem, und damit mußte er sich abfinden, bis Onkel Willy ihm ein U-Boot schicken würde. Mit dem spurlosen Verschwinden des Posaunisten blieb ihm jetzt nur noch der Meldekopf in Connecticut, durch den er dank eines idiotensicheren Ausschnittsystems Onkel Willys Meldungen empfing. Was die Sendungen betraf, so waren Kroner, der alte Bundist aus Yorkville, und DeVilleneuve, der opportunistische französische Faschist, seine schwächsten Verbindungen.

Natürlich kannte keiner der beiden Funker ihn beim Namen, aber sie wußten, daß er existierte. Falls einer von ihnen dem FBI oder den Engländern in die Hände fallen sollte, was früher oder später geschehen mußte, so würde New York für ihn sehr gefährlich werden. Deshalb hatte er keine andere Wahl, als das U-Boot in der *Normandie* zu verstecken. Kein Platz im Hafen war so sicher, denn dort übertönte der Lärm der Bergungsarbeiten jedes Motorengeräusch, dort hatte er Preßluftanlagen und elektrischen Strom, und schließlich und endlich war es wirklich der letzte Ort, wo man nach einem U-Boot suchen würde.

Konnte er das U-Boot im Schlamm draußen unter den ausragenden Aufbauten am Heck der *Normandie* verstecken? Nein. Die Taucher würden es entdecken. Und während des Lenzens würden die Saugpumpen zuviel Schlamm wegspülen. Für ihn gab es nur eine Lösung, und die lag in Deutschland. Er haßte zwar das Risiko einer Funksendung,

aber er mußte es wagen, wenn er erreichen wollte, daß Onkel Willy ihm das U-Boot schickte, bevor die *Normandie* völlig abgedichtet und für ihn verschlossen war.

14

Gates saß zusammengekauert am Fenster des Taxis und blickte in die Morgenröte über Harlem, als sie die fast menschenleere St. Nicholas Avenue hinunterfuhren. Van Slough reichte ihm die Taschenflasche. »Nimm einen Schluck. Kaffee kriegen wir am Arbeitsplatz.«

Der leicht stockende holländische Akzent war das einzige Anzeichen, daß Rik sogar noch mehr als Gates getrunken hatte. Sie hatten die Nacht in Small's Paradise begonnen, waren in mehreren kleineren Jazzclubs eingekehrt, die Gates nicht einmal vom Hören kannte, und waren schließlich an einem Ort gelandet, den Rik als das beste Hurenhaus auf dem Sugar Hill bezeichnete.

Sekunden später, wie ihm schien, schüttelte Rik ihn wach. Das Taxi hielt vor dem Haus, in dem er wohnte. Die Sonne hatte den Horizont durchbrochen und erhellte die westliche Sechsvierzigste Straße der Länge nach. Eine Reihe gleichartiger Treppengeländer schwankte vor seinen Augen.

Rik klatschte in seine großen Hände. »Los! Die Arbeit wartet.«

Gates erklimm taumelnd die beiden Stockwerke bis zu seinem Zimmer, wo er sich für die Arbeit umzog. Er hoffte, Rik sei unten eingeschlafen und er könne wieder hinaufgehen und sich für ein paar Stunden ausruhen. Aber Rik war hellwach.

»Ein bißchen Frühstück wird dir guttun.«

Gates bezweifelte es, aber folgte ihm in eine Imbißstube an der Ecke der Zehnten. Sie drängten sich durch eine Menge Arbeiter und Matrosen, bis sie einen Tisch fanden.

»Kaffee«, sagte Gates.

»Bringen Sie ihm Eier und Schinken. Mit Kaffee allein kannst du nicht arbeiten.«

Gates würgte sein Frühstück hinunter und trank noch eine Tasse Kaffee. Dann gingen sie zwei Straßen hinauf und hinüber zum Pier 88. Jenseits der Flanke der *Normandie* ragten drei dicke graue Schornsteine über dem Cunard-Pier 90 am nördlichen Rande des Hafenbeckens.

»Die *Queen Mary* ist angekommen.«

Vergangene Nacht war sie noch nicht dagewesen, aber jetzt lag sie hier, ein riesiges graues Meergespennst, sicher heimgekehrt von irgendeinem Kriegsschauplatz, in aller Heimlichkeit festgemacht und bereits mit eiligen Vorbereitungen für die nächste Reise beschäftigt. Sie hatte New York vor Monaten verlassen, und man munkelte, sie habe achtausend amerikanische Soldaten nach Australien gebracht.

Charlie war bereits an Bord der *Hollandia* und trank Kaffee aus einem Pappbecher. »Mein Gott, wie seht ihr beide aus!«

»Laß den Motor an«, sagte Rik, zog seinen Anzug aus und nahm seine Arbeitskleider aus dem Schrank, während Charlie den Befehl an den Maschinisten weitergab – einen anderen alten Iren, den Rik aus dem Ruhestand geholt hatte, als die Einberufungen die Reihen der verfügbaren Besatzungen auf den Binnenschiffen immer mehr zu lichten begannen.

Die Sonne ging hinter dem weißen Flußnebel unter, als sie sich wieder dem Pier 88 näherten. Gates war am Ruder. Van Slough stand neben ihm, zählte die Arbeit für den morgigen Tag auf und erging sich in Anweisungen über die Feinheiten der Schleppersteuerung, was er immer tat, wenn Gates oder Charlie das Ruder übernahmen. Gates und Charlie tauschten einen raschen Blick aus. Trotz all seines Wissens war Rik ein ungeschickter Steuermann. Obendrein beschuldigte er die Leute, die seinen Schlepper gemietet hatten, all der Schäden an den zerquetschten Tendern und den Kähnen, an denen er ständig Reparaturen vornahm; in Wirklichkeit hatte er die meisten Schäden davon selbst verursacht.

»Was ist los?« fragte er, als er das Lächeln bemerkte.

Gates sagte: »Sieht ganz so aus, als ob die *Mary* bald rausgeht. Das ging aber schnell. Wahrscheinlich fährt sie diesmal nicht weit.«

»Woran kannst du das sehen?« fragte Rik.

Gates zeigte auf den großen Dieselschlepper, der die *Hollandia* gerade überholte und in die Richtung des Piers 90 fuhr. »Die *Marie Moran* nimmt die erste Position am Liegeplatz der *Queen* ein.«

»Tatsächlich?«

Gates drehte das große Ruderrad der *Hollandia* – ein Rad von anderthalb Metern Durchmesser mit Holzspeichen und einem glatten Messingrand –, manövrierte im Rückwärtsgang zur Längsseite seines Leichters neben das Heck der *Normandie* und legte an, ohne daß Rik sich zu beklagen hatte.

Der Holländer hatte sich ein wahres Prachtstück eingehandelt. Mit dieselelektrischem Motor und allen Regelorganen am Steuer. Sie brauchte unten nur einen Maschinisten und nicht zwei oder drei Mann wie die anderen Schleppdampfer, und sie war vom Steuerhaus aus leicht manövrierbar. Gates machte es Spaß, sie zu steuern, obgleich er wußte, daß das Herumtuckern im Hafen mit einem kleinen Schlepper, der keine Steuermannslizenz erfordert, ein Kinderspiel im Vergleich zum Bugsieren eines Zehntausend-Tonnen-Frachters war, wo man beim geringsten Fehler riskierte, mit dem Heck unter Wasser gezogen zu werden, den Maschinenraum voll Wasser laufen zu sehen und den Schlepper wie Schrotteisen zum Versinken zu bringen.

Sein Blick wanderte von der *Marie Moran* unter dem grauen Heck der *Mary* zum gekenterten Rumpf der *Normandie*. Einst hatte die Perle der Moranflotte auch bei ihr die erste Position am Liegeplatz eingenommen.

Eine Woche, nachdem die *Queen Mary* mit zehntausend Mann an Bord den Hafen verlassen hatte, saßen Gates und Charlie Collins beim Mittagsimbiß auf dem Laufsteg längs des vertikalen Promenadendecks der *Normandie*. Nach dem Essen streckte sich Gates mit nacktem Oberkörper in der

Sonne aus, und Charlie studierte die Zeitung, aus der er besonders interessante Nachrichten laut vorlas.

»Der Brand am Pier, letzte Woche in Brooklyn? Es hat sich herausgestellt, daß irgendein Idiot auf einem Haufen von etwa vierzigtausend Säcken Kopra eine Zigarette rauchte. Und schau dir mal das an. Jemand öffnete dann die Dachluken. Um den Qualm herauszulassen. Intelligent.«

»Wer hat die Dachluken geöffnet?«

»Das weiß niemand. Alle behaupten, sie seien vor dem Feuer geschlossen gewesen. Es hat einen höllischen Durchzug gegeben.«

»Hat man nicht nachgeforscht, wer es getan hat?«

»Wer würde eine solche Blödheit eingestehen?«

Gates fühlte Schritte auf dem Steg. Er setzte sich auf, ließ die Beine fünfzehn Meter über dem schmutzigen Wasser baumeln. Es war Rik.

»Ich habe mir den Auftrag verschafft, die Trümmer aus dem Heck zu räumen.«

»Das tun wir doch bereits«, sagte Charlie.

»Unter Wasser. Ich werde tauchen.« Er hockte sich zwischen sie. »Jetzt hört mal gut zu. Ich werde euch beide brauchen, und ihr übernehmt die Arbeit oben. Ich werde die Mannschaft aufteilen und euch zu Vorarbeitern machen.«

»Ich möchte das Tauchen lernen«, sagte Gates. »Es soll jetzt einen Kurs dafür geben.«

Charlie sagte: »Ich glaube nicht, daß du kräftig genug bist. Weißt du was, Junge? Du solltest zu Onkel Richard zurückkehren. Du machst ihm Kummer, und er braucht dich.«

»Nicht bevor die *Normandie* gehoben ist.«

Rik nickte. »Du bist ein guter Arbeiter. Ich werde dich vermissen, aber Charlie hat recht. Ich habe mit deinem Onkel gesprochen. Er scheint mir die Schuld zu geben, und das will ich nicht.«

»Ist das eine Kündigung?«

Rik sah ihn an. Gates erwiderte seinen Blick. Die Augen des Holländers erinnerten ihn an Prismen. Aus verschiedenen Winkeln zeigten sie verschiedene Tiefen.

»Falls es nämlich eine ist, gehe ich einfach zum Haupt-

kontraktor und suche mir eine andere Stelle. Ich bleibe auf diesem Schiff.«

Van Sloughs Augen wurden undurchsichtig. Er nickte. »Na schön, Steven, dann bleib.«

Die Otter warf eine Münze in den Schlitz und wählte die Nummer des Franzosen. »Kann ich heute abend bei Ihnen vorbeikommen?«

DeVilleneuve stöhnte überrascht auf. »Ich... ich habe Gesellschaft. Können Sie nicht bis morgen warten?«

»Nein«, sagte die Otter. »Warten Sie bei Gage und Tollner in Brooklyn auf meinen Anruf. Das Telefon neben der Herrentoilette.«

»Aber... ich bin wirklich in Gesellschaft... ich brauche ein bißchen Zeit.«

»Eine Stunde«, sagte die Otter und hängte auf.

Hat DeVilleneuve plötzlich die Nerven verloren?

Das fragte sich die Otter auf dem Weg zu einem seiner Unterschlupfe, einer billigen Mietwohnung zwischen der Siebten und der Achten Avenue in der Nähe des Times Square. Er hatte sich diese Nachbarschaft ausgesucht, weil es eine Gegend war, wo man weder in Arbeitskleidung noch mit einem dunklen Anzug auffiel, denn hier lebten Maschinenschlosser, verarmte alte Leute, junge Verkäufer und hungernde Schauspieler in möblierten Zimmern. Er zog sich einen dunkelblauen Anzug an, der in die Park Avenue paßte, ging auf die östliche Stadtseite zu und fand, daß New York seinen einzigartigen Charakter verlor, wenn die Verdunklung begann.

Das plötzliche Aufheulen der Fliegeralarmsirenen löste eine Flut von sich überstürzenden Gedanken in ihm aus. Hatte er diesen jähen Klage-ton in seinem Geist heraufbeschworen, in seinen Erinnerungen an die Vergangenheit? Ein tiefer und hohler Schrei, steigend und fallend wie Karussellpferde, das chaotische Echo des spanischen Bürgerkriegs, des Londoner Blitzes. Sein Herz pochte wild beim Gedanken an die Zeit, als er in den feindlichen Luftschutzkellern gehockt hatte, um sich vor den deutschen Bomben zu schützen.

Beim schweren Dröhnen der Flugzeuge blieb die Otter wie angewurzelt auf dem Gehsteig stehen, während die Stadt um ihn herum sich in abwehrende Dunkelheit hüllte. Die Straßenbeleuchtung erlosch, Fenster verschwanden hinter hastig zugezogenen Vorhängen, der Himmel wurde sichtbar, eine klare Nacht, ohne Mond, aber mit funkelnden Sternen, die man nur selten über New York erblickte. Die Flugzeuge schienen sich zu nähern.

Weißer Lichtkegel schossen am Horizont auf, tasteten den Himmel wie lange Finger ab, schlossen sich plötzlich zusammen, konzentrierten sich auf ein einziges Flugzeug, das insektenwinzig wirkte. Er glaubte, einen fernen Geschützdonner gehört zu haben, aber keine Flak feuerte.

Polizeiwagen und Fahrzeuge des zivilen Luftschutzes rasten mit heulenden Sirenen durch die Straßen, und überall tauchten Luftschutzwarte auf, drängten die Leute von den Gehsteigen in die Hotelhallen. Die Otter trat in den Schatten einer Telefonzelle, hielt die Tür offen, um kein Licht eindringen zu lassen. Es waren noch vier Straßenblocks bis zu DeVilleneuves Wohnung auf der Park Avenue. Er lief an einem Wart vorbei, rannte zur U-Bahn, nahm den Pendelzug zum Grand Central und rief von dort aus DeVilleneuves Wohnung an. Keine Antwort. Er versuchte es wieder. DeVilleneuve nahm den Hörer bei Gage und Tollner nach dem achten Klingelzeichen ab. Er war außer Atem. »Ich bitte um Verzeihung... tut mir leid... die Verdunklung...«

»Essen Sie Ihre Austernsuppe und eine volle Mahlzeit«, sagte die Otter. »Es wird eine lange Nacht werden.« Er hängte auf, nahm die Lexington IRT bis zur Einundfünfzigsten, stieg vorsichtig die Treppe empor, bahnte sich seinen Weg durch die Schatten an den Luftschutzwarten und Polizisten vorbei bis zu einer Telefonzelle auf der Park Avenue gegenüber der Wohnung DeVilleneuves. Den Schlüssel zum Dienstboteneingang hatte er in der Tasche. Er hielt die Tür der Zelle offen und spähte hinaus.

Zweierstreifen des zivilen Luftschutzes schritten die menschenleere Straße ab. Das einzige Licht kam von den Sternen, dem sporadischen Aufblinken der Stablampe eines Streifengängers, den horizontalen Schlitzfenstern der Polizeiwagenscheinwerfer. Die Verdunklung machte es ihm leicht,

durch den Dienstboteneingang zu schlüpfen, ohne vom Türsteher gesehen zu werden.

Er merkte sich jeden Wagen, der auf der Avenue parkte.

Die Luftschutzwarte beunruhigten ihn. Falls DeVilleneuves Haus unter Beobachtung stand, könnte es ein Mann in einer Luftschutzwartuniform sein. Eine Armbinde und ein Helm genügten vollauf. Er beobachtete die Streifen. Eine schritt den Block entlang, machte kehrt, kam zurück.

Er hatte in Spanien gelernt, wie man sich heimlich bewegt, als er für Onkel Willy in den feindlichen Festungen der Republikaner in Madrid und später in Barcelona spionierte. Dort hatte er auch zum ersten Mal wahre Angst empfunden – Angst vor Folter und Tod, falls die antifaschistischen Loyalisten ihn schnappten –, und er hatte gelernt, wie man seine Angst besiegt, indem man sich an den Glauben seiner Überlegenheit gegenüber dem Feinde klammert. Er hatte gelernt, die Einsamkeit zu bezwingen, an der so viele andere Spione zugrunde gegangen waren, indem er sich eine zweite Persönlichkeit aneignete, die durch ihre herzliche Freundlichkeit bestach. Und er war dem Tod begegnet. Nicht dem lärmenden Tod der Straßenaufstände, die er in Italien und Österreich erlebt hatte, sondern jenem raschen Tod, der auf Habichtschwingen kommt, lautlos bis zum letzten Augenblick, wenn das, was wie eine Warnung scheint, bereits das eigentliche Geschehen ist.

Bei ihrer dritten Runde wechselten die Luftschutzwarte ihre Richtung und traten plötzlich auf einen vor dem Dienstboteneingang parkenden Wagen zu. Sie ließen ihre Stablampen aufblinken. Die Otter sah einen Mann im Wagen, und bevor das Licht verlosch, bemerkte er, daß der Mann etwas aus seiner Tasche zog.

Ein Polizeiwagen kam langsam vorbei, verdeckte ihm die Sicht. Als er wieder den geparkten Wagen sehen konnte, traten die Warte zurück. Er konnte es nicht beschwören, aber es schien ihm einen Augenblick, als hätte der eine von ihnen beflissen die Hand zum Gruß erhoben.

Seine Augen könnten ihn getäuscht haben. Aber es war keine Täuschung, daß derjenige, der im Wagen saß, nicht angewiesen worden war, auszusteigen und das Ende der Luftschutzübung in einem Keller abzuwarten. Wer war es?

Einer der Organisatoren? Ein Polizeibeamter? Ein Zeitungsreporter? Oder ein übereifriger und wichtigtuertischer Agent der Gegenspionage, der in einem plötzlichen Entschluß den Fehler gemacht hatte, nicht auszusteigen und dorthin zu gehen, wohin man ihn befahl, sondern der statt dessen irgendeinen Ausweis vorgezeigt hatte, der die Luftschutzwarte beeindruckte? Damit hätte er sich verraten.

In diesem Fall wäre der Mann nicht allein.

Die Otter trat aus der Zelle in den tiefen Schatten und schlich sich zur Lexington Avenue zurück. Auf halbem Weg knipste jemand das Licht in einem Fenster an, zog den Vorhang nicht rasch genug zu, und sogleich kam ein Wart angerannt. Er lief der Otter direkt in die Arme, schrie überrascht auf, richtete ihm den Strahl seiner Stablampe ins Gesicht. Die Otter kniff ein Auge zu, blinzelte mit dem anderen, schlug dem Wart die Lampe aus der Hand, zertrat sie mit seinem Absatz.

»He, was treiben Sie auf der Straße? Lassen Sie mal Ihren Ausweis sehen, Mister.«

Er hatte auch gelernt, den Tod auf besondere Weise zu genießen. Nicht etwa, daß er Vergnügen empfand, weil er jemanden umbrachte. Er war kein Mörder. Das Vergnügen lag in der plötzlichen Umkehr der Drohung. Das Überleben war nur eine Sache des Zuersttötens, bevor der Feind sich bedroht sah.

Er hatte gültige Ausweispapiere. Aber wie viele beobachteten DeVilleneuves Haus? Der Luftschutzwart bückte sich nach seiner Stablampe. »Ich helfe Ihnen schon«, sagte die Otter und packte den Mann an der Kehle.

Er warf die Brieftasche, den Helm und die Armbinde des Mannes in einen Mülleimer und ging weiter bis zur Lexington Avenue, wo er wieder die Untergrundbahn nahm und zur Sechsendachtzigsten Straße in Yorkville fuhr.

Wie er vermutet hatte, waren in dieser deutschen Gegend nur wenige Luftschutzwarte zu sehen und überhaupt keine in den Seitenstraßen mit den billigen Mietshäusern. Es war ein Arbeiterviertel, und um diese Zeit lagen die Leute meistens schon im Bett. Im Gegensatz zur Gegend DeVilleneu-

ves, wo der zivile Luftschutz mit Rücksicht auf die Presse sehr stark aufgetreten war, begegnete die Otter nur einem einzigen Streifenwagen auf dem Weg zu Kroner. Er fand den Laden und die Radioreparaturwerkstatt für die Nacht geschlossen, überquerte die dunkle, menschenleere Straße, ging durch Kroners Haus in einen Hinterhof und stieg dort eine Feuerleiter empor, die er schon einmal benutzt hatte, als er Kroner, bevor er ihn anwarb, einer aufmerksamen Beobachtung unterzog.

Man hörte keine Sirene mehr, aber die Entwarnung war noch nicht gegeben. Zwischen den Gebäuden, wo die Polizei es nicht sah, drang Licht aus einigen Fenstern. Die Otter hielt sich im Schatten, kletterte bis zu Kroners Wohnung und stemmte den Fensterriegel mit einem Brecheisen auf, das er auf der Feuerleiter versteckt hielt.

Kroner kam, um nach der Ursache des Lärms zu sehen. Sein unschuldiges Mondgesicht schien unbesorgt. Wahrscheinlich hatte ihn seine Frau geschickt, und er erwartete, nichts zu finden. Er war kahlköpfiger geworden und sichtlich gealtert. Er machte große Augen und wirkte fast komisch, als er das offene Fenster sah. Die Otter streckte den Arm herein, griff nach seinem Schlafanzug, drückte ihm die Hand auf den Mund und zog ihn ins Dunkle.

»Ich brauche Ihr Funkgerät, Herr Kroner.« Er nahm ihm die Hand vom Mund.

»Lassen Sie mich los, meine Frau ist im Nebenzimmer.«

»Wo ist das Funkgerät?«

»In meinem Laden.«

»Zehn Minuten.«

Die Otter stieß ihn ins Zimmer zurück und eilte die Feuerleiter hinunter. Er schlich sich die innere Treppe hinauf und versteckte sich, wo er den Münzfernsprecher im Flur sehen konnte. Kroner lief daran vorbei, und die Otter folgte ihm lautlos.

Er wartete, bis Kroner im Laden war und die Tür geschlossen hatte. Er suchte nach einem Lichtschimmer, aber nichts drang durch die Verdunklungsvorhänge. Er sah sich kurz in der Straße um, klopfte an, zog sich einen Strumpf über das Gesicht. Ernsthafte Befürchtungen, daß Kroner ihn verraten würde hegte er nicht. Er war ein vaterlands-

treuer Deutscher, und außerdem hatte Onkel Willy der Otter ein wirksames Drohmittel mitgegeben, denn Kroner hatte einen Sohn, der in der Wehrmacht diente. Solange der junge Kroner die Kämpfe im Osten überlebte, hatte die Otter den Vater in der Hand und konnte ihm versprechen, für den Schutz – oder für den Tod – seines Sohnes zu sorgen.

Es war ein staubiger kleiner Laden, und vor der Werkstatt im Hinterzimmer hing ein Vorhang. Auf hölzernen Regalen an den Wänden standen reparaturbedürftige oder bereits reparierte Radioapparate, Grammophone und elektrische Uhren. Kroner drückte sich an der Otter vorbei, die fast den ganzen Verkaufsraum ausfüllte, und ging hinter den Ladentisch.

Mit einem inneren Lächeln, das seinem eigenen Vergnügen zu gelten schien, stellte er sich auf eine Kiste und holte einige Tischgeräte von den obersten Brettern. An jedem hing ein Pappetikett mit Datum, dem Namen des Kunden und dem Betrag der geleisteten Anzahlung. Er stellte sie nebeneinander auf den Ladentisch und lächelte immer noch in sich hinein, als er die hölzernen Verkleidungen aufschraubte.

Vier dieser Kästen, die zu handelsüblichen Geräten gehörten, enthielten die Teile eines vollständigen Fernsendeempfängers. Kroner legte noch zwei Metallstücke hinzu, die er einer Schraubenkiste auf seiner Werkbank entnommen hatte und die einen gut benutzbaren Telegrafenschlüssel ergaben.

»Das haben Sie schlau angestellt, Herr Kroner.«

»Danke, Herr Otter.«

Die Otter hatte den bereits verschlüsselten Text im Kopf. Eine Bitte an Onkel Willy, das Klein-U-Boot so bald wie möglich zu liefern. Kurz und bündig. Kroner setzte die Teile des Funkgeräts zusammen, bastelte an den Drähten herum und verkündete schließlich mit Genugtuung, daß alles bereit sei. Die Otter schnippte mit den Fingern, tippte versuchsweise auf die tote Taste und schaltete ein. Er ließ seiner Meldung ein paar rasche V vorangehen – dit dit dit dat dit dit

dit dat dit dit dit dat –, damit man in Hamburg wußte, daß er senden würde.

»Setzen Sie sich, Kroner. Es wird eine Weile dauern.«

Kroner setzte sich auf einen zerbrochenen Stuhl neben dem Ofen. »Herr Otter. Was ist mit meinem Jungen?«

»Wie ich das letzte Mal hörte, geht es ihm gut.«

»Ich bin sehr besorgt.«

»Keine Ursache. Er wurde zum Leutnant befördert.«

»Warum haben Sie mir das nicht vorher gesagt?«

Die Otter sah Kroner prüfend an und fragte sich, ob er ihn umbringen sollte. Aber Kroner zuckte nur resigniert die Schultern und murmelte klagend: »Ich hätte nicht gedacht, daß der Krieg so lange dauern würde.«

»Er hat erst angefangen, Herr Kroner.«

Jetzt kam es. Das Alles-Bereit-Zeichen.

Er hatte eine rasche Hand, mit der er spielend hundert Buchstaben in der Minute schaffte, und in weniger als acht Sekunden war die Meldung durch. Zu kurz, um abgefangen zu werden.

Einmal jede Stunde stellte er den Empfänger ein. Die da drüben mußten erst Onkel Willy finden. Er war wie immer auf Reisen und konnte überall in Europa sein. Aber in dieser Nacht nicht. Um vier Uhr drang ein langer Schwall verschlüsselter Morsezeichen in den Kopfhörer.

Die Otter war bitter enttäuscht und wütend über Onkel Willys scheinbare Gleichgültigkeit. Er entschuldigte sich, so lange gebraucht zu haben, bis er dem Plan zustimmen konnte. Er sagte, es würde noch eine Weile dauern, bis er ein U-Boot gefunden hätte und bis das Terrain vorbereitet wäre – womit er, wie die Otter annahm, wohl meinte, daß er Zeit brauchte, um sich im mörderischen Reigen der rivalisierenden deutschen Geheimdienste die nötige Rückendeckung zu verschaffen. Die Otter saß über seinen Notizblock gebeugt und entzifferte den letzten Satz der langen Antwort. Es war ein Versprechen. *Du wirst alles haben, was Du brauchst.*

Die Otter fühlte, wie ihm das Blut aus dem Gesicht wich. Wußte Onkel Willy, was er da eben gesagt hatte? Dieser Satz entsprach Wort für Wort der letzten Meldung, die Onkel Willys Vorgänger bei der Abwehr an die Mutter der

Otter gefunkt hatte und mit der sie vom deutschen Konsulat in Wien zum Büro des Kanzlers gegangen war, wo der österreichische Bundeskanzler Dollfuß als Gefangener deutscher Patrioten verblutete, die ihn erschossen hatten, um den Anschluß zu verwirklichen. Aber »alles, was sie brauchten« kam nie – keine Truppen, keine Bombenflugzeuge, um den Coup abzuschließen. Deutschland hatte 1934 das Unternehmen einfach abgeblasen, und die Patrioten wurden gehenkt – vier Männer und jene fanatische Deutsch-Italienerin, die Onkel Willys Geliebte und die Mutter der Otter gewesen war. Von ihrem offenen Grab hatte Onkel Willy ihn fortgeführt...

Die Otter fuhr sich mit den Fingern über das Gesicht. Die Strumpfmassage klebte von Schweiß. Er hantierte nervös am Sendegerät. Hatte Onkel Willy eine Ahnung, wie gefährlich er bloßgestellt war? Er begann, den Telegrafenschlüssel zu betätigen, und berührte die heiße Röhrenverschalung. Er zuckte zurück, aber der brennende Schmerz in seinen Fingern war Wirklichkeit. Als er wieder nach dem Stromschalter griff, nahm er den Geruch der heißen Röhren und des feuchten Kellers wahr. Gleichzeitig spürte er die Kälte auf seinem schweißdurchtränkten Gesicht. Alles das war Wirklichkeit. Langsam und allmählich gewann er die Fassung wieder.

Es klapperte im Empfänger. Die Otter schaute auf seine Finger und stellte fest, daß er unzusammenhängendes Zeug gesendet hatte. Um Onkel Willy nicht zu beunruhigen, sandte er eine rasche Meldung in klarem Text. *Wo ist der junge K.?*

Die Antwort kam sofort, und die Otter sah mit einiger Erleichterung, daß Onkel Willy die dünnen Fäden seiner Sicherheit immer noch fest in Händen hielt. Als Kroner erwachte, während die Otter das Gerät auseinandernahm, war die Spannung vorüber. »Ich habe mich über Ihren Sohn erkundigt. Er kämpft mit dem Afrika-Korps.«

»Bei Rommel?« sagte Kroner. »Das ist eine Ehre.«

»Das will ich meinen.«

Als er in seinem Unterschlupf in Harlem ankam, dachte er über Kroner nach. Das Funkgerät war wertvoll. Lebenswichtig sogar, falls er DeVilleneuves Gerät nicht mehr benutzen konnte, was zu befürchten war. Und eigentlich ging nur Kroner ein Risiko ein, denn es stimmte ja schließlich, daß Kroner nichts von der Otter wußte, außer der Tatsache, daß sie existierte. Er kannte seinen Code nicht, wußte nichts von van Slough, von seinen Plänen und hatte keine Ahnung, daß seine Funkmeldungen ausschließlich für Admiral Wilhelm Canaris bestimmt waren. Wahrscheinlich hatte er sogar noch nie den Namen Canaris gehört.

Die Otter ging zum Eisschrank und mixte sich einen Scotch mit Milch. Selbst wenn er Kroners Funkgerät nie mehr benutzen sollte, war es ihm psychologisch wichtig zu wissen, daß es da war. War es nicht seltsam? Als er noch über all seine Funkverbindungen verfügte, hatte er einen engeren Kontakt zu Onkel Willy jenseits des Ozeans als zur Zeit, da seine Mutter lebte.

Onkel Willy konnte diesmal nicht helfen. Mit dem U-Boot würde es noch eine Weile dauern. Die *Seehund* würde erst kommen, nachdem die Bergungsleute den Entschluß gefaßt hatten, den Arbeitsraum im Heck abzudichten. Die Otter war wieder dort, wo er begonnen hatte. Allein in New York, wartend, auf die Entscheidung der Bergungsleute angewiesen.

Es war sogar noch schlimmer als zu Beginn. DeVilleneuve schien geplatzt zu sein. Eine Funkmöglichkeit weniger. Ganz sicher war es natürlich nicht, aber Nachforschungen könnten sich als gefährlich erweisen. Sein Funkgerät mußte er abschreiben. Was den Franzosen selbst betraf, so hatte er, falls er geplatzt war, wahrscheinlich bereits das einzige getan, was er ihm antun konnte – dem Feind erzählt, daß die Otter existierte. Es wäre sinnlos, ihn oder Kroner zu töten und sich damit einen Mord mit all dem Rattenschwanz von Zeitungsgeschichten und polizeilichen Untersuchungen aufzuhalsen. Sollte der Feind sich nur fragen, warum er nicht aufgetaucht war. Und an dem Mord des Luftschutzwarts herumrätseln. Deutsche Agenten ermorden keine Luftschutzwarte. Nur daß er in New York lebte, mußte dem Feind inzwischen bekannt geworden sein.

Weatherburn beobachtete den Dienstboteneingang auf der Park Avenue von einem unauffälligen Wagen aus. Mark St. George bewachte die Hintertreppe auf DeVilleneuves Stockwerk. Er verhielt sich völlig reglos bis auf ein gelegentliches Öffnen und Ballen der Fäuste, was weniger seiner Ungeduld als seinem Wunsch, den Körper entspannt zu halten, entsprach. Duncan wartete in der Wohnung mit DeVilleneuve und Elise.

Sie waren nach zwei Uhr zurückgekehrt, als das Restaurant, in das die Otter sie geschickt hatte, geschlossen wurde. Mit dem Fortschreiten der Nacht waren die Franzosen immer nervöser geworden. Die Otter hatte sich nicht gezeigt und auch nicht wieder angerufen.

»Sie müssen mir glauben. Er hat es immer so gemacht.«

»Wir glauben Ihnen.«

»Er sagte, er würde in einer Stunde kommen, und ich habe Sie sofort angerufen.«

»Wir wissen, daß er sich gemeldet hat«, sagte Duncan. Er und DeVilleneuve sprachen englisch, was Elise offenbar nicht verstand.

»Ich habe es bestimmt nicht erfunden«, beteuerte DeVilleneuve.

»Das wäre auch eine große Dummheit von Ihnen gewesen.« In der langen Nacht, die hinter ihnen lag, hatten Elises Schmolllippen ihn an den Rand des Wahnsinns gebracht. Es schien ihr überhaupt nicht zu gefallen, wie DeVilleneuve in der kritischen Situation alle Haltung verlor. Das Mädchen musterte ihn mit prüfenden Seitenblicken.

Das Telefon klingelte. DeVilleneuve nahm auf ein Zeichen Duncans den Hörer ab. Er hörte aufmerksam zu, und sein aristokratisches Gesicht zeigte sich sichtlich enttäuscht.

»Es ist für Sie.«

»Ja?«

»Geht zu Bett«, sagte Cordi. »Er hat noch einen anderen Sendeempfänger. Wir haben Bruchstücke der Übertragung in der Oststadt geortet.«

»Wo?«

»Der Peilwinkel war zu flach und schließt ein weites Gebiet ein. Weatherburn meint, wir sollten es einstweilen aufgeben.«

»Glaubt er, wir haben ihn aufgescheucht?« fragte Duncan.

»Er glaubt, jemand müsse es getan haben.«

Cordi legte auf und warf einen Blick auf die Aufzeichnungen, die sie von der Sendung gemacht hatte. Ein Gewirr von Ziffern ohne Sinn und Bedeutung. Und dann ein paar seltsame Sätze in klarem Text. Eine Art von Code.

Wo ist der junge K.? war nach Deutschland gesendet worden. *Nordafrika* hatte die Antwort gelautes. Cordi ging zu Bett. Sie nahm sich vor, früh am Morgen in die Lagerhäuser in Brooklyn zurückzukehren, obgleich sie den Verdacht zu hegen begann, daß die Otter sich einen anderen Ort als ein Lagerhaus ausgesucht hatte, um seinen Sprengstoff in die Frachtschiffe des von Tom begleiteten Konvois zu schmuggeln.

Sie hörte Weatherburn und Mark eine Weile später in die Suite kommen, blieb jedoch im Bett. Sollten sie sich nur mit den Funkmeldungen herumplagen. Sie war auf einer besseren Spur. Aber sie durfte nichts außer acht lassen. Weatherburn begann zu brüllen.

Einen Straßenblock hinter DeVilleneuves Haus hatte man die Leiche eines Mannes gefunden. Zuerst schloß man auf einen Raubüberfall, aber dann entdeckte die Polizei, daß es sich um einen Luftschutzwart handelte.

»Die verdammten Idioten«, hörte sie Weatherburn sagen. »Erst einmal jagen sie mich aus meiner Deckung, und dann läuft einer von ihnen der Otter in die Arme und schreckt ihn fort. Und die Polizei braucht drei Stunden, bis sie die Leiche findet. Wahrscheinlich ist der Kerl bereits auf dem Wege nach Deutschland.«

Mark beruhigte ihn allmählich, und Cordi hörte nicht mehr zu.

Steven Gates kam ihr in den Sinn, als sie in den Schlaf dümmerte. Mark hatte ihn ausgerechnet auf der ausgebrannten *Normandie* gefunden. Immerhin recht seltsam. Er war dort als gewöhnlicher Arbeiter beschäftigt. Und seltsamer noch: Rik van Slough war dort auch tätig; er war im Krieg reich geworden und leitete ein Bergungsunternehmen. Weatherburn hatte gerüchtweise erfahren, daß Rik irgendwelche Verbindungen zum Schwarzmarkt unterhielt.

Das Seltsamste von allem war, daß Steven und sein Schwager für Rik arbeiteten. »Das schließt doch wohl den Kreis«, hatte Weatherburn gesagt.

15

Buden und Werkschuppen standen dichtgedrängt auf der Steuerbordseite der gekenterten *Normandie* und wirkten wie eine Barackensiedlung auf einem zerschossenen Hügel. Überall schlängelten sich elektrische Leitungen, Preßluft- und Wasserschläuche. Die Aufbauten waren bis zur Wasserlinie abgerissen und das Promenadendeck freigelegt, das senkrecht aus dem Abstandswasser ragte. Eine Reihe von Leichtern und Schuten erstreckte sich längs des Rumpfes. Die Kräne luden immer noch Wrackteile in einige von ihnen ab, aber in die meisten wurde von einem Dutzend aus den Deckluken hängender dicker Schläuche Schlamm gepumpt. Der Bergungsort hallte von dem Dröhnen der Saugmotoren wider, die Schlick und Glasstücke in die Kähne spien.

Gates stand an einem Poller am Rand der Mole, den Rücken an den Zaun gelehnt, und sah droben dem Schichtwechsel zu, während sich der Himmel und das Wasser im Licht der untergehenden Sonne rot färbten. Im Getöse der Pumpen hörte er Schritte auf sich zukommen, und ihr vertrauter Rhythmus klang ungewohnt in dieser Umgebung. Zuerst sah er die dicke Aktentasche, dann seinen Onkel, der um den Poller trat und mit einem ernsthaften Lächeln auf ihn hinunterblickte.

»Guten Tag, Steven.«

Gates sprang auf und ergriff Princes Hand. »Was tust du hier? Wie geht es dir?«

»Mir geht es gut. Ich suchte dich.«

Gates trat einen Schritt zurück. »Wie hast du mich gefunden?«

»Die Wachen sagten mir, man treffe dich hier gewöhnlich nach dem Schichtwechsel an.«

»Du siehst müde aus«, sagte Gates und fragte sich, ob er es wagen sollte, Prince zu bitten, ihm bei seinem Versuch, Ober zu umgehen, behilflich zu sein.

Prince räusperte sich und wollte etwas sagen, schien es sich aber anders überlegt zu haben. »Darf ich mich setzen?«

»Hier hast du ein Brett für deinen Rücken.« Gates lehnte ein Brett an den Zaun und bot seinem Onkel die Hand, als dieser sich niederließ. Gates setzte sich neben ihn.

»Danke.«

Sie saßen eine Weile schweigend da und sahen zu, wie der Schlamm in die Kähne auf dem rötlichen Flußwasser strömte.

»Verdammt noch mal, Steven«, sagte Prince plötzlich barsch. »Kommen wir auf deine Arbeit zurück.«

»Aber du sagtest doch...«

»Es muß ja nicht für mich sein. Arbeite, für wen du willst. Aber in *deinem* Fach. Bitte. Komm zurück.«

»Sowie die *Normandie* gehoben ist.«

»Himmelherrgott, Steven, du bist genauso unverantwortlich wie dein verdammter Vater.«

Gates war schockiert. In all den Jahren hatte sein Onkel nie ein einziges Wort gegen seinen Vater hervorgebracht.

»Du läufst davon, genau wie er...«

»Er hatte nichts mehr, als die Börse zusammenbrach.«

»Er war nicht der einzige. Wir haben alle verloren.«

»Er war ein Neuerer und setzte zuviel aufs Spiel. Und als er alles so rasch verlor, war es halt zuviel für ihn...«

»Hat deine Mutter dir das erzählt?«

»Ja. Er hat praktisch allein das ganze Maklergeschäft umgewandelt. Vielleicht schmerzt es mehr, wenn man aus der Höhe stürzt...«

»Das Maklergeschäft umgewandelt? Was willst du damit sagen?«

»Er hat als erster die Nützlichkeit des Telefons erkannt«, verteidigte sich Gates. »Das weißt du doch, Onkel Richard. Er hat die Aktien unter die gewöhnlichen Leute gebracht.«

»Einen Hexenkessel hat er betrieben.«

»Einen Hexenkessel?«

»Er hat fünfzig raschzüngige Verkäufer um einen Tisch voller Telefone gesetzt, und sie haben jeden im Telefonbuch angerufen und ihnen wertlose Aktien zu hohen Preisen angedreht.«

»Ich weiß, was ein Hexenkessel ist. Das hat er nicht getan.«

»Ich habe es mit eigenen Augen gesehen«, sagte Prince. »Sah eher wie ein illegales Wettbüro aus, nur ging es noch weniger ehrlich zu.«

Gates war wie benommen. Er wünschte, sein Onkel hätte das nicht gesagt.

»Dein Vater wollte sich in Lloyd's Neck auf das Haus Geld leihen. Aber es gehört zur Hälfte mir, und er konnte es deiner Mutter nicht ohne meine Einwilligung wegnehmen.«

»Ich hatte mich immer gefragt, warum es uns geblieben war«, stammelte Gates.

»Er schleppte mich zur Wall Street, um mir die Firma zu zeigen – da sah ich es –, und er wollte mich überreden, ihm zu helfen. Es wäre ohnehin zwecklos gewesen. Die Firma war bereits durch Prämienrückgaben ausgelaugt. Er war schlimmer dran als seine gierigsten Kunden. Dein Vater war eigentlich nicht wirklich gierig. Er war nur ein großes Kind. Dein Großvater war ein harter alter Seeräuber und dein Vater der verwöhnte Sohn eines Seeräubers... Und jetzt sage mir, Steven, ob du wieder deine Arbeit aufnehmen willst.«

War er deshalb so pflichteifrig dem Beispiel seines Onkels gefolgt? War sein Ruhmstreben nichts anderes gewesen als eine Weigerung, der Sohn eines Piratenkindes zu sein? Hatte er deshalb den Wunsch, seinem Onkel *ja* zu sagen? Die *Normandie* zu verlassen und die Partnerschaft wiederaufzunehmen? Wäre ein *Nein* nichts weiter als Starrköpfigkeit, ein Versuch, aus der vorgezeichneten Bahn zu brechen?

»Ich kann es nicht, Onkel Richard. Es tut mir leid.«

Richard Prince fuhr sich mit der Hand über das graue Haar, stand auf, stellte seine Aktentasche nieder und klopfte sich den Staub von der Hose.

»Und wenn du eingezogen wirst? Du könntest einen Marschbefehl bekommen.«

»Die Kommission hat mich einstweilen zurückgestellt, weil ich hier unabkömmlich bin.«

»Na schön.« Er ging weg.

Gates zuckte die Schultern. Auf seine Art führte er auch einen Krieg. Und sein Feind, der Zerstörer der *Normandie*, war ein Mensch aus Fleisch und Blut. Er kannte die Navy und wußte, wie schwer es dieser riesigen und anonymen Organisation fallen würde, ihren Zorn auf einen einzigen Mann zu richten. Admiral Anderson war, was Gates betraf, auch nichts weiter als ein Bösewicht. Typischerweise war er befördert worden. Mit Rache war da nichts mehr auszurichten. Aber ein Saboteur, der frei in der Stadt herumlief. . .

Er haßte es, mit seinem Onkel Streit zu haben, und er wollte nicht mehr daran denken. Viel angenehmer war es, sich in Gedanken mit Cordi Grey zu beschäftigen.

Sie und die *Normandie* waren in seiner Erinnerung eng verbunden, unzertrennlich verwoben. Er ging zu seinem Mietshaus zurück, grübelte über ihr gemeinsames Glück nach, das in eine ebenso weite Ferne gerückt war wie der Traum von der *American Glory*.

Jim Tweed saß auf den Stufen seines Hauses, wie er es oft am Abend tat, auf die Ellbogen gestützt, vorbeigehenden Bekannten zunickend, hübsche Frauen anlächelnd. Er hatte sich mit Gates schon einige Male über Schiffe unterhalten. »Es ist zwar ein bißchen kalt für ein Bier, aber Sie sind herzlich eingeladen«, sagte er.

»Untersuchen Sie immer noch den Brand der *Normandie*?« fragte Gates ohne Umschweife.

»Wir haben die Liste der Verdächtigen so ziemlich erschöpft. Falls man Leute wie Ihren Schwager wirklich als Verdächtige bezeichnen kann. Ich glaube, der Hauptmann war recht froh, sich aus der Sache zurückzuziehen, nachdem der ONI entschieden hat, daß es keine Sabotage war.«

»Die beim ONI wissen nicht, wovon sie reden. Ich habe sie auf die beste Spur hingewiesen, die sie bisher hatten, und sie wußten nichts damit anzufangen.«

Tweed machte ein gleichgültiges Gesicht und nippte an seinem Bier.

»Erinnern Sie sich noch, wie ich Ihnen erzählte, daß ich einige Luken und Türen öffnete, um das Löschwasser aus dem Schiff zu lassen?«

»Ich erinnere mich.«

»Nun, ich hatte mir schon immer gedacht, daß jemand die von mir geöffneten Luken und Türen wieder zugemacht hat.«

Tweed blickte einem vorbeifahrenden Wagen nach.

»Ich bin getaucht, und ...«

»Getaucht?«

»Ja. Ein paar Taucher haben mich mitgenommen. Es war völlig ungefährlich.«

»Wenn Sie meinen. Möchten Sie ein Bier?«

»Nein, danke ... und da habe ich also dem ONI von den Türen und Öffnungen auf dem Promenadendeck berichtet. Als wir tauchten, fand ich auch die Tür eines großen Schotts verschlossen. Eine Tür, die ich selbst geöffnet hatte.« Er wartete, aber Tweed sagte nichts. »Eine Tür, die ich geöffnet und offen festgeschraubt hatte, war wieder verschlossen. Darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Ich habe den ONI sofort benachrichtigt, man dankte mir für den Hinweis – und jetzt wird auf einmal in diesem Bericht behauptet, es sei keine Sabotage gewesen. Ich kann es nicht glauben.«

Tweed sagte: »Kann ich mich auf Ihr Wort verlassen, daß es dieselbe Tür war?«

»Absolut.«

Tweed schwieg eine Weile und holte sich dann noch eine Dose Bier. Als er zurückkam, sagte er: »Steven, Sie dürfen nicht vergessen, wie verrückt es bei dem Brand zuging. Flammen und Qualm machen die Leute kopflos, und sie tun die komischsten Dinge. Sie wissen ja, wie manche in brennende Gebäude zurückrennen. Wie können Sie da so sicher sein, daß es dieselbe Tür war?«

»Ich habe sechs Überfahrten auf diesem Schiff gemacht. Im College habe ich die Pläne der *Normandie* mit dem gleichen Eifer studiert, mit dem ein Theologiestudent die Bibel liest. Vor dem Krieg habe ich für die Navy einen Bericht über sie verfaßt, und ich war auch an den ersten Umbauarbeiten beteiligt. Ich kenne dieses Schiff besser als jedes andere, außer jenem, das ich einmal bauen möchte. Ich kenne es so gut, wie Sie Ihr Haus kennen.«

»Sie glauben also, es war dieselbe Tür.«

»Ohne den geringsten Zweifel.«

»Interessant.«

»Da haben Sie verdammt recht.«

»Und was wollen Sie nun tun?« Tweed lehnte sich weiter zurück und lächelte einem hübschen Mädchen zu.

»Ich weiß nicht. Die ONI will nichts mehr darüber hören.«

»Mit wem haben Sie dort gesprochen?«

»Kapitänleutnant Percy Ober. Kennen Sie ihn?«

»Habe von ihm gehört. Der weiß, wie man vorwärtskommt. Ein richtiger Strebertyp.«

»An wen soll ich mich wenden? An Ihren Hauptmann?«

»Sie können es ihm erzählen«, sagte Tweed. »Aber für ihn ist der Fall abgeschlossen. Wie für jeden anderen. Der Krieg bringt neue Aufgaben.«

»Aber wenn es ein Saboteur war...«

»Dann ist er bestimmt noch da«, beendete Tweed den Satz für ihn.

»Könnten Sie nicht etwas tun?«

»Mein Chef gibt mir alle Hände voll zu tun, Steven. Wir müssen jeden Brand und jeden Unfall untersuchen, der mit dem Krieg zu tun hat. Alles, was im Hafen passiert, ist lebenswichtig. Wenn ein Kranführer einen Kater hat und eine Ladung Schrott auf einen Schlepper fallen läßt, müssen wir uns vergewissern, daß er kein Nazi ist. Das gleiche gilt für alle Brände, Entgleisungen und Explosionen. Ich bin immer noch mit dem Brand auf dem Pier an der Dreiundvierzigsten Straße beschäftigt.«

»Von dem es in den Zeitungen hieß, es sei keine Sabotage gewesen?«

»Das schreiben sie über jeden Brand. Sie müssen es, weil Krieg ist, aber wir müssen ganz sicher sein. Hätte sich dieser Pierbrand über die Straße ausgebreitet, so wären die Landungsbrücken der Fähre zerstört worden.«

»Sie glauben also, daß es einen Saboteur in New York gibt.«

»Eher eine ganze Bande.«

»Naziagenten?«

»Eher ein paar Irre, vielleicht auch einige Fanatiker vom Bund. Aber an einen wirklichen deutschen Spion glaube ich nicht.«

»Könnten Sie mir nicht irgendwie helfen?« fragte Gates abermals.

»Ich werde ein bißchen herumschnüffeln...« Tweed beobachtete den Straßenverkehr. »Die Wagen sehen langsam alt aus«, sagte er. »Sie können eine Menge Leute anrufen, die ich ohne Haftbefehl nur nach wochenlangem Warten erreichen würde. Leute von der Navy. Regierungsbeamte. Reiche Leute. Sogar einige der verrückten Freunde Ihres Schwagers. Falls Sie wirklich etwas herausfinden wollen, ziehen Sie Erkundigungen ein. Machen Sie sich Ihr Wissen zunutze. Aber sind Sie auch wirklich sicher, was die Tür anbetrifft?«

»Da bin ich sicher.«

»Haben Sie je etwas über diesen Fahrstuhl in Erfahrung gebracht? Sie sagten doch, es könnte einer unten im Schacht sein.«

»Ich war dort«, sagte Gates. »Aber niemand glaubt, daß es von viel Bedeutung ist.«

»Wie mir scheint, haben Sie vier Ermittlungsgebiete.«

»Vier?«

»Nehmen wir sie in der Folge ihrer möglichen Ergebnisse... Die Leute mit den Brennern, die tatsächlich den Brand auslösten. Der Grund, aus welchem die Schwimmwesten so vorzeitig an Bord gekommen sind. Wer hat den Frachtaufzug im Vorderteil des Schiffes zum Motoren-deck gebracht? Und wer hat die Tür geschlossen, die Sie angeblich geöffnet hatten?«

Gates schaute ihn an. »Darf ich...?«

»Mit mir darüber sprechen? Gewiß. Mich um Rat fragen? Gewiß. Meinen Namen erwähnen? Nein.«

»Wo fange ich an?«

»Zuerst einmal ziehen Sie sich saubere Kleidung an, zum Donnerwetter, und benehmen Sie sich wie das, was Sie sind.«

Als die Tender der Navy sich anschickten, eine Taucherstation im Heck der *Normandie* zu errichten, wußte die Otter, daß die Zeit kritisch würde: Die Besichtigung des Schiffszustands rückte heran. Das Tauchen in einem Helmanzug war

jetzt unmöglich geheimzuhalten – man brauchte dazu einen Mann an Deck mit Leinen und eine Druckluftpumpe –, und deshalb dachte sich die Otter ein Mittel aus, wie er in aller Öffentlichkeit tauchen konnte.

Während der Nacht sammelte er Ketten auf dem Wrack ein und warf sie ins Wasser im Heckraum des Wracks. Dann warnte er den zuständigen Besichtigter, er habe einen Haufen Ketten auf dem Boden entdeckt und sei bereit, diese gefährliche Ausräumarbeit selbst durchzuführen, weil kein Taucher diesen Teil des Schiffes so gut wie er kannte.

Er tauchte mit einem Unterwasserschweißbrenner. Dazu brauchte er mehrere Tage, in denen er jedes Hilfsangebot mit der Begründung verweigerte, daß es für mehr als einen Mann zu gefährlich sei. Die Ingenieure waren van Slough für die Gelegenheit dankbar, ihre überbeanspruchten Taucher anderswo auf dem Wrack einsetzen zu können.

Nachdem er den Heckraum als gesichert erklärt und zum Beweis die von ihm heimlich ins Wasser geworfenen geschnittenen Kettenstücke gezeigt hatte, schickten die Ingenieure ihre eigenen Taucher hinunter. Die Männer verbrachten einen Tag im schwarzen Wasser und berichteten dann, daß eine Anzahl von Spanten auf dem A-Deck spurlos verschwunden waren und daß ihr Fehlen die Struktur des Rumpfes schwächte. Die Ingenieure nahmen an, die Spanten seien aus irgendeinem Grunde während des chaotischen Umbaus entfernt worden, und man erging sich wieder einmal in Flüchen über die Idioten, die das Schiff hatten ausbrennen lassen und die für die ganze Schweinerei der offestehenden Türen, Schutts und Ladeluken, der von Trümmern übersäten Decks und der Gerüste, die die abzudichtenden Lecks blockierten, verantwortlich waren.

Die Ingenieure erklärten die Decke des A-Decks als zu schwach, um dem hydrostatischen Druck der Pumpen standzuhalten, und beschlossen, den abgedichteten Teil des Hecks auf das B-Deck zu beschränken. Der Heckarbeitsraum mit seiner breiten Reihe von Fenstern blieb also offen. Offen für die Flut – und für das U-Boot der Otter.

Alle Berichte über den Brand enthielten die Zeugenaussagen der Männer, die mit ihren Schneidbrennern das Feuer in den Schwimmwestenballen ausgelöst hatten, und Gates bezweifelte, daß Nash oder seine Gehilfen Armstrong und Larson ihm etwas sagen konnten, was nicht bereits in den Protokollen der Untersuchungskomitees des Repräsentantenhauses, des Senats und der Navy stand.

Tweeds vorgeschlagenes zweites Ermittlungsgebiet schien mehr zu versprechen. Warum waren die feuergefährlichen Kapok- und Juteballen vorzeitig an Bord der *Normandie* gebracht worden?

Gates erklärte Rik van Slough, er wolle einige Zeichenarbeiten im Büro machen, und bat, in die von vier bis zwölf tätige Schicht versetzt zu werden. Van Slough sagte, er habe nichts dagegen . . . seine besseren Arbeiter seien meist Familienväter, die die Tagesschicht vorzogen, und Gates könne eigentlich mit seiner begeisterten Hingabe um die Bergung der *Normandie* den dadurch etwas hinkenden Arbeitsrhythmus wieder ausgleichen.

Gates rief die Leute an, die er im Hauptquartier des Dritten Marinedistrikts kannte, und wurde auf einen jungen Leutnant im Beschaffungsbüro verwiesen, der, wie man ihm sagte, irgendwie mit dieser Lieferung vertraut sein mußte. Er lud ihn zu einem großzügigen Mittagessen ein, und beim Kaffee fragte Gates: »Könnten Sie mir Fotokopien von den Bestellungen und Lieferscheinen der Schwimmwesten besorgen?«

Die elftausend Schwimmwesten aus Kapok waren von Lastwagen angeliefert worden, was Gates interessierte, weil derartig schwere und umfangreiche Ladungen viel leichter mit Binnenschiffen befördert werden konnten, besonders wenn sie für ein Schiff bestimmt waren. Die Navy hatte die Schwimmwesten bei einem Fabrikanten in Brooklyn bestellt, bei der Firma Reliant Flotation, einer großen Seilerei,

die die Navy seit Jahrzehnten mit Tauen, Seilen, Schiffskabeln, Korkschwimmern, Flößen und Schwimmwesten beliefert hatte und die ihre Produktion verdreifachte, um den Kriegsaufträgen nachzukommen.

Auf Empfehlung eines gemeinsamen Freundes bei der Marinebehörde traf Gates sich mit einem gesprächigen Produktionsmanager der Reliant. Die Schwimmwesten, die ursprünglich für einen anderen Kunden bestimmt waren, wurden direkt aus dem Lager geliefert, weil es sich um einen dringlichen Auftrag handelte und man die Navy bei einem so großen Einkauf nicht enttäuschen wollte.

»Und das alles für ein einziges Schiff. Nie im Leben hatten wir einen so großen Auftrag.«

»Wieviel Zeit hat man Ihnen gegeben?« fragte Gates.

»Keine. Ich mache keinen Spaß. Das Schiff sollte ursprünglich am Ersten des Monats nach Boston auslaufen. Februar, nicht wahr? Die Navy schien zuerst beabsichtigt zu haben, die Schwimmwesten dort bei einer Firma in Boston einzukaufen. Aber das Schiff lief am Ersten nicht aus. So bekamen wir den Auftrag am Dritten oder Vierten. Nach der telefonischen Bestätigung, daß wir liefern konnten, wurde uns der schriftliche Auftrag per Boten zugestellt. Ich nehme an, man bestellte die Schwimmwesten bei uns, um die Verspätung einzuholen. Schablonenbeschriftung und so weiter wollten sie nicht. Nur eine möglichst rasche Lieferung. Sofort. Ich glaubte, wir würden es nie schaffen.«

»Haben Sie sie deshalb per Lastwagen geliefert?«

»Nein. Das war eine Schnapsidee der Navy.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

Der Mann zuckte die Schulter. »Haben Sie schon mal für die Navy gearbeitet?«

»Natürlich. Sie kauft Schiffe.«

»Na schön, dann will ich die Navy zwar nicht schlechtmachen, aber Sie wissen so gut wie ich, daß die Leute da manchmal ziemlich blöde Sachen machen.«

»Öfter als manchmal«, sagte Gates. »Was meinen Sie?«

»Wir bringen also elftausend Schwimmwesten zum Pier da unten. Und wir wollen sie gerade in den ersten besten leeren Leichter verladen, als jemand bei uns im Hof einfährt. Und wissen Sie, wer?«

»Wer?«

»Irgendein schräger Fuhrunternehmer mit zehn der erbärmlichsten Lastwagen, die Sie sich vorstellen können, und einem ganzen Stapel Auftragspapieren von der Navy. Wir verladen in die Leichter, und irgendein Clown von der Behörde schickt uns Lastwagen. Ich gehe ans Telefon und brülle, und man sagt mir, es sei nun einmal so. Also schleppen wir die elftausend Schwimmwesten durch das Gebäude zurück in den Vorhof und in die Lastwagen. Natürlich ging nicht alles rein, und wir mußten einen Mann die ganze Nacht Wache stehen lassen, um auf das herumliegende Zeug aufzupassen. Zwei Tage haben sie gebraucht. Selbst wenn die Kerle bei der Navy die Papiere nicht als dringlich abgestempelt hätten, wäre es auf normalem Wege schneller gegangen. Und dann schaffen sie alles in den Hauptsalon und lassen das Schiff abbrennen. Was soll man da noch machen?«

»Die Schwimmwesten sind also doch noch vorzeitig an Bord gekommen?«

»Weil niemand auf dem Schiff wußte, daß sie überhaupt kommen würden.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Falls sie es gewußt hätten, wären sie doch vorbereitet gewesen, nicht wahr?«

»Wurden sie bezahlt?« fragte Gates.

»Klar. Es war ja nicht unsere Schuld, daß sie verbrannten.«

»Könnten Sie mir die Rechnung zeigen?«

Gates verglich sie mit der Fotokopie, die der junge Leutnant ihm gegeben hatte. Sie sahen gleich aus. »Ist das die Rechnung, die Sie mit den Schwimmwesten schickten?«

»Jawohl. Und hier ist die Bestellung, die wir von der Navy bekamen. Was haben Sie denn da?«

»Fotokopien.«

»Wozu?«

»Nur, um einige Dinge nachzuprüfen.«

Der Produktionsmanager nahm seine Papiere zurück.
»Sonst noch etwas?«

»Nein, vielen Dank. Sie haben mir sehr geholfen.«

»Wissen Sie, was? Ich weiß nicht, ob Sie derjenige sind,

der Sie zu sein behaupten, aber unsere Firma ist seit langem mit der Navy im Geschäft, und so soll es auch weiterhin bleiben. Was die Navy bei Reliant bestellt, bekommt sie. Höchste Qualität und genaue Anzahl. Ich weiß, daß Sie nur Ihre Pflicht tun, wenn Sie alles nachprüfen, aber klopfen Sie lieber mal den neuen Knaben auf die Finger, die seit Pearl Harbor aufgetaucht sind. Wir sind lange vor dem Krieg im Geschäft gewesen und werden es auch danach noch sein.«

Gates lud den Leutnant noch einmal zum Mittagessen ein.

»Die Kopie der Bestellung bei der Firma Reliant trug den Stempel ›Dringlich‹ und die Unterschrift E.M. Wer ist E.M.?«

»E.M.? Niemand, den ich kenne. Muß der Versandmanager gewesen sein. Nur der hat diesen Stempel. Ach ja, Ed Mullaney. Der ist seit sechs Monaten nicht mehr im Beschaffungsamt. Er war schon fort, bevor ich aus diesem Zweig der Behörde versetzt wurde.«

»Wo ist Mullaney jetzt?«

»Da bin ich überfragt. Vielleicht wurde er eingezogen.«

»War er nicht bei der Navy?«

»Nein, Zivilbeamter... Wie kommen Sie mit der *Normandie* vorwärts?«

»So einigermaßen.«

Gates verbrachte eine Woche mit Telefonanrufen, Nachforschungen im unteren Manhattan, Anfragen bei alten Freunden in der Navy über den Verbleib des Versandmanagers, der die an die Reliant geschickte Bestellung mit »Dringlich« abgestempelt hatte. Die Leute waren hilfsbereit, aber sehr beschäftigt, und oft dauerte es Stunden, bis er jemanden erreichte. Mullaney war nicht eingezogen worden, hatte auch New York nicht verlassen, jedoch seitdem bereits dreimal die Stelle gewechselt. Das war ein Verhalten, das man vor dem Krieg als ein Zeichen von Unbeständigkeit gewertet hätte.

Mullaney tauchte endlich in der Abteilung Hafenverkehr der Dienststelle des Dritten Distrikts auf, die die Schiffe der

US-Navy und der Alliierten mit Lotsen, Schleppern, Piers oder Ankerstellen, militärischer Ausrüstung, Treibstoff, Proviant und Reparaturdiensten versorgte. Als Gates sich schließlich nach langem Zureden bis in das hektisch lärmende Büro vorgedrängt hatte, brachte er aus Mullaney nichts weiter raus, als daß E. M. auf den Bestellungen wirklich Ed Mullaney bedeutete.

Gates rief im Beschaffungsamt des Dritten Distrikts an, wo die Bestellung für die Schwimmwesten ursprünglich erteilt worden war. Er sagte, er sei Steven Gates von der Firma Prince und Gates, und er habe eine Frage.

»Aber gern, Mr. Gates.«

»Ich versuche, eine Rechnungsnummer nachzuprüfen.« Die Kopien der Bestellungen, die ihm der Leutnant gegeben hatte, waren nicht mit »Dringlich« abgestempelt, während die Kopien bei der Reliant es waren. Er wollte die Originalbestellung sehen.

»Erwarten Sie eine Lieferung?«

»Es handelt sich um etwas, das wir im letzten Winter bekamen. Oder hätten bekommen sollen.«

»Wie war die Nummer?«

Gates las ihm die Rechnungsnummer vor. »Ja, das liegt eine Weile zurück. Soll ich Sie zurückrufen?«

»Ich warte.«

Er warf zwei weitere Münzen in den Fernsprechautomaten in der Halle seiner Absteige.

»Sind Sie noch da?«

»Ja. Haben Sie es gefunden?«

»Ich habe die Nummer, aber ich weiß nicht, was es mit Ihnen zu tun haben sollte.«

»Wieso?«

»Es handelt sich um Schwimmwesten. Elftausend Stück.«

»Das klingt ein bißchen seltsam. Für welches Schiff waren sie bestimmt?«

»Die *Lafayette*.«

»*Lafayette*?«

»Ja, Sie wissen doch. Das, was letztes Jahr ausgebrannt ist. Die *Normandie*.«

»Natürlich weiß ich das«, sagte Gates. »Es war im Februar. Wir waren dort auch beschäftigt, aber wir haben keine Schwimmwesten bestellt. Da muß ein Irrtum vorliegen.«

»Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll, Mr. Gates.«

»Kann ich vorbeikommen und es mir ansehen?«

»Ich habe die Papiere nicht hier. Ich habe nur in den Versandberichten nachgeschlagen.«

»Wo sind die Papiere?«

»Wir haben all das alte Zeug in die Ablage nach Queens geschickt.«

»Aber Sie könnten sie anfordern, nicht wahr?«

»Das dauert eine Woche. Warum prüfen Sie Ihre Nummern nicht noch einmal nach?«

»Ich müßte sie wirklich einsehen . . . soll ich mich an Ihren Vorgesetzten wenden?«

»Nein, ich besorge sie Ihnen schon.« So eine Nervensäge, sagte sich der Beamte.

»Kann ich am Montag vorbeikommen?« fragte Gates, entschlossen, die offenbare Angst des Mannes vor seinem Vorgesetzten zu seinem Vorteil zu nutzen.

»Gut, aber sagen wir lieber Dienstag. Und vergessen Sie nicht, nach mir zu fragen. Hier geht es nämlich ziemlich verrückt zu, und niemand würde wissen, was Sie wollen.«

»Gewiß . . . wie ist Ihr Name?«

»Walsh. Glenn Walsh.« Da werde ich für jemanden den Arsch hinhalten müssen, sagte er sich dann. Vielleicht kostet es mich sogar das Leben.

17

Du bist zu lebenswichtig, um mit deinem Netz in Verbindung gebracht werden zu dürfen.

Das war Onkel Willys erste Regel, und die Otter hielt sich daran.

Der einzige Kontakt, den die Otter mit Larson und Walsh

unterhielt, war ein von ihm selbst betätigtes Einwegsystem. Weder der Brandstifter noch der Marinebeamte konnte mit ihm Kontakt aufnehmen. Weder sein Deckname noch sein Gesicht noch sein Unterschlupf waren ihnen bekannt. Es gab auch keine Briefkästen und nichts Schriftliches. Er meldete sich bei ihnen. Wann es ihm gefiel. Ohne Warnung.

Falls sie in Schwierigkeiten gerieten, konnte er ihnen nicht helfen.

Er rettete keine Mitarbeiter, wenn sie verhaftet wurden. Er lauschte nur auf den verängstigten Ton in ihren Stimmen, der ihm verriet, daß der Feind sie gegen ihn verwendete. Sie waren nur Hilfsmittel und weniger wertvoll als die Funker, die wenigstens eine Verbindung zu Onkel Willy ermöglichen.

Falls sie Informationen hatten, konnte es warten.

Larson und Walsh waren nicht dazu da, um Informationen zu sammeln. Onkel Willy hatte sie zur Verfügung gestellt, um Unternehmen auszuführen, die die Otter plante. Daher ergab sich nur die Möglichkeit, daß die Otter sich mit dem Brandstifter und dem Beamten in Verbindung setzen konnte, und nicht umgekehrt. In diesem einseitigen Kommunikationssystem konnte es höchstens einmal passieren, daß die Otter auf einen Schlag eine Menge böser Nachrichten bekam.

Er rief Glenn Walsh in seinem Büro an, dann noch einmal in einer Telefonzelle in der South Street während Walshs Mittagspause. Die Otter führte beide Gespräche von einem Fernsprechautomaten aus. Der Marinebeamte war äußerst besorgt. Im Gegensatz zu Larson hatte Walsh keine Angst, wegen seiner Betrügereien verhaftet zu werden, aber dafür fürchtete er sehr, der Nazipartei nicht treu genug zu dienen. Walsh war ein Fanatiker, was bedeutete, daß die Otter mehr von ihm als von anderen verlangen konnte und auch verlangte. Als Onkel Willy erfuhr, daß Walsh Adolf Hitler einen persönlichen Treueeid geschworen hatte, ließ er ihm einen angeblich vom Führer unterschriebenen Brief zukommen, in welchem Glenn Walsh aufgefordert wurde, den Befehlen der Otter den gleichen Gehorsam entgegenzubringen, als wenn sie vom Führer persönlich erteilt worden wären. Walsh hatte es natürlich geglaubt.

»Ach«, platzte er heraus. »Ich dachte schon, Sie würden mich nicht mehr rechtzeitig anrufen. Irgendein Kerl will sich die Rechnungen für die Schwimmwesten ansehen.«

»So? Sie mußten sie doch bereits den Untersuchungsbeamten zeigen.«

»Aber dieser hier sagt, er sei kein Untersuchungsbeamter.«

»Für was gibt er sich denn aus?« fragte die Otter ruhig. Er stellte fest, daß es Schwierigkeiten gab und war Onkel Willy wieder einmal dankbar, ihn gelehrt zu haben, wie man Verbindungen abschneidet.

»Schiffsarchitekt. Prince und Gates. Er sagt, er sei Gates. Ich habe ihn bis Dienstag warten lassen. Was soll ich tun?«

»Ich gebe Ihnen noch vor Dienstag Anweisungen. Heil Hitler.«

Brooklyn ist eine riesige Stadt von der Größe Chicagos, und obwohl es vor allem als Wohngegend bekannt ist, mit seinen endlosen Reihen von Einfamilienhäusern – und jedes Haus schien mindestens einen Stern im Fenster zu haben, für einen Sohn in der Armee –, ist es auch ein großes Fabrik- und Versandzentrum, mit dem sich Cordi Grey im Oktober ziemlich vertraut gemacht hatte.

Sieben Monate nach dem Tod ihres Bruders hatte Cordi sämtliche Spuren jener Ladungen zurückverfolgt, die auf die vier sabotierten Schiffe seines Konvois verfrachtet worden waren. Die *British Security Coordination* war bereits zu dem Schluß gelangt, daß es einem oder mehreren Saboteuren irgendwie gelungen war, durch die Kontrollen an die Docks zu gelangen und die Sprengladungen in den Schiffen zu verbergen. Cordi hatte es auf sich genommen, alle Möglichkeiten auszuforschen. Bisher ohne Glück.

Ihre Deckung als Reporterin der BBC hatte sie so ausgenutzt, daß sie im Laufe ihrer Ermittlungen im Eric Basin und auf den Bush Terminal-Piers sogar mehrere wirkliche Radiosendungen mit Interviews und Dokumentarberichten aufgenommen hatte, die später in England ausgestrahlt wurden. Aber selbst der von Mark gesteuerte Aufnahmewagen und all die Apparate, die Duncan bewachte, vermochten

schließlich nicht mehr zu erklären, warum sie dort soviel Zeit verbrachte, und so war es nicht weiter verwunderlich, daß manche Leute sie begrüßten, als gehöre sie zu ihnen.

MacMillan, ein Getreideagent, war einer von denen, die sie interviewt hatte. Er hatte das Programm aus London auf seinem Kurzwellenempfänger gehört. Und als er sie diesmal zum Mittagessen in Manhattan einlud, war sie einverstanden. Sie saßen im Palmenhof des Plaza, weil sie auf diesem offenen und hellen Ort bestanden hatte, wo ihm nicht der Gedanke kommen könnte, daß sie eine Spionin sei. Sie fragte sich seit einiger Zeit, ob sie ihre Suche falsch angestellt habe – oder vielmehr, ob sie nach dem falschen Objekt suchte.

»Haben Sie etwas mit dem Schwarzmarkt zu tun?« fragte sie geradeheraus.

»Was? Ich?«

»Ich werde es nicht weitersagen. Ich fragte mich nur.«

»Klar, fast jeder hat mit dem Schwarzmarkt zu tun. Am Ersten jeden Monats gebe ich meinem Fleischer alle meine Fleischbezugsscheine und ein bißchen Geld dazu, und dafür bekomme ich so viele Steaks, wie ich will. Ich kenne auch Leute, die mir gegen entsprechende Bezahlung Benzin verkaufen würden. Und ich habe Freunde, die mir Kaffee verschaffen. Was wollen Sie? Zigaretten?«

»Das meinte ich nicht.«

»Ich weiß, aber weiter reichen meine Kenntnisse vom Schwarzmarkt nicht. Ich habe genügend legale Geschäfte, um glücklich zu sein.«

»Woher kriegen die Schwarzmarkthändler die Waren, die sie verkaufen?«

MacMillan zuckte die Schultern. »Gestohlenes Zeug. Und frische Farmprodukte, die sie direkt beim Bauern kaufen. Vielleicht auch einiges, was ihnen die Grossisten unter dem Tisch zuschieben.«

»Apropos unter dem Tisch zuschieben, Mr. MacMillan, das ist mein Bein und nicht das Tischbein.«

MacMillan grinste verlegen. »Verzeihung... aber wenigstens haben Sie mich nicht plump und schmutzig genannt.«

»Das war mir nur nicht eingefallen«, sagte sie, nahm ihre Tasche und die Handschuhe.

»Es tut mir wirklich leid. Was kann ich tun, um es wieder-gutzumachen?«

»Nichts, danke.« Sie erhob sich. MacMillan sprang auf, und sein fleischiges Gesicht verfärbte sich.

»Ich bitte Sie, Cordi. Seien Sie mir nicht böse. Ich will alles tun...«

»Alles?« Sie schenkte ihm ein dünnes Lächeln.

»Sie sagen es mir, Liebste, und es wird gemacht.«

»Wie wäre es mit einer Liste der Lastwagenunternehmer des Verbrechersyndikats?«

Die Otter rief Larson in der Flugzeugfabrik auf Long Island an, wo er ihm nach dem Brand auf der *Normandie* eine Stelle verschafft hatte, und hinterließ eine Nachricht. Er wollte wissen, wo Larson stand, bevor er über Walshs Problem mit Steven Gates entschied.

Larson konnte sich brüsten, ein ausgezeichnete Mechaniker zu sein. Er hatte eine natürliche Führerbegabung, war inzwischen Vorarbeiter geworden und behauptete, eine ganz große Sache vorzubereiten. Zu langsam, wie die Otter fand, aber vorläufig sollte der Rotschopf ruhig seine eigenen Wege gehen, denn der Plan für die *Normandie* und die *Queen Mary* war viel wichtiger als die Sabotage in einer Flugzeugfabrik.

»Wir haben Schwierigkeiten«, sagte Larson, als er den nächsten Anruf der Otter in einer Telefonzelle abnahm. Die Otter telefonierte von einem Fernsprechautomaten auf dem Untergrundbahnhof der Fünfzigsten Straße aus. Larsons Hauptschwäche war seine Geldgier. Walshs *Vaterland über alles* war nichts für ihn. Nur klingende Münze.

»Was für Schwierigkeiten?«

»Der Knilch bei den Lastwagen« – er meinte den Mann, den sie zum Teilhaber des Fuhrunternehmens T & C ernannt hatten – »sagt, daß jemand die Lastwagen beobachtet.«

»Wer?«

»Ein Mädchen.« Larson bemühte sich, unbesorgt zu klingen, aber er war doch besorgt genug, um es zu melden.

»Was soll das heißen?«

»Er sagt, sie hätte im Hof herumgestanden und sei ihm

einmal bis nach Hause gefolgt. Er meint, es müsse die Canarsie-Bande sein, die sich stark machen will. Nicht gerade schlau.«

»Was hat er sonst noch gesagt?« Die Otter war dem Mann natürlich noch nie begegnet, aber Larson kannte ihn gut, denn er hatte ihn in das Lastwagengeschäft eingeführt. »Der Kerl hat die Hosen voll. Hat keine Ahnung, was los ist. Er glaubt, er habe einen ausländischen Akzent gehört. Welchen, habe ich ihn gefragt. Er wußte es nicht. Er meint, vielleicht Englisch. Der Typ ist aus Brooklyn. Alles, was nicht nach Brooklyn klingt, hält er für ausländisch. Es könnte Park Avenue oder Timbuktu sein... Soll ich mich mal darum kümmern?«

»Nein. Bleiben Sie, wo Sie sind.« Gewöhnlich machte die Otter derartige Dinge nicht selbst, aber Larson war kein Kämpfer, und das Risiko, daß, wer auch immer die Lastwagen beobachtete, man ihn schnappen könnte, war zu groß. Nein, T & C war eine Sache, um die sich die Otter persönlich kümmern mußte, wenn es an der Zeit wäre. »Lassen Sie sich nie mehr bei der T & C blicken. Verstanden?«

»Klar. Nur keine Aufregung. Es liegt mir nichts daran. Ich hatte nur gedacht, Sie wollten den Ort ausgeräuchert haben. Sie hatten doch mal erwähnt, daß die Firma verschwinden soll.«

Die Otter wollte aufhängen, aber es blieben ihm noch ein paar Sekunden Sicherheit, bis man das Gespräch abhören konnte, und es war ihm, als habe er etwas Verdächtiges in der Stimme des Rotschopfs gehört. »Wie steht es mit der Arbeit?«

»So einigermaßen...«

»Dann sagen Sie mir, was mit Ihnen los ist.«

»Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen sagen soll, aber ich glaube, ich werde mich verheiraten.«

Ein zweiter Schlag. Ausgerechnet jetzt mußte das passieren. Seit 1939 hatte er sich auf Larson verlassen können. Über drei Jahre lang.

»Wer ist sie?«

»Eine Witwe. Ihr Mann fiel im letzten Sommer auf Guadalcanal.«

»Hohe Lebensversicherung?«

»Ja, aber das ist nicht der Grund. Wir hatten schon was miteinander, als er nach Übersee ging.«

»Klingt wie eine ideale Deckung«, sagte die Otter und hängte auf.

»Zeigen Sie Gates alle Papiere, die er sehen will. Und dann geben Sie ihm einen Hinweis auf die Lastwagenfirma.«

»Ich soll ihn zu T & C schicken?«

»Stellen Sie meine Befehle in Frage, Herr Walsh?«

»Selbstverständlich nicht.«

»Heil Hitler.«

»Glenn Walsh?«

»Mr. Gates?«

Der Marinebeamte hatte das Original der Bestellung auf seinem Schreibtisch, der in einer etwas dunklen Ecke des Versandbüros für den Dritten Distrikt im unteren Manhattan stand. Walsh war in Zivilkleidung, trug ein weißes Hemd mit grauen Schmutzrändern an den Manschetten und eine schwarze, zerfranste Krawatte. Er war ein bleicher, spindeldürrer Mann von Mitte Vierzig, mit schütterem, fettigem Haar, brüchigen Schneidezähnen und einem Augenpaar, das Gates heller schien, als man es bei einem so untergeordneten Schreiberling erwartete.

»Hier haben Sie das Gewünschte, Mr. Gates.« Wie am Telefon hatte Walshs Stimme einen amtlich beflissenen Klang.

»Ist es das Original?«

»Jawohl, der Herr. Das Original bleibt hier. Der Fabrikant erhält eine Kopie. Der Empfänger ebenfalls. Wie auch der Transportunternehmer und die Navy-Behörde in Washington. Eine weitere Kopie geht an das Versorgungsamt in New York. Aber diese bleibt hier. Bis sie in die Ablage kommt.«

Der Stempel »Dringlich« war drauf. Wie auf der Kopie der Reliant.

Gates reichte das Dokument enttäuscht zurück. »Ich hätte noch eine Frage. Wessen Initialen stehen da unter dem Stempel?«

Walsh las den ganzen Bogen laut vor und sagte dann: »Die Unterschrift ist von Admiral Anderson oder seiner Sekretärin, und die Initialen sind E. M.«

»Das weiß ich. Ist es Ed Mullaney?«

»E. M. Ed Mullaney.«

»Sieht es wie seine Handschrift aus?«

»Ja. Aber es handelt sich hier um Schwimmwesten. Das wollten Sie doch nicht... was wollten Sie eigentlich?«

»Wir hatten eine Ladung Stahlplatten bestellt, und wir konnten bisher nicht ermitteln, ob sie vor dem Brand angekommen ist. Wir befürchten, daß sie nie an Bord gelangt und einfach verschwunden ist, und jetzt muß jemand dafür bezahlen.«

Walsh nickte. »Ich verstehe... nehmen Sie doch Platz, Mr. Gates.« Er schleppte einen Stuhl vom Schreibtisch nebenan herbei und wartete, bis Gates sich gesetzt hatte. Er haßte diese reichen Leute. Der Anzug dieses Kerls allein kostete bestimmt mehr als einen ganzen Monatslohn. Der Nationalsozialismus wird schlagartig mit diesen Ungerechtigkeiten aufräumen. Leute wie Gates werden einfach weggefeht, auf den Platz verwiesen, wo sie hingehören.

»Was ist denn?« fragte Gates.

»Es bleibt natürlich unter uns, aber eine Menge Lieferungen, die für die *Normandie* bestimmt waren, sind nach dem Brand verschwunden, und die Lastwagenunternehmer behaupten, alles sei bereits an Bord gewesen.« Er beobachtete Gates. Eine knifflige Sache... Gates log wegen des Stahls, genau wie er selbst über die Initialen von Ed Mullaney gelogen hatte, denn er hatte sie mit Admiral Andersons angeblicher Forderung nach Dringlichkeit für die Lieferung der Schwimmwesten gefälscht.

»Sie meinen, ich sollte mich an den Fuhrunternehmer wenden?«

»Jawohl... obgleich es Ihnen nicht mehr viel nützen wird, denn Ihr Stahl ist bestimmt auf den Schwarzmarkt gelangt. Wahrscheinlich wurde er bereits an einen zivilen Bauunternehmer verkauft. Sie werden ihn abschreiben müssen. Es sei denn, Sie können beweisen, daß der Fuhrunternehmer ihn gestohlen hat.«

Gates las noch einmal den Bestellschein durch. »Das mit

der Rechnungsnummer ist doch recht merkwürdig. Es scheint fast, als hätte der Fuhrunternehmer die Abzweigung Ihrer Stahllieferung im voraus geplant. Wer ist diese Firma T & C? Hatten Sie schon oft mit ihr zu tun?«

Walsh lehnte sich zurück und beobachtete, wie Gates sich bemühte, seine Lüge aufrechtzuerhalten. Vielleicht sollte er ihm etwas nachhelfen. »Kennen Sie sie?«

»Nein, ich glaube, es war unser erster Auftrag.«

Walsh beugte sich vor. »Erzählen Sie niemandem, daß Sie es von mir haben, aber ich habe gehört, daß T & C mit dem Syndikat dicke ist. Das sind viele.«

Gates stand auf und reichte ihm die Hand. Walsh war über die schwieligen Hände erstaunt. Gates bedankte sich und eilte zwischen den Pultreihen hinaus. Walsh blickte ihm nach und wandte sich dann den Papieren auf seinem Schreibtisch zu, um sein triumphierendes Lächeln vor den Kollegen zu verbergen. Diese Ameisen hatten ja keine Ahnung von seiner persönlichen Aufgabe.

2. BUCH

Eine verwaschene senffarbene Hausmauer mit verbogenen und rostigen grünen Fensterläden befand sich nahe einer Straße von ähnlichen drei- und vierstöckigen Lagerhäusern in Red Hook. Ein Schild mit einem Pfeil zeigte den Weg zum Fuhrunternehmen T & C in einer Gasse neben dem Gebäude, die mit Ladebalken von Dach zu Dach überspannt war.

Gates fand dort eine Einfahrt, durch die man hinter dem Gebäude in einen breiten Lastwagenhof gelangte. Eine blaue Wolke von Auspuffgasen, Motorenlärm und die Rufe der Fahrer drangen ihm entgegen. Ein zweites Schild mit abgebröckeltem Anstrich zeigte den Weg zum »Büro«.

Der Einsatzleiter saß hinter einem an beiden Seiten geöffneten Holzschalter.

»Ich bin Steven Gates. Ich hatte angerufen und ...«

»Was wollen Sie?«

»Ich weiß nicht, wer mir am Telefon antwortete, aber ich erkundigte mich nach einer Lieferung, die nicht eingetroffen ist.«

»Sie haben mit mir gesprochen, und ich sagte Ihnen, daß ich nichts weiß.«

Gates schlug einen rauheren Ton an. »Ich gehe nicht eher fort, bis Sie mir eine Kopie dieses Lieferscheins gezeigt haben.«

»So?« Er stand auf und brüllte in den Flur: »Roscoe! Slack!«

Gates sagte: »Wenn Sie handgreiflich werden wollen, rufe ich die Polizei.«

Der Einsatzleiter setzte sich und blätterte in den Papieren auf seinem Tisch. Zwei große Kerle kamen ins Zimmer. Schlägertypen mit vernarbten Gesichtern. »Schmeißt ihn raus.«

»Okay, Freundchen. Raus!«

Gates wußte, daß er gegen die beiden keine Chance hatte, versuchte es mit einem Bluff. »Ich habe dem Mann hier gesagt, daß ich nötigenfalls die Polizei rufe.«

»Na, dann hole sie mal.« Der Mann schlug zu, Gates

schnellte zur Seite, aber der zweite Schlag traf ihn direkt auf den Mund. Er taumelte, hob die Hände, und der andere schlug ihm in die Magengrube.

»Willst du noch mehr?«

»Ich wollte nur fragen...« Roscoe hieb ihm mit der offenen Hand aufs Ohr, und er fühlte einen stechenden Schmerz im Nacken. Slack fintete mit beiden Händen, und als Gates sich benommen zu schützen suchte, schlug er ihn mit der Faust in den Magen.

»Ich wollte nur...«

Ein Hieb über die Nase, und seine Augen trännten. Er duckte sich, um den Schlag in den Magen abzufangen, aber mit der Drehung gab er seinen Rücken preis. Ein Schlag in die Nieren brachte ihn auf die Knie.

»Reicht es dir?«

Gates keuchte noch, als er an der Wählscheibe des Fernsprechautomaten drehte. Er sah seine blutigen Fingerabdrücke auf der Tür. Er wischte sich den Mund ab. Sein Taschentuch verfärbte sich dunkelrot. Er blutete auch aus der Nase. Beim dritten Klingelzeichen meldete sich Paula mit ihrer gewohnten Würde.

»Hier bei Gates. Wen darf ich melden?«

Er glaubte, das friedliche Ticken der Standuhr im Vestibül zu hören. »Hier ist Steven Gates, Paula. Ist Mr. Collins bereits im Hause?«

»Ist Ihnen nicht gut, Mr. Gates?«

Paula hatte schon vor seiner Geburt bei seiner Mutter gedient. Ihr konnte man nichts vormachen, und Gates versuchte es auch nicht. »Holen Sie bitte Mr. Collins.«

Sein Arm tat ihm teuflisch weh, denn sie hatten ihn ihm verdreht, als sie ihn aus der Gasse führten, und er verspürte den salzigen Geschmack seiner aufgesprungenen Lippe. Sein Rücken schmerzte.

»Was ist los, Junge?«

»Ich brauche Hilfe, Charlie.«

»Wo bist du?«

Gates gab ihm die Adresse.

»Mein Gott, das ist ja in Red Hook.«

»Genau.«

»Bist du in Schwierigkeiten?«

»So ungefähr. Kannst du auch Rik mitbringen?«

»Nein. Er ist auf dem Schleppdampfer. Jemand hat ihn für den ganzen Tag gemietet, und er wollte an Bord sein, damit man ihm nicht wieder alles kaputtschlägt, wie die Armee beim letzten Mal.«

»Ich weiß nicht, ob einer von euch ausreicht.«

Charlie schwieg einen Augenblick. »Das sehen wir dann, wenn ich da bin.«

»Nimm ein Taxi.«

»Das will ich meinen. Ausgerechnet Red Hook! Verhalte dich mäuschenstill, und lege dich mit niemandem an.«

Als Charlie ankam, trug er die Kleidung eines Schauer-
manns mit der dazugehörigen Mütze, und unter seiner
Windjacke, die er gerade hob, um seine Brieftasche einzu-
stecken, sah Gates einen Ladehaken an seinem Gürtel hän-
gen. Er blickte sich auf der Straße um.

»Junge, du hast dir eine schöne Gegend ausgesucht.«

»Ich war hier nur bei einer Firma und habe ein paar
Fragen gestellt, und ...«

»Was für Fragen?«

»Über die Schwimmwesten, die auf der *Normandie* ver-
brannt sind.«

»Großartig. Und sie haben natürlich geglaubt, du wolltest
sie für den Brand verantwortlich machen.«

»Sie haben mich gar nicht zu Wort kommen lassen. Nur
Prügel versetzt und mich mit einem Tritt in den Arsch raus-
geschmissen.«

»Das ist hier so üblich. Warum seinen Atem mit Reden
verschwenden, wenn man jemanden zusammenschlagen
kann?« Er blickte sich wieder um, sah sich Gates' Lippe an,
die nicht mehr blutete, wandte sich resigniert den unfreund-
lichen Lagerhäusern zu. »Du bist hier nicht in deinem Ele-
ment, Junge. Welches ist es?«

Gates führte ihn die Gasse hinunter und zur Firma T & C.
Die Fahrer im Hof starrten sie an, aber sagten nichts. Char-
lie blieb vor der Bürotür stehen. »Wenn ich dir sage, du
sollst was tun, tue es schnell. Und sei bereit, wie Jesse
Owens zu rennen.«

Er stieß die Tür auf und ließ Gates eintreten. Der Einsatzleiter saß allein hinter dem Schalter und telefonierte. Als er Gates sah, legte er die Hand auf die Sprechmuschel. »Ich habe Ihnen gesagt, Sie sollen verschwinden...«

»Nur eine einfache Frage«, sagte Gates. »Wer hat Ihnen gesagt, daß es so dringlich war, die Schwimmwesten an die *Normandie* zu liefern?«

»Ich habe keine Lust, Ihnen diese einfache Frage zu beantworten. Haben Sie das noch nicht begriffen? Slack! Roscoe!«

Die beiden Kerle kamen herein. Gates stellte fest, daß keiner von ihnen viel kleiner als Charlie war. Sie blieben verblüfft stehen, als sie Gates sahen.

»Schmeißt sie raus«, sagte der Fahrdienstleiter. »Und diesmal will ich ihn nicht wiedersehen.«

»Mach mal Platz, Junge.« Charlie schob sich an ihm vorbei und stellte sich Roscoe und Slack gegenüber. »Jetzt hört mal gut zu. Mein Freund wird seine Fragen stellen, und wir lassen ihn schön ausreden.«

Slack holte zu einem Schlag auf Charlie aus, aber dieser wich ihm aus, packte Slacks Arm, drehte ihn ihm auf den Rücken, schleuderte ihn mit dem Kopf an die Wand. Slack stürzte zu Boden. Roscoe ließ einen Ladehaken aufblitzen.

Es wurde still im Zimmer. Die Wagen draußen im Hof bewegten sich nicht mehr. Die Fahrer und Auflader hatten sich um das Fenster versammelt. Gates starrte Charlie an, dessen Gesicht so hart und ausdruckslos wie das des Mannes mit dem Haken geworden war, und er konnte kaum glauben, daß er das alles in Gang gebracht hatte. Charlie winkte ihn zum Verschlag des Einsatzleiters. Gates fühlte eine Bewegung neben sich und sah, wie der Mann gerade eine Schublade öffnete. Seine Finger tasteten sich durch den Stapel von Dollarscheinen bis zum hölzernen Kolben einer Pistole.

Charlie duckte sich vor Roscoe – Schultern und Knie nach vorn, um Unterleib und Bauch zu schützen –, zog seinen Haken aus dem Gürtel. Roscoe warf einen kurzen Blick auf den gefallenen Slack, duckte sich in die gleiche Stellung, bewegte sich auf Charlie zu.

Gates sah, wie sich die Finger des Einsatzleiters um die

Pistole spannten, sie aus der Schublade nahmen, den Sicherungshebel lösten. Es klickte leise, er hob den Lauf über den Schalter. Gates packte das Telefon, schlug dem Einsatzleiter mit dem schweren Hörer auf das Handgelenk. Der Mann schrie auf, ließ die Pistole fallen und rannte aus dem Verschlag hinaus.

»Gut gemacht«, sagte Charlie. »Faß das Ding nicht an. Schieb es mit dem Fuß unter den Tisch. Sachte.«

Als er sich umdrehte, um zu sehen, wie Gates die Waffe aus dem Weg schaffte, schwang Roscoe seinen Ladehaken. Charlie wich ihm mit einer geschickten Wendung aus.

»Mister«, sagte Charlie. »Ich habe eine dicke Frau und sechs Kinder. Da weiß ich mit meinen Eiern nicht mehr viel anzufangen. Haben Sie für Ihre noch Verwendung?«

Roscoe holte wieder mit seinem Haken aus. Und wieder wich Charlie zur Seite, aber diesmal schlug er zurück, mit einem seitlichen Schwinger, der auf Roscoes Unterleib gerichtet war. Roscoe wich aus und senkte die Hände. Er hatte noch beide Hände in Hüfthöhe, als Charlie ihm mit der linken Faust einen Kinnhaken versetzte, der ihn zu Boden stürzen ließ.

»Stelle deine Fragen, Junge.«

»Der Einsatzleiter ist getürmt«, sagte Gates und kramte in den Schubladen. Die Akten waren in heilloser Unordnung. Die Ordner trugen handgeschriebene Etiketten und enthielten verblichene Kopien von Lieferscheinen und Rechnungen.

»Hier ist es. *Lafayette*.« Gates schlug den Ordner auf und blickte hinein. »Leer.«

»Wie wär's mit der *Normandie*?«

Gates stieß die Schublade »A-L« zu und zog die »M-Z« auf. »*Normandie*. Hier ist es.«

Gates fand vier Kopien. Eine Quittung für die abgelieferten elftausend Schwimmwesten. Die Kopie des Fuhrunternehmens von der Rechnung des Fabrikanten. Die Kopie der Auftragsorder der Navy mit dem Stempel »Dringlich« und daran geheftet die Kopie einer getippten Notiz. »Am Pier 88 abzuliefern.«

Warum? Um sie an Bord zu bringen? Das war die einzige Neuigkeit. Das war alles, was er vorzeigen konnte, wofür er

sich verprügeln und Charlie nach Red Hook hatte kommen lassen. Er nahm eine Bewegung wahr, blickte auf, sah Roscoe vom Boden aufstehen und den Ladehaken schwingen.

»Charlie, paß auf!«

Charlie ließ sich gegen den Verschlag fallen, der aus seinen Fugen brach und Gates an die Wand drückte. Der Haken sauste nieder und schlug, einen Zentimeter von Charlies Hand entfernt, tief in das Holz ein.

In der Sekunde, die Roscoe brauchte, um ihn herauszu ziehen, sah Gates die Zornesröte in Charlies Gesicht aufsteigen. Mit einer raschen Wendung schwang er seinen Haken rückhändig. Roscoe schrie auf, als die Spitze ihm durch die Wange drang.

Er versuchte davonzukriechen, blieb in einer Blutlache liegen. Charlie folgte ihm, hob den Haken hoch über seinen Kopf.

»Charlie!« Gates erkannte seine eigene Stimme nicht. Er packte Charlies Arm und hielt ihn, bis er sich wieder gefaßt hatte. Polizeisirenen heulten in der Ferne. Charlie stieß ihn über den gefallenen Roscoe.

»Beweg dich, Junge.«

Gates sah Blut auf Charlies Hand, glaubte, er habe sich verletzt, bis ihm einfiel, daß es Roscoes war. Die Blutlache um Roscoes Gesicht wurde immer größer. Charlie packte ihn am Arm und zog ihn aus der Tür hinaus.

»Jetzt renn!«

Sie rannten durch den Hof, an den sprachlosen Arbeitern vorbei, eine Gasse hinunter, über einen Holzzaun, eine Leiter hinauf, über ein niedriges Dach und dann auf eine Straße, wo sie ihr Tempo verlangsamten.

»Hier hinein.«

Charlie führte ihn in eine weitere Gasse, und sie wiederholten das gleiche Manöver, um in eine entferntere Straße zu gelangen. Die Sirenen heulten auf der Van Brunt Street und verklangen rasch in der Richtung, aus der sie gekommen waren.

Sie gingen zu den Docks am Eric Basin, kehrten in einer Seemannskneipe ein und bestellten sich Whisky mit Bier, wie zwei Leute, die gerade von der Arbeit kommen.

Charlie trank seinen Rye mit zitternden Händen.

»Du hast meinen Arsch gerettet, Junge. Danke.«
»Tut mir leid, daß ich dich da hineingezogen habe. Ich hätte nicht geglaubt, daß es so schlimm werden würde.«
»Warte nur, bis Rik das hört.« Charlie lachte.
»Erzähle es ihm nicht.«
»Warum nicht? Er ist in Ordnung.«
»Ich will nicht, daß man sich über mich lustig macht. Ich schätze deine Hilfe, aber es wäre mir lieber, wenn es unter uns bleibt.«
»Wie du willst, Junge.« Er bestellte eine zweite Runde.
»Charlie?«
»Was?«
»Hättest du den Kerl umgebracht?«
Charlie begegnete Gates' Blick im Spiegel hinter der Theke. »Klar.«
»Warum?«
»Weil ich in dem Augenblick verrückt war. Sag mal, was hast du als nächstes vor?«
»Weiß ich noch nicht. Ich komme irgendwie nicht weiter.«
»Ich hatte es dir ja gesagt, du bist nicht in deinem Element.«

Cordi Grey und Mark St. George beobachteten von einem Flachdach neben dem Lagerhaus aus, wie die Polizeiwagen in den Hof der Firma T & C einfuhren. Kurz danach kam ein Krankenwagen. Zwei Männer wurden aus dem Büro getragen und in ihn verladen. Der eine hatte einen blutigen Verband auf dem Gesicht. Der Krankenwagen brauste davon, und die Polizisten begannen die Fahrer herumschubsen und ihnen Fragen zu stellen, aber keiner schien etwas sagen zu wollen.

»Was hattet ihr dort zu suchen?« fragte Weatherburn.

Mark antwortete: »Cordi fand heraus, daß diese Lastwagenfirma die vier in Leutnant Naills Konvoi sabotierten Schiffe belieferte. Wir haben ein paar Nachmittage auf dem Dach nebenan verbracht und sie beobachtet. Heute abend

wollten wir Sie um Erlaubnis bitten, dort einzubrechen. Als wir uns gerade aufmachten, kamen Gates und Collins an, gingen ins Büro und rannten kurz danach davon. Wahrscheinlich haben sie ein paar Leute überfallen.«

»Seid ihr sicher, daß es Gates und Collins waren?«

»Ich erkannte sie, weil ich sie vor einem Monat auf der *Normandie* beobachtete. Und Cordi kennt sie seit Jahren.«

»Cordi?«

»Es stimmt. Es waren die beiden. Ich habe sie deutlich gesehen, als sie davonrannten.«

»Was halten Sie davon?«

»Ich finde es sehr erstaunlich.« Sie wünschte, sie hätte Stevens Gesicht noch deutlicher gesehen. Er war es bestimmt, aber sie bedauerte, so weit weg gewesen zu sein.

»Ich möchte mich noch heute nacht in dieser Firma umschauen.«

»Das versteht sich von selbst«, sagte Weatherburn. »Wir alle.«

Ein heftiger kalter Wind fegte durch die obere Bucht und schüttelte an den eisernen Läden im dunklen Vorhof. Sie waren mit ihrem Taxi gekommen, und Duncan blieb am Steuer sitzen, um ihnen Rückendeckung zu geben.

Weatherburn hatte auf die Mitnahme von Waffen bestanden, denn er kannte die Gegend.

Mark machte sich an die Schlösser. Cordi und Weatherburn warteten schweigend in zwei gegenüberliegenden Ecken des Hofes. Dreißig bis vierzig Lastwagen parkten in engen Reihen, so dicht aneinander, daß Cordi sich fragte, wie die Fahrer ein- und aussteigen konnten. Mark pfiff leise. Sie gingen zur Tür, und Weatherburn, der als letzter eintrat, machte sie hinter sich zu.

»Laßt die Vorhänge runter.«

Er zog den an der Tür, und Cordi tastete sich durch das Dunkel dem kaum sichtbaren grauen Schimmer zu, wo das Fenster war. Der Mechanismus war alt, und als sie die Schnur betätigte, schnellte der Vorhang mit einem Knall hinauf und wickelte sich um die Rolle.

Weatherburn lächelte nicht.

»Ich hab's«, murmelte Cordi. »Moment.« Sie schob den Vorhang einen Spalt zurück und blickte in den Hof. »Da kommt jemand.«

Weatherburn verriegelte die Tür mit einem kaum vernehmbaren Klicken, und Mark trat hinter Cordi. »Wo?«

»Dort, hinter diesem Lastwagen.«

»Ein Mann«, flüsterte Mark Weatherburn zu.

»Wie, zum Teufel, ist er an Duncan vorbeigekommen?«

»Er läuft auf die Tür zu«, sagte Cordi. Die geduckte Gestalt blickte sich kurz über die Schulter um und sprintete über den Hof. Ein Schlüssel drehte sich knirschend im Schloß, öffnete es mit einem lauten Schnappen. Die Tür flog auf. Die Gestalt eilte herein, machte hinter sich die Tür zu.

Cordi hörte, wie er sich im Zimmer bewegte, das er genau zu kennen schien. Eine Feder quietschte – der Drehstuhl hinter dem Schalter –, und eine Schublade wurde herausgezogen. Von ihrem Platz am Fenster konnte sie seinen Atem hören. Mark und Weatherburn waren in den Ecken verschwunden.

Der Atem des Mannes war keuchend und rasch, wie von zu schnellem Rennen. Sie hörte das Rascheln von Papieren, und irgend etwas fiel zu Boden. Er knipste eine Taschenlampe an und kniete sich nieder, um eine Pistole aufzuheben. Es war der Einsatzleiter der Spedition, den sie des öfteren ein und aus gehen gesehen hatte und der, wie Mark herausgefunden hatte, in Wirklichkeit ein Teilhaber der Firma war.

Ein Lastwagen mit beschädigtem Auspuff setzte sich lärmend im Hof in Bewegung. Gänge quietschten, und das Geräusch kam näher, als er die Mauer des Gebäudes streifte. Cordi wußte nicht recht, was geschehen war, aber der Einsatzleiter hatte es begriffen. Er machte das Licht an und versuchte, die Tür zu öffnen, aber der Lastwagen blockierte sie. Er drehte sich verängstigt um, ging auf die gegenüberliegende Tür zu, und da sah er plötzlich Cordi, Weatherburn und Mark im hellen Licht.

Er erschrak zuerst, aber dann zeigte sein Gesicht vorübergehende Erleichterung, und er griff in seine Tasche. Mark, der ihm am nächsten war, schlug ihm die Waffe aus

der Hand, packte seinen Arm, und fast im gleichen Augenblick dröhnte eine Explosion durch den Hof und zerschmetterte die Fensterscheiben.

Cordi rappelte sich vom Boden auf. Der Einsatzleiter rannte in den Flur. Mark hatte Blut auf seinem Gesicht, und Weatherburn lag reglos über dem Tisch. Draußen verfärbte sich die Nacht feuerrot.

»Bring Weatherburn heraus«, rief sie Mark zu. Er taumelte durch das Zimmer, wischte sich das Blut aus den Augen und packte den älteren Mann. Cordi folgte dem Einsatzleiter.

Er bog am Ende des Flurs rechts ab, und sie hörte ihn eine Treppe emporstapfen. Eine weitere Explosion erschütterte das Gebäude. Cordi blickte sich um. Mark war mit Weatherburn in den Flur gelangt. »Folgt mir«, rief sie. »Er muß wissen, wie man hier rauskommt.«

Sie hoffte es wenigstens. Sie nahm zwei Stufen auf einmal, hielt sich mit der einen Hand am Geländer, suchte mit der anderen die Taschenlampe in ihrem Mantel. Der Einsatzleiter stieg höher und höher. Cordi folgte ihm drei Stockwerke hoch bis aufs Dach, wo er über den Kies rannte, über eine Trennungsmauer sprang, auf der anderen Seite hart aufschlug und einen Schmerzensschrei ausstieß. Sie war sofort über ihm, blendete ihn mit ihrer Lampe. Sie zog die Waffe. »Keine Bewegung!«

»Der ganze Hof fliegt in die Luft, wir müssen hier raus...«

Ein Lastwagen explodierte mit einem hohlen Knall, und die Flammenspitzen stiegen vom Hof bis über das Dach auf. In ihrem Licht sah Cordi das Gesicht des Mannes und seine Angst. »Wissen Sie, wie man hier rauskommt?«

»Ich zeige es Ihnen.«

»Wir müssen noch auf meine Freunde warten... Haben Sie das Feuer gelegt?«

»Sind Sie verrückt? Wer sind Sie eigentlich?«

»Wer hat den Lastwagen an die Tür gefahren?«

»Die gleichen Leute, die mich umbringen wollen.«

»Wer?«

»Fräulein, wir müssen hier raus. Es geht über das nächste Gebäude...«

»Cordi!« rief Mark.

»Hier! Beeil dich.« Mark eilte über das Dach, schleppte Weatherburn wie einen leeren Sack. »Er kennt den Weg, gehen wir.«

Ein halbes Dutzend Lastwagen explodierte in rascher Folge, als das Feuer sich auf die Benzintanks ausbreitete. Der Einsatzleiter führte sie über zwei Dächer. Mark stellte Weatherburn ab und half ihm, eine Tür auf dem dritten Dach einzutreten.

Die Explosionen im Hof hatten Weatherburn wieder zum Leben erweckt, und Cordi sah erstaunt, daß er plötzlich auf den Beinen war. Er erfaßte die Lage rasch. Die Tür krachte auf, und sie stiegen eine Lagerhaustreppe hinab. Mark ging voran und schloß mit einem Dietrich die Tür zur Straße auf. Mit einer Hand den Einsatzleiter im festen Griff, führte er sie über die gepflasterte Straße bis zur Gasse, wo das Taxi wartete. Duncan hatte den Motor laufen.

»Kurz vor der ersten Explosion kam ein Lastwagen raus. Ich wußte nicht, ob ich ihm folgen sollte...«

»Es wäre besser gewesen«, sagte Weatherburn. »Jetzt bring uns hier raus. An irgendeinen stillen Ort.« Er nahm den Einsatzleiter auf den Rücksitz zwischen sich und Mark und wies Cordi an, sich nach vorne zu setzen. Als der Wagen abfuhr und die Sirenen der Feuerwehr näherkamen, fragte der Einsatzleiter: »Wer sind Sie?«

Weatherburns Stimme wurde seidenweich. »Genau das wollten wir Sie fragen.«

»Er wußte überhaupt nichts«, sagte Weatherburn. »Ein Strohmann.«

»Und wenn er zur Polizei geht?« fragte Cordi.

»Der einzige Ort, wo der hinget, ist ein Bahnhof, um die Stadt zu verlassen, bevor derjenige, der ihn mitsamt seinen Lastwagen verheizen wollte, ihn erwischt. Wie es scheint, hatte die Otter ihn in das Geschäft gesetzt und dann beschlossen, ihn loszuwerden. Natürlich geschah das durch dritte oder vierte Personen.«

»Was erzählte er über Gates und Collins?«

»Er sagte, er habe sie zum ersten Mal gesehen.«

»Und was wollten Gates und Collins von ihm?«

»Seine Akten. Der Idiot ist so verwirrt, daß er sich einbildet, seine stillen Partner hätten ihn beim Stehlen ertappt.«

»Hat er zugegeben, daß er Sprengstoff auf die Frachtschiffe des Konvois geschmuggelt hat?« wollte Cordi wissen.

»Nein. Herrgott, begreifen Sie es denn nicht? Er hatte nichts damit zu tun. Der Lastwagen – falls es überhaupt sein Lastwagen war – wäre von den Leuten der Otter unterwegs abgezweigt worden.«

»Und was tun wir jetzt?« fragte Duncan.

»Wir werden herausfinden, was Gates und Collins vorhaben.«

»Wie?«

»Cordi, hätten Sie Lust, einen alten Schiffsflirt wieder aufzunehmen?«

Cordi starrte auf ihr Spiegelbild im dunklen Taxifenster, während sie in Manhattan ankamen. Sie hatte sich bereits gefragt, ob es dazu kommen würde.

»Nun, Cordi?«

Nun, Cordi? Er hat dir damals ganz gut gefallen. Aber jetzt ist es kein Schiffsflirt mehr. Jetzt ist es eine berufliche Angelegenheit. Versuche, das nicht zu vergessen, sagte sie sich, als sie ihr Einverständnis gab.

19

Die Otter schlich sich durch das Wrack und stieg in den Niedergang des achteren Maschinenraums, der sich jetzt unter einem Gewirr von Leitern und Stahlhöckern waa-gerecht öffnete. Er stellte mit Vergnügen fest, daß der Gestank im Inneren des Rumpfes nicht mehr so schlimm war. Anstatt nach verbrannter Farbe, ausgelaufenem Öl, verfaulendem Proviant und Abwässern roch es jetzt sauber nach

frisch gesägtem Holz, und in den ausgeräumten Schächten und Gängen hallte das Hämmern der Zimmerleute, die Treppen, Rampen, Laufplanken und Gerüste bauten, um freien Zugang ins Schiffsinnere zu schaffen.

Die Otter hatte ein seltsames Interesse an den Bergungsarbeiten entwickelt, das über sein Bestreben hinausging, sich in seiner Rolle als Kontraktor mit Erfolg zu bewähren, um seine anderen Pläne leichter durchführen zu können. Er verließ sich ganz auf das beständige Fortschreiten der Arbeiten in ihrem Rhythmus und Zeitplan, und allein deshalb wäre ein Unfall – die leichteste Art, Gates loszuwerden – eine schlechte Idee gewesen. Er konnte sich vorstellen, wie Onkel Willy darauf reagiert hätte. Welches Tier jagt in seiner eigenen Höhle? Gates einfach zu ermorden, kam nicht in Frage. Trotz seines sonderbaren Hanges, sich unter die gewöhnlichen Arbeiter zu mischen, war Gates nicht irgendwer, und zu viele wichtige Leute würden genau wissen wollen, was diesem Schiffbauer mit seinen Sabotagetheorien zugestoßen war. Nein, da wäre es schon viel besser, ihn zu benutzen, ihn zu manipulieren und zu einem Verdächtigen zu machen, wie er es bereits begonnen hatte.

Als Gates bei van Slough um ein paar freie Stunden bat – er beabsichtigte, die Männer ausfindig zu machen, die mit ihrem Schweißen den Brand verursacht hatten –, bekam er eine Abfuhr. Van Slough berief sich auf Termine und setzte Gates wieder in die Tagesschicht ein, deren Aufgabe es war, die Trümmer aus dem großen Heckarbeitsraum auf dem B-Deck auszuräumen.

Einige Tage nach dem Brand bei T & C überbrachte Rik den Befehl, eine der dicken Verstrebungen zwischen den Fenstern abzuschweißen, um eine genügend große Öffnung zu schaffen, durch die ein Schwimmkran das riesige Hauptspill heben konnte.

Gates und Charlie setzten ihre Teams zum Bau einer hölzernen Plattform ein, von der Rik tauchen wollte, um die unter Wasser liegende Hälfte des Arbeitsdecks auszuleeren.

Dann schleppten sie ihre Gasschläuche auf den oberen Teil des Rumpfes und wanden Kranketten um den Strebepfeiler. Charlie schnitt, während Gates das Schild hielt.

»Was hat der alte Tooker gesagt?«

»Wer?«

»Kapitän Tooker. Der Bergungsleiter. Er hat dich gesucht.«

Charlie richtete seine Flamme auf den Stahl, aber Gates winkte ihm ab und hob seine Maske. »Kapitän Tooker hat mich gesucht?«

»Ja, er kam gestern vorbei.«

»Warum?«

»Schien verärgert zu sein. Dukehrst vielleicht eher zu Onkel Richard zurück, als du dir dachtest.«

»Was habe ich getan?« fragte Gates. Er bekam keine Antwort.

Charlie sagte: »Herrgott, schau dir das an.«

Gates drehte sich um und sah das polierte Chrom des Kühlergrills eines braunen Buick, der in einer Schlinge fünfzehn Meter über dem Hafenwasser hing. Die Schlinge war an einem Kran befestigt, der die viertürige Limousine herunterließ, bis sie auf der Höhe der *Normandie* und einige Meter von Gates und Charlie hing. Ein Fahrer saß lässig am Steuer. Ein Mann mit Kopfhörer bückte sich auf dem Hintersitz über irgendein Gerät. Neben dem Fahrer saß eine Frau.

»Erkundige dich, ob wir hier richtig sind«, sagte sie mit englischem Akzent. BBC stand in weißen Buchstaben auf der Tür.

Gates legte sein Schild nieder, stand auf und versuchte, in den Wagen zu schauen.

Der Fahrer rief: »Ist hier das Heck?«

Cordi Grey lachte und beugte sich vor. »Steven Gates, was machen Sie denn hier?«

Der Buick schaukelte ein wenig, als ein Schlepper den Schwimmkran näher brachte. »Was ich hier mache? Und Sie?«

»Wir machen eine Sendung über die Bergungsarbeiten. Das hier ist unser Ingenieur Duncan und unser Fahrer Mark. Hallo, Charlie. Erinnern Sie sich an mich? Wie geht es Kay?«

»Wie sind Sie an diesen Kran gekommen?«

»Er schwamm gerade vorbei. Sagen Sie, wäre es möglich, zu euch heraufzukommen?«

Gates lehnte sich hinaus und sah den grinsenden Kranführer. Er gab ihm ein Zeichen und ließ ihn den Wagen an den Rand des Schiffes bringen. Der Fahrer öffnete seine Tür und trat auf den Laufsteg. Cordi rutschte über den Sitz und folgte ihm.

»Wir kamen hierher, um eine Reportage über die Bergung zu machen, und ich konnte es kaum glauben, als ich Ihren Namen auf der Arbeitsliste sah. Ich erkundigte mich, wo Sie arbeiten, und man sagte mir, ich würde Sie hier finden. So bin ich also da. Ich muß jemanden interviewen, und da dachte ich natürlich sofort an Sie. Wäre es Ihnen recht?«

»Mit Vergnügen. Was möchten Sie wissen? ... Cordi, ich bin wirklich froh, Sie wiederzusehen.«

»Ich auch, Steven ... Ich möchte wissen, wie es mit den Bergungsarbeiten steht. Ich muß nur noch schnell das Gerät einstellen, und dann können Sie und Charlie mir meine Fragen beantworten.«

Duncan, der den Kopfhörer trug, reichte ihr ein Mikrofon durch das Fenster. Sie nahm den kurzen Stab und hielt ihn sich an die Lippen.

»Duncan, ich mache eine Sprechprobe. Hörst du mich?«

»Alles klar.«

»Ich beginne die Aufnahme in zehn Sekunden ...«

Duncan legte eine Platte auf die Drehscheibe und stellte den Schneideapparat ein. »... fünf, vier, drei, zwei ... Hier spricht Cordelia Grey. Wir stehen auf einem Laufsteg über den Aufbauten des gekenterten TransatlantikschiFFes *Normandie*, jener stolzen Einheit der französischen Handelsflotte, die im vergangenen Februar, als man sie zum Truppentransporter umbaute, im Hafen von New York ausbrannte. Wir hören im Hintergrund das Rattern der Kräne, die die Trümmer aus dem Rumpf in Schuten abläden. Direkt nebenan ist auch die Anlegestelle der *Queen Mary*. Ich höre ein starkes Motorengeräusch in der Nähe. Was für Motoren sind das, Mr. Gates?«

Gates lehnte sich hinaus.

»Sie hören die Luftkompressoren, die die mechanischen Werkzeuge betätigen. Und das dumpfere Geräusch sind die Schlammumpen.«

»Und dieses Zischen und Stoßen?«

»Das ist eine Pfahlramme für einen neuen Festmache-pfahl, an dem ein Arbeitsprahm ankern soll.«

»Hier wird auch viel gehämmert, und es klingt, als ob man ein Haus baute.«

»Die Zimmerleute errichten eine Taucherplattform über dem Wasser, von wo aus die Taucher ihre Arbeit aufnehmen werden.«

»Mr. Collins, was ist dieses schwarze Zeug, das die Schlammumpen in die Schuten befördern?«

»Schlamm.«

Eine Sekunde herrschte Stille, und Gates sah die Panik in Cordis Augen. Sie war aus dem Konzept geraten. Er lehnte sich zum Mikrophon. »Es ist eigentlich eine Mischung aus Schlamm, Glasscherben, Asbestisolierung, Korkasche, verkohltem Holz und Teilen von Möbelstücken.«

»Trümmer?«

»Das auch«, sagte Charlie.

»Wir pumpen aus zwei Gründen«, erklärte Gates. »Einmal, um den Rumpf zu lenzen und dann, um den Schlamm, auf dem das Schiff liegt, zu härten, damit es uns möglich wird, die Lecks im Rumpf zu schließen. Bei flüssigem Schlamm können die Taucher nicht an die Lecks herankommen.«

»Es ist schwierig, die riesigen Ausmaße dieses gesunkenen Schiffes zu beschreiben. Von einem Ende aus gesehen ist es fast so groß wie das Empire State Building. Mr. Gates, können Sie mir genau erklären, wie die Bergungsleute es zu heben beabsichtigen?«

»Die *Normandie* wird sich von selbst heben, wenn es soweit ist«, sagte Gates. »Wir entfernen alles Übergewicht. Dann dichten wir den Rumpf und pumpen das Wasser aus. Und wenn das getan ist, schwimmt sie wieder, richtet sich wieder auf.«

»Ich kann mir vorstellen, daß sie vielleicht wieder schwimmen wird«, sagte Cordi. »Aber warum sagen Sie, sie würde sich wieder aufrichten?«

»Weil sie halt ein Schiff ist. Obgleich sie im Augenblick vielleicht nicht wie eins aussieht.«

Cordi warf ihm einen verständnislosen Blick zu, und dann sprach sie ins Mikrofon. »Jetzt haben wir uns überzeugen können, wie viele Männer hier emsig beschäftigt sind, um die *Normandie* zu heben und wieder zu einem Truppentransporter zu machen, der Soldaten von Amerika nach England bringt, damit eines Tages freie Menschen nach Europa zurückkehren können. Ich danke Ihnen, Mr. Steven Gates. Hier spricht Cordelia Grey in New York für den Nachrichtensender der BBC.«

»Darf ich Ihnen jetzt eine Frage stellen?«

»Ja, Mr. Gates?«

»Was haben Sie heute zum Abendessen vor?«

»Steven, wie herrlich, daß wir uns wiedersehen.«

Gates blickte sie über sein Champagnerglas an.

Sie schaute sich im Restaurant um und fügte hinzu: »Und Sie sind immer noch so verrückt wie früher.«

Er hatte dieses Restaurant ausfindig gemacht. Es gehörte ehemaligen Crewmitgliedern der *Normandie*. Er hatte Champagner bestellt und versuchte, die miteinander verbrachte Zeit auf der *Normandie* aufs neue heraufzubeschwören, was in einem überfüllten kleinen Saal mit rot-weiß karierten Tischdecken keine leichte Aufgabe war.

»Entschuldigen Sie den Wein«, sagte er. »Aber die Deutschen haben ihre Lieferungen eingestellt. Wann sind Sie nach New York gekommen?«

»Im letzten Frühjahr.«

»Warum haben Sie mich nicht angerufen?«

»Ich habe Sie vor drei Jahren auf einer fünftägigen Reise kennengelernt. Ich bin es es gewohnt, Leute anzurufen, die mir relativ fremd sind.«

»Aber ich habe Sie in London angerufen.«

»Ja, ich war abwesend. Was taten Sie in London?«

»Arbeit.«

»Schiffe?«

»Es ging ein bißchen hastig zu, weil wir noch nicht im Krieg waren, aber ich stellte Verbindungen zwischen euren

Schiffbauern und unseren Werften her. Ich beschäftigte mich mit den neuen Geleitschiffen.«

»Und wie sind Sie zu den Bergungsarbeiten gekommen?«

»Erinnern Sie sich an Rik van Slough? Den Holländer?«

»Ja.«

»Der macht jetzt große Geschäfte in New York. Besitzt einen Schlepper, einen Schrotthof, eine Menge Binnenschiffe und wer weiß was noch. Onkel Richard meint, bis der Krieg vorüber ist, wird ihm der ganze Hafen gehören. Er hat mir die Stelle verschafft.«

»Aber Sie sind doch Schiffbauer?«

»Das lasse ich für eine Weile ruhen.« Er blickte fort, und ihr fiel wieder ein, was sie sich am Morgen gedacht hatte, als sie ihn zuerst sah, ohne von ihm gesehen zu werden. Er wirkte irgendwie verschlossen. War er einsam?

»Haben Sie eine Freundin?«

Gates lächelte breit – wie früher. »Ich habe gewartet.«

»Wie bitte?«

»Auf Sie.«

»Reden Sie keinen Unsinn.«

»Nein, ich habe keine Freundin. Haben Sie jemanden?«

»Ich hatte. Er wurde getötet. Ich habe Ihnen doch von Alec erzählt.«

»Das tut mir leid... Wie geht es Ihrem Bruder?«

»Er ist im letzten Frühjahr gefallen.«

Er griff über den Tisch und nahm ihre Hand. Seine war viel kräftiger, als sie sie in Erinnerung hatte. Er war etwas fülliger geworden, sah kraftvoll aus. Könnte er ein Agent sein? Durchaus, dem Aussehen nach. War er hart genug dazu? Jedenfalls härter als vor drei Jahren. Aber auch sie war härter geworden.

»Gehen Sie viel aus?« fragte sie.

»Nein. Eigentlich bin ich ständig bei der Arbeit. Jetzt auf dem Schiff und vorher bei Onkel Richard. Seit unserer Rückkehr nach New York haben wir pausenlos geschuftet. Onkel Richard arbeitet jetzt an *Liberty*-Schiffen, und das Geschäft hat sich stark entwickelt.«

»Arbeiten Sie noch an Ihrer... *American Glory*? So heißt sie doch?«

»Keinen Strich. Die liegt vorläufig auf Eis.«

»Sind Sie deshalb zur *Normandie* gegangen?«

Gates blickte sie versonnen an. Sie könnte recht haben.
»Vielleicht... Wie lange werden Sie noch in New York bleiben?«

»Hoffentlich noch lange.«

»Großartig. Wo wohnen Sie? Im Meurice?«

Cordi war überrascht. Sie hatte ihn gebeten, sie im Studio der BBC im Rockefeller-Center abzuholen, um ihre Dekkung glaubhaft zu machen. »Zufällig ja. Woher wußten Sie das?«

Gates zuckte die Schultern. »Dort steigen immer die englischen Schauspieler ab, und Sie sagten mir, sie seien Schauspielerin gewesen. Ist es dort behaglich?«

»Ach, ziemlich überfüllt. Die BBC mietete eine kleine Suite, die ich mir mit Duncan und Mark teile. Ich habe ein kleines Zimmer für mich, aber es ist eigentlich nur ein Unterschlupf.«

»Ich wette, es ist palastartig, verglichen mit meinem. Ich habe ein möbliertes Zimmer zwischen der Neunten und Zehnten.«

»Und Ihr Familienhaus?«

»Das habe ich sozusagen links liegenlassen, als ich aus der Firma austrat. Und der Polizist, der über den Brand ermittelte, vermietet möblierte Zimmer. Das kam mir gelegen.«

»Welchen Brand?«

»Die *Normandie*. Er kam, um Charlie zu verhören, wegen Charlies linker Vergangenheit. Aber dann erwies er sich als ein anständiger Kerl. Er hat mir geholfen.«

»Inwiefern?«

Gates zögerte. »Er hat mir das Zimmer verschafft. Tanzen Sie noch?«

»In letzter Zeit nur noch selten.«

»John Kirby spielt im großen Speisesaal im Waldorf. Eines Abends ziehen wir uns fein an und schauen, ob Sie nichts verlernt haben.«

»Für das Waldorf bin ich ein bißchen zu eingerostet.«

»Das sagten Sie schon auf der *Normandie*.« Gates blickte auf die Uhr. »Kommen Sie, Muggsy Spannier spielt drüben

bei Jack Dempsey's. Wir erwischen gerade noch die Show und können dann tanzen.«

»Jetzt?«

»Natürlich. Es ist ganz in der Nähe am Broadway.«

»Was meinen Sie nun?« fragte Weatherburn. Er schien gespannt.

»Ich weiß nicht, was ich meinen soll.«

»Warum, zum Teufel, haben Sie sich von ihm nach Hause bringen lassen?«

»Er hatte erraten, daß ich hier wohne.«

»Was? Wie?«

»Er wußte, daß hier Schauspieler absteigen.«

»Und das haben Sie ihm abgenommen?«

»Ich war überrascht, aber ich glaube, es könnte wahr sein.«

Weatherburn blickte sie prüfend an, und sie wurde sich plötzlich bewußt, daß sie sich für diesen Abend besonders gut angezogen hatte. »Das Parfüm ist gut«, sagte er. »Immer noch in ihn verliebt?«

»Natürlich nicht.«

»Nehmen Sie sich in acht, Cordi.«

20

Gates verbrachte den Sonntag am Telefon, rief in allen Werften an, versuchte, die Männer ausfindig zu machen, die mit ihren Schneidbrennern das Feuer verursacht hatten. Er erreichte nichts. Die meisten Werften waren zwar in Betrieb, aber das Büropersonal hatte frei, und er fand niemanden, der ihm helfen konnte.

Am Montagmorgen auf der *Normandie* traf er van Slough auf dem Heck. Er zog sich gerade seinen Taucheranzug an. Am Samstag, als Gates verspätet zur Arbeit gekommen

war, hatte er Verärgerung gezeigt, und er schien es noch nicht vergessen zu haben. »Eben wurde mir ein Zettel überbracht. Kapitän Tooker will dich sprechen.«

»Charlie sagte es mir schon.«

»Was ist denn los?«

»Weiß ich nicht. Was kann er von mir wollen?«

»Gehe lieber jetzt zu ihm. Er wartet nicht gerne.«

Die Otter blickte Gates nach, der zum Ankerplatz des Bürokahns der Bergungsleitung eilte, und plötzlich wurde in ihm eine alte Erinnerung wach: Er sah sich wieder in Österreich, die Hänge eines Bergdorfs zum Bahnhof hinuntereilend, mit Freuden und Ängsten den Augenblick erwartend, da er Onkel Willy würde aus dem Zug steigen sehen. Hatte Onkel Willy vor, ihn mitzunehmen, wenn er mit seiner Mutter in die Ferien reiste? Im Rückblick schien er es immer getan zu haben, aber damals war er nie sicher gewesen.

Er zog es einstweilen vor, Gates am Leben zu lassen, aber wenn auch Gates' stümperhaftes Bemühen, die Sabotage zu beweisen, ihm letztendlich für sein Vorhaben im Herbst nur dienlich sein konnte, so begann dieser Mann doch, ihm empfindlich auf die Nerven zu gehen. Er hoffte, Kapitän Tooker würde ihm Gates irgendwie vom Halse schaffen, denn falls das nicht geschah – so beschloß er nun –, mußte Gates einen Unfall haben.

Unmittelbar nach dem Großbrand bei T&C hatte er Tooker auf Gates aufmerksam gemacht, andeutungsweise einiges über Gates' Aktivitäten vernehmen lassen und gleichzeitig Gates' enzyklopädische Kenntnisse in bezug auf die *Normandie* erwähnt. Da er inzwischen Tookers Arbeitsweise kannte, hoffte er, der Bergungsleiter würde sich auf die bestmögliche Weise um Gates kümmern, ihn unwissentlich von seinen Schnüffeleien ablenken und ihn doch in genügender Nähe behalten, so daß die Otter sich seiner bedienen konnte, wann und wo sich die Notwendigkeit ergab.

Gates verhielt sich still und wartete, von dem legendären Kapitän Tooker zur Kenntnis genommen zu werden. Zum ersten Mal wurde ihm bewußt, wie sich ein junger Bauzeichner in der Gegenwart des Mannes fühlen mußte, den er Onkel Richard nannte, wenn er sich fragte, was der Erfinder der Prince-Turbine und anderer Hochdruckantriebsanlagen, die in den letzten zwanzig Jahren so wesentlich zur Entwicklung des Schiffsverkehrs beigetragen hatten, von ihm wollte.

Kapitän Tooker stand über seinen Schreibtisch gebeugt, die Hände in den Taschen seiner verbeulten Hose vergraben. Ein hellfarbiger Hut saß ihm auf dem Hinterkopf, und er sah aus, als sei er eben angekommen oder als wolle er gerade fortgehen. Er trug ein weißes Hemd mit Krawatte. Endlich blickte er auf.

»Gates?«

»Jawohl, Herr Kapitän.«

»Es ist mir bekannt geworden, daß Sie vor einigen Monaten auf den Grund eines vorderen Abschnitts des B-Decks getaucht sind.«

Gates hielt seinen Atem an und antwortete nicht. Wie, zum Teufel, hatte er das herausgefunden?

»Meines Wissens sind Sie kein Taucher.«

»Nein, Herr Kapitän.«

»Wie kommen Sie dann dazu, auf meinem Wrack zu tauchen?«

Gates sagte nichts; er hatte nichts zu sagen.

»Leugnen Sie es nicht ab, Sie verschwenden nur meine Zeit. Mit den Blödmännern, die Ihnen hinunterhalfen, habe ich bereits abgerechnet.«

»Es war nicht wirklich ihre...«

»Haben Sie nicht gehört, daß wir einen Taucherkurs für Zivilisten beginnen?«

»Jawohl, Herr Kapitän.«

»Wollen Sie es lernen? Wollen Sie Taucher werden?«

»Ja, Herr Kapitän. Aber...« Angst und Begeisterung

stiegen in ihm auf, und er dachte an die schwarze Finsternis im Helm.

»Aber was?«

»Man sagte mir, ich sei zu leicht für die Arbeit.«

»Bockmist. Die Arbeit in der Finsternis erfordert mehr Grips als Muskeln. Der Kursleiter erwartet Sie. Melden Sie sich bei meinem Sekretär, wenn Sie wollen.«

»Ich danke Ihnen, Herr Kapitän.«

»Danken Sie mir nicht. Ich brauche Leute, die wissen, was sie tun.«

Gates konnte sein Glück nicht fassen. Tooker warf einen Blick auf seine Uhr, und Gates ging auf die Tür zu.

»Gates, lassen Sie mich Ihnen noch etwas sagen. Ihr Abenteuer auf dem B-Deck war reiner Wahnsinn. Im Bergungsgeschäft gibt es zwei Arten von Tauchern. Wagemutige Taucher und alte Taucher. Ich bin seit vierzig Jahren in diesem Geschäft. Drei meiner Söhne tauchen an diesem Wrack. Und mein Vater war schon vierzig Jahre vor meiner Geburt bei der Bergung tätig. Und keiner von uns – weder er noch meine Söhne, noch ich – sind je einem forschen *und* alten Taucher begegnet.«

Tooker wandte sich seinen Papieren zu, machte sich eine Notiz, und Gates trat durch die Tür in den Vorraum. Ein Sprechgerät summte, und der Sekretär antwortete. »Ja-wohl, Herr Kapitän.« Er reichte Gates einen Brief für den Kursleiter. »Beeilen Sie sich. Sie sind verspätet.«

Gates nahm den Brief, schüttelte erstaunt den Kopf. »So einfach ist das?« Er verzog sein Gesicht zu einem Grinsen.

»Ein paar Anrufe Ihrer hochgestellten Freunde haben geholfen, aber vor allem meinte der Kapitän, er habe, als er in Ihrem Alter war, schlimmere Späße angestellt.«

Er rief Cordi an, als er vom Pier kam. Unter der Nummer im Rockefeller-Center, die sie ihm angegeben hatte, war sie nicht zu erreichen, und er versuchte es im Meurice, wo es einige Verwirrung gab, bis der Telefonist ihn mit ihr verband.

»Wissen die Leute denn nicht, daß Sie dort wohnen?«

»Ach, der Telefonist ist neu. Es war wirklich ein schöner Abend. Nochmals vielen Dank.«

»Sagen Sie, können Sie sich für eine Feier freimachen?«

»Was soll denn gefeiert werden?«

»Ich bin in der Taucherschulung.«

»Soll das ein Witz sein?«

»Ich soll Bergungstaucher werden. Der Bergungsleiter hat mich zugelassen. Ich dachte, er würde mich rausschmeißen, weil ich einmal ohne Erlaubnis getaucht bin, aber statt dessen hat er mich in den Kurs eingeschrieben. Bitte, kommen Sie doch. Wir gehen zuerst ins Theater, und dann essen wir bei Sardie's. Haben Sie schon *Angel Street* gesehen?«

22

»Es kommt auf Sie zu, Gates«, sagte der Tauchinstruktor.

Ein in dicke Eisenklammern gebetteter, zweieinhalb Meter großer Holzbalken sank schwer in das tintenschwarze Wasser.

Neun Meter tiefer bewegte sich Gates unsicher auf einer Plattform, die er nicht sehen konnte, hob die Hände, die Finger blind ausgestreckt wie die Fühler einer Seeanemone. Ein zweiter Taucher, ein fortgeschrittener Tauchschüler wie Gates, der während seiner arbeitsfreien Stunden den Kurs absolvierte, wartete auf der Plattform – unsichtbar. Helmkopfhörer verbanden sie mit dem Instruktor hoch über ihnen, der sie zum Bau eines Schotts zwischen zwei vertikalen Decks anleitete. Schritt für Schritt.

Die Arbeit außerhalb des Wassers unterschied sich von der im Wasser wie Geselligkeit von Isolation. Außerhalb des Wassers war das Werkzeug bei der Hand, man konnte sich rasch zusammentun, wenn es etwas Schweres zu heben gab und sich Warnungen zurufen, wenn Gefahr drohte. Im Wasser mußte der Taucher sein Werkzeug mit sich tragen oder kostbare Zeit vergeuden, während man ihm die, die er nicht tragen konnte oder die ihm irrtümlicherweise entbehrlich erschienen waren, mühevoll im schwarzen Wasser durch ein

Labyrinth von Gängen und Schächten herunterließ. Jede Warnung, selbst die einfachsten Bitten um Hilfeleistung mußten durch die Sprechanlage hinauf und dann wieder zu den anderen Tauchern heruntergeleitet werden. Und um seine Spur nicht zu verlieren, mußte sich ein Taucher mit seinem Tastsinn an alles erinnern, was er berührt hatte.

»Ich hab's.« Gates' ausgestreckte Finger berührten den Balken. Als er dreißig Zentimeter tiefer hing, wurden Ketten an beiden Seiten des zum Teil fertiggestellten Schotts heruntergelassen. Gates und sein Partner tasteten sich an die Trossen und hakten sie an die Kettenringe auf den Klammern. Er kniff die Augen zu, öffnete sie wieder, doch die Finsternis war die gleiche.

»Okay«, sagte der Instruktor. »Drückt den Decksbalken gegen die Spanten.«

Gates hatte sich im Taucherkurs gut bewährt, weil sein mathematisch geordnetes Gedächtnis ihm in der Arbeit half, aber hier erwies sich sein leichter Körperbau als ein Nachteil. Der unsichtbare Tauchschüler neben ihm war breit und kräftig gewachsen, und sein Ende des Balkens war bereits im Spant, während Gates sich immer noch abmühte.

»Fertig?« fragte der Instruktor.

»Moment mal.« Er nahm all seine Kraft zusammen, wäre beinahe von der Plattform gerutscht, machte eine letzte Anstrengung, und dann hatte er es geschafft. »Okay, fertig.«

»Loslassen! Wir ziehen ihn rauf.«

Die Männer oben drehten die Kettenwinde. Der Balken schwebte empor, an den beiden Spanten entlang. Gates führte die Führungskante des Balkens in die Nut des vorher eingesetzten Balkens ein, tastete die Fuge mit einer Hakenschraube ab. »Er ist fest.«

»Verschraubt ihn.«

Gates führte die Schraube in das bereits gebohrte Gewinde im Balken ein, fügte Unterlegscheibe und Mutter hinzu und drehte das Ganze mit einem Schlüssel fest.

»Los, Jungs. Jetzt kommt rauf.«

»Ich kann noch mehr tun«, erbot sich Gates.

»Sie sind vier Stunden unten gewesen, und das reicht.«

»Wie steht es jetzt mit Gates?« erkundigte sich Weatherburn.

»Er hat den Taucherkurs abgeschlossen und arbeitet wieder für van Slough. Er taucht mit ihm«, sagte Cordi. »Was wissen wir über van Slough?« fragte sie.

»Heute nachmittag ist etwas aus London gekommen. Ich möchte es an van Slough ausprobieren.«

»Was ausprobieren?«

»Einer unserer Agenten in Holland berichtet, der dortige Untergrund habe einen Test, durch den man herausfinden kann, ob ein Verdächtiger, der sich als Holländer ausgibt, Deutscher ist.«

»Was ist das für ein Test?« fragte Cordi.

»Ein Wort. Ein holländischer Name. Hier.« Er schrieb es auf ein Stück Papier. »Ein Badeort an der Nordseeküste. Ein Deutscher kann das nicht aussprechen.«

»Wollen Sie mich auf den Arm nehmen?«

»Nein. Es klingt verrückt, aber ein Deutscher kriegt es einfach nicht wie ein Holländer heraus, ganz gleich, wie fließend sein Holländisch sonst ist.«

»Sind Sie sicher?«

»Die Untergrundleute schwören drauf.«

»Feierabend«, rief van Slough, doch man hörte ihm an, daß er nur widerwillig Schluß machte.

»Wenn du willst, kann ich noch bleiben«, sagte Gates und ließ sich erschöpft auf der Taucherplattform nieder. Sie hatten den ganzen Tag gemeinsam geschuftet und Holzschalungen unter dem Wasser errichtet, um den Dichtzement zurückzuhalten, der über die Verschlußstellen der Schottes geschüttet werden sollte.

»Nein, das wirst du nicht«, sagte Charlie. Riks Helfer Marty nickte. »Ihr beide seid zu lange unten gewesen. Es ist zu gefährlich.«

»Ja, da magst du recht haben.« Rik gab Marty seinen Helm und zog sich die Messingstiefel aus. »Bis morgen dann. Sei pünktlich.« Er eilte in die Richtung seines Schleppers davon, der, wenn er nicht gerade in Betrieb war, in der Nähe des Hecks der *Normandie* festgemacht lag.

Gates hatte sich nicht bewegt. Charlie half ihm aus Helm und Anzug und legte die Ausrüstung für den nächsten Morgen bereit. Gates stand in seinen langen wollenen Unterhosen auf der Plattform, immer noch regungslos.

»Du siehst müde aus.«

»Ich bin zu Tode erschöpft.«

»Kommt es davon, weil du Cordi nachrennst, oder Rik?«

»Er ist eine verdammte Maschine.« Gates blickte Rik van Slough nach. »Der Herrscher des Heckreiches.«

Charlies Gelächter hallte in den Stahlgewölben wider. Das Heckreich war zu einem geflügelten Wort geworden, seit van Slough sich dort auf das Tauchen konzentrierte, Schweißer und Zimmerleute auf den Achterdecks überwachte und die Bergungsleitung überzeugt hatte, daß die Arbeit schneller voranging, wenn er die verschiedenen Gruppen unter seiner Fuchtel hielt.

»Zieh dir was an. Es ist höchste Zeit, daß wir verschwinden.«

Die Garderobenschränke waren am anderen Ende der Taucherplattform. Gates kleidete sich an.

»Möchtest du zum Abendessen nach Hause kommen?« fragte Charlie.

Gates dachte an das warme Speisezimmer im Haus seiner Mutter. »Wo ist Onkel Richard?«

»In Washington.«

»Dann komme ich.«

»Vergiß nicht, Kay zu erzählen, wie gut ich mit dir arbeite.«

Kaum zwölf Stunden, nachdem Kay Collins erfahren hatte, daß ihr Bruder den Tauchkurs für Zivilisten besuchte, war Charlie ihm dorthin gefolgt und hatte den Steuermannsdienst auf der *Hollandia* quittiert, um sich als Tauchergehilfe schulen zu lassen. Van Slough hatte sich bereit erklärt, sie wieder bei sich aufzunehmen, aber unter der Bedingung, daß Charlie auch andere Arbeiten übernahm, sowie man einen Ersatzmann für Gates' Helfer gefunden habe, aber davon durfte Kay nichts wissen.

Sie brauchten zehn Minuten, um über die Laufstege durch das Schiff auf den Pier zu gelangen, wo sich die heimkehrenden Arbeiter und die der neuen Schicht anein-

ander vorbeidrängten. Ein Stau am Eingangstor brachte eine weitere Verzögerung. Charlie fragte Gates, ob er mit dem Schweißer gesprochen habe, bei dem er Erkundigungen einziehen wollte.

»Seit ich tauche, hatte ich noch keine Gelegenheit dazu. Er ist drüben auf der Werft in Hoboken, aber er hat die gleiche Arbeitszeit wie ich, und ich konnte nicht herausfinden, wo er wohnt.«

Im Radio hörte man ständig das neue Lied »Zu Weihnachten bin ich wieder daheim«, und Gates fühlte sich einsam und romantisch. Cordi hatte als Korrespondentin eine unregelmäßige Arbeitszeit und war oft bis spät in die Nacht mit ihren Kurzwellensendungen nach London beschäftigt. Er rief Wally an, plauderte eine Weile mit ihm und bat ihn dann, mit seiner Mutter sprechen zu dürfen.

»Tante Louise, kann ich zum Weihnachtsdinner eine Freundin mitbringen?«

»Natürlich.«

»Sie heißt Cordi Grey, sie ist Engländerin und ...«

»Ich weiß alles über sie.«

»Tatsächlich?«

»Wir möchten sie alle gern kennenlernen.«

Sie trug ein grünes Samtkleid am Weihnachtsabend, und ihr tizianrotes Haar umrahmte glanzvoll die hohe und blasse Stirn. Gates hatte noch nie so stolz den großen Salon der Strattons betreten – ein riesiges Zimmer mit hoher Decke, angefüllt mit Antiquitäten aus Europa, die sich im Laufe von hundert Jahren angesammelt hatten. Als Gates und Cordi ankamen, war es noch früh, und die kleine Zahl der bereits Anwesenden wirkte fast verloren in dem großen Raum.

Wally begrüßte sie mit einem schlaffen Lächeln. Er mixte sich gerade einen Dry Martini, was er immer tat, wenn er sich vor Beginn einer Party betrank.

Vera Gates kam mit Richard Prince und Kay herein, und Charlie folgte. Sie tauschte im Gewirr der Begrüßungen ein

paar rasche Worte mit Steven aus. »Sie sieht bezaubernd aus, und ich freue mich, sie endlich kennenzulernen. Ich verspreche dir, daß ich mich benehmen werde.«

»Fröhliche Weihnachten.«

»Komm doch später zu Hause vorbei, wir haben Geschenke für dich. Sei nett zu deinem Onkel. Du kannst Cordi mitbringen, falls wir sie bis dahin nicht abgeschreckt haben. Ich hab' auch ein Geschenk für sie.«

Richard Prince war bereits mit Cordi im Gespräch, und aus ihrer angeregten Unterhaltung zu schließen, schienen sie den Faden dort wieder aufgenommen zu haben, wo sie ihn vor drei Jahren und vier Monaten auf der *Normandie* verlassen hatten. »Wie geht es dir, Onkel Richard? Fröhliche Weihnachten.«

Sie schüttelten sich die Hände, aber Gates konnte ihm nicht ins Auge schauen. Er sagte: »Mutter, darf ich dir Cordi Grey vorstellen? Cordi, das ist meine Mutter, Vera Gates.«

»Es freut mich, Sie kennenzulernen, Mrs. Gates.« Ihre Wangen waren leicht gerötet, und sie schien sich wohl zu fühlen.

»Nennen Sie mich doch bitte Vera. Endlich sehe ich Sie einmal. Steven hat mir vor Jahren von Ihnen erzählt, als er Sie auf der *Normandie* traf.«

Gates nahm dankbar den Dry Martini entgegen, den Wally ihm reichte.

Es war eine große Party, und sie erinnerte Cordi an Weihnachten in London vor dem Krieg, als alle aus der Schule heimgekehrt waren und sich seit den Sommerferien zum ersten Mal wiedersahen. Sie war sich bewußt, mit welchem Interesse Stevens Familie sie beobachtete. Es hatte sich wohl irgendwie herumgesprochen, daß er Absichten hegte. Oder war man nur argwöhnisch, weil diese Engländerin so plötzlich unter ihnen aufgetaucht war?

»Cordi?«

Sie drehte sich um. Steven holte sich gerade einen neuen Drink. Van Slough stand lächelnd vor ihr.

»Erinnern Sie sich an mich?« fragte er. »Rik van Slough.«

»Natürlich. Wie geht es Ihnen?« Sie schüttelte ihm die Hand. »Fröhliche Weihnachten.«

»Ich hatte leider Ihr Radiointerview verpaßt. Die Metho-

de, mit der Sie an Bord gekommen sind, war wirklich sehr originell. Es ist nett, Sie wiederzusehen.«

Er wirkte sehr wohlhabend, sah gut aus und zeigte ihr ein gewinnendes Lächeln. Sie fragte sich, wie er reagieren würde, wenn sie ihm die Testfrage des holländischen Untergrunds stellte.

»Sind Sie mit den Strattons befreundet?« erkundigte sie sich.

»Ich lernte sie erst heute kennen. Sie hörten von Kay und Charlie, daß ich allein bin, und da haben sie mich als Weihnachtswaise eingeladen.«

Gates sah sie im Gespräch und eilte zurück. »Habt ihr euch gefunden?«

»Wie du siehst«, sagte van Slough.

Der Salon füllte sich rasch, und man sah viele Uniformen. Gates kannte die meisten Offiziere nicht und nahm an, daß die Strattons wie viele andere New Yorker zu diesem ersten Kriegsweihnachtsfest ihr Haus den in der Stadt unabkömmlichen Auswärtigen geöffnet hatten.

Beim Essen, das an zwei Tischen im großen Speisezimmer serviert wurde, saßen Gates, Cordi, van Slough und einige junge Offiziere an Wallys Tafel.

»Ich habe tagsüber einen richtigen Alptraum und sehe ein deutsches Blockadeschiff den Ambrose Channel heraufdampfen«, sagte einer von der Küstenwache plötzlich sehr ernst.

»Was meinen Sie, Steven?« fragte Cordi. Gates hatte sie über den Tisch angeschaut. Er richtete sich auf und wandte sich an den Leutnant.

»Es müßte schon ein riesiges Schiff sein, um den Hafen völlig zu blockieren. Der Kanal ist sechshundert Meter breit, aber der Verkehr würde bestimmt ins Stocken geraten. Kontrollieren Sie nicht alle einfahrenden Schiffe drei oder vier Meilen vor Sandy Hook?«

»Wir versuchen es.«

»Rik?« rief Cordi über den Tisch. »Ich unterhalte mich gerade mit Wally über Holland...« Sie hatte das Gespräch ein bißchen forciert, damit Wally ihr nicht den Plan verdarb, und... ihm erzählt, daß Slough aus Holland sei und so weiter...

»Nur sie hat über Holland gesprochen«, sagte Wally. »Ich tat, als ob ich ihr zuhörte, während ich ihr unter dem Tisch ans Knie faßte – ach, Steven, du bist ja hier, ich dachte, du seist am anderen Tisch.«

»Was wollen Sie über Holland wissen?« Rik lächelte.

»Wie heißt noch dieser Badeort an der Nordsee?«

»Zandvoort? In der Nähe von Haarlem.« Er fügte lachend hinzu: »Ich meine das Haarlem mit zwei a.«

»Nein«, sagte Cordi. »Nicht Zandvoort. Sie wissen bestimmt, was ich meine. Ein riesiges Hotel direkt am Strand. Es sieht, wie ich hörte, ein bißchen wie Atlantic City aus. Das müssen Sie kennen. Es hat einen schwer auszusprechenden Namen.«

Rik nahm sein Glas und trank einen Schluck Wein.

Dann, statt Cordi zu antworten, zog er langsam seine Brieftasche aus der Jacke und kramte darin herum. Die anderen blickten neugierig auf. Cordi schien seltsam gespannt, und das fiel Gates auf. Van Slough öffnete eine innere Klappe, auf deren Außenseite sich ein Kreis abgezeichnet hatte. Was er darin verwahrte, mußte lange dort gewesen sein. Er entnahm ihr eine Goldmünze und hielt sie ans Kerzenlicht. Zitterten seine Finger, oder war es nur die flackernde Flamme?

»Gold«, sagte er. »Ein alter Goldgulden. Das erste Gold, das ich je besaß.« Er nahm sein Glas in die andere Hand und trank.

»Was hat das mit dem Badeort zu tun?« fragte Cordi.

»Ich verdiente mir diesen Gulden in dem Badeort, weil ich ein sehr schlauer kleiner Junge war.«

»Und wie heißt er nun?« fragte Cordi.

»Der Ort, wo ich mir diesen Gulden verdiente? Scheveningen.«

»Können Sie das wiederholen?« bat Wally.

»Scheveningen.« Rik lachte. »Versuchen Sie es erst gar nicht. Nur ein Holländer kann diesen Namen richtig aussprechen...«

Scheveningen. Sie standen am Strand. Onkel Willy hielt die Münze in die Sonne. Für einen neunjährigen Jungen war es

ein Vermögen. Onkel Willy wollte sie für ein paar Tage im Hotel lassen, während er eine holländische U-Boot-Werft besuchte. Er hatte dem Jungen die Münze versprochen, falls jener nach seiner Rückkehr imstande wäre, den Namen dieses holländischen Badeorts korrekt auszusprechen. Seine Jugend und die Sprachkenntnisse, die er sich bisher auf Onkel Willys Verlangen angeeignet hatte, machten es ihm ein wenig leichter, aber auch heute brauchte er immer noch einen Augenblick, bevor er das Wort hervorbringen konnte.

»Steven, versuche es doch einmal«, rief er über den Tisch.
»Wenn ich es bedenke, könnte ein Amerikaner durchaus in der Lage sein, Scheveningen zu sagen. Ihr New Yorker habt ja eine gute Portion holländisches Blut in euren Adern. Also, wie wär's? Scheveningen!«

Die anderen lachten, waren Rik van Slough dankbar, dem Gespräch eine amüsante Wendung gegeben zu haben, und alles wandte sich Gates zu, der, wie es die Otter vorausgesehen hatte, verlegen errötete und einen kläglichen Versuch mit dem schwierigen Wort machte. Lachend bemühten sich jetzt alle, und wie das Glück es wollte, erzielten Wallys Schwester und der Leutnant der Küstenwache recht gute Resultate. Die Otter konnte es sich nicht verkneifen, Cordi zuzublinzeln, als er den Butler um eine weitere Flasche Wein bat. Onkel Willy hätte dieses Sichgehenlassen nicht gutgeheißen. Aber Onkel Willy war schließlich nicht im Einsatz und stand nicht unter einem solchen Druck. Er mußte sich zuweilen ein bißchen gehenlassen, um bei Verstand zu bleiben.

Spät in der Nacht, nachdem sie die Strattons verlassen und einen Besuch im Gatesschen Haus abgestattet hatten, saß Steven mit Cordi in einem Taxi vor dem Meurice, und er überreichte ihr ein kleines Geschenkpaket.

»Fröhliche Weihnachten.«

»Steven, die Schachtel ist zu klein, um ein Freundschaftsgeschenk zu sein.« Sie war ratlos, fühlte sich verlegen.

»Keine Sorge. Öffnen Sie es nur.«

Sie war enttäuscht, daß Rik Weatherburns Test so gut bestanden hatte. Sie stellte plötzlich fest, daß sie gehofft hatte, er hätte versagt und sei die Otter, und sie brauche Steven nicht mehr zu verdächtigen.

»Öffnen Sie es.«

Sie knüpfte das weiße Band auf, schob den Fingernagel unter die schmale Klebefolie und öffnete behutsam das Paket, ohne das Geschenkpapier zu zerreißen. Es war ein schwarzes Juwelenetui. Sie wog es zögernd in der Hand. Was tat er ihr an? Eine Gruppe Soldaten kam aus der Hintertür des Essex House, grölte laut und lief auf das Taxi zu, aber dann sahen sie Cordi und Steven im Wagenfond. Hinter ihnen war noch ein Taxi, und sie war sich vage bewußt, daß es auch besetzt war, aber da hatte sie schon den Deckel des Etuis aufschnappen lassen.

»Fahrer, machen Sie bitte Licht«, sagte Gates.

»Nicht nötig«, sagte Cordi. »Ich kann es sehen. O, Steven, es ist wunderschön.« Cordi nahm die feine Goldkette vom Samtkissen. An ihr hing ein goldenes V mit eingelegten Diamanten.

»Patriotisch, nicht wahr? Ich dachte, es würde Ihnen gefallen.«

»Es gefällt mir sogar sehr. Aber ich kann es nicht annehmen.«

»Ich will es aber, und ich...«

Sie hielt ihm den Finger an die Lippen und drückte ihm die Kette in die Hand. »Sie gehen zu rasch vor. Es sind da noch einige... Hindernisse, die Sie nicht sehen können. Übereilen Sie nichts.«

Die Otter drehte seinen Goldgulden zwischen den Fingern, während er sie von einem anderen Taxi aus beobachtete. Sie führten ein angeregtes Gespräch. Cordi fuchtelte mit den Händen herum, und Gates rückte auf seinem Sitz hin und her.

Manchmal hatte er das Gefühl, nichts weiter als ein U-Boot Onkel Willys zu sein: vorausgeplant bis auf die letzte Einzelheit. Aber wenigstens hatte Onkel Willy in dieser Beziehung gute Arbeit geleistet. Er hatte an alles gedacht. An alles, was die Otter zum Überleben brauchte... Jetzt sah er, wie Cordi Gates auf die Wange küßte, aus dem Taxi stieg und in ihr Hotel ging. Sie war schlau und tapfer. Sie hatte ihm eine gute Falle gestellt, aber sie hatte es teuer bezahlt,

denn jetzt wußte die Otter, wer sie war und woher sie kam. Miß Cordelia Grey war kein Spielzeug des britischen Geheimdienstes. Sie war eine Jägerin, und eine sehr gute noch dazu. Sie hatte ihn erschüttert, ihn in einem schwachen Augenblick erwischt, als er dummerweise zuviel getrunken hatte.

Er hätte darauf gefaßt sein müssen, sie nicht zum Zuge kommen lassen dürfen.

Es gefiel ihm nicht. Sie lauerte ihm von der einen Seite auf, und wie viele Engländer standen hinter ihr? Und Gates schnüffelte auf der anderen Seite. Er mußte sie gegeneinander ausspielen – wie er es bei Tisch getan hatte – oder einen von ihnen ausschalten, selbst wenn er damit Gates als Tarnung verlor.

23

»Wie läuft es?« fragte Weatherburn.

»Langsam«, sagte Cordi.

»Beschleunigen Sie es. Kommen Sie, Duncan. Wir sind zurück, sowie Duncan unseren neuen amerikanischen Freunden gezeigt hat, wie man eine Funkabhörstation richtig zu bedienen hat. Ich kann dieses verdammte Gewäsch von Überseekameradschaft nicht mehr ertragen. All dieser Quatsch, nur weil wir im Krieg sind.«

Als sie gegangen waren, sagte Cordi zu Mark: »Ich bin völlig durcheinander.«

»Gates?«

»Entweder er hat sich in mich verliebt, oder er ist der beste Schauspieler in New York.«

»Er könnte beides sein.«

»Er verbirgt bestimmt etwas vor mir. Aber ich weiß nicht, was es ist. Dieser verdammte Weatherburn mit seinem blöden Test. Ich war sicher, daß es van Slough ist.«

»Der Test hat sich bewährt«, sagte Mark. »Die Holländer

wenden ihn an und erschießen Leute, die ihn nicht bestanden.«

»Weatherburn hält viel zuviel davon. Haben wir sonst nichts über van Slough? Wie steht es bei dir?«

»Ich kenne jemanden bei der australischen Küstenwache in Neuguinea, der einmal in Schanghai bei Bergungsarbeiten tätig war. Er weiß vielleicht, ob van Slough dort war. Falls die Japsen ihn nicht inzwischen geholt haben.«

Die Otter duckte sich, rieb ein Streichholz an, schützte es vor dem Wind und hielt es an die Weiche, die er mit Öl übergossen hatte. Orangefarbene Flammen züngelten träge über die vereisten Gleise und verdichteten sich etwas mehr an den Schienenzungen. Er nahm seine Ölkanne wieder auf, ging zur nächsten Weiche, wartete, bis eine Rangierdiesellok vorbeigefahren war und zündete ein weiteres Feuer an. Das Motorengeräusch und die Tatsache, daß der Ballast völlig eingefroren war, ließen ihn nicht rechtzeitig das Kommen der Wachen hören. Sie standen direkt hinter ihm, und er drehte sich rasch um.

Der Strahl einer Taschenlampe blendete ihm die Augen.

»Haben Sie 'n Ausweis, Kumpel?«

Es waren zwei, und ihr Atem dampfte im Wind. Reservisten der Küstenwache, Freiwillige, die im Hafengebiet auf Streife gingen. Der eine hatte eine 45er Automatic in der äußeren Manteltasche. Beide trugen Stöcke. Die Otter stellte die Ölkanne nieder, steckte die Streichhölzer ein, griff tief in seine Jackentasche und holte einen Eisenbahnerausweis heraus. Er überreichte ihn dem Mann mit der Waffe, der ihn im Lichte seiner Stablampe las und ihm dann noch einmal ins Gesicht leuchtete. Die Otter hatte sich eine Eisenbahnermütze über das Haar und in die Stirn gezogen, und der Schirm verdeckte seine Augen. Hätten sie ihn aufgefordert, die Mütze abzunehmen, so hätte er sie töten müssen.

»Okay«, sagte der Mann und gab ihm den Ausweis zurück. »Verdammt kalt, was?«

»Kalt wie ein Schwiegermutterkuß«, sagte die Otter, stolz, dieses Wort irgendwo aufgeschnappt zu haben.

Die Männer lachten und zogen weiter. Die Otter blickte

ihnen nach, bis sie an den flammenden Weichen vorbei in der Dunkelheit verschwunden waren. So weit er sehen konnte, flackerten überall im Güterbahnhof von Weehawken die Flammen an den Weichen auf. Sie tanzten in der Nacht, ließen die Stellen der Weichen erkennen und sollten die Schienenzungen am Einfrieren hindern.

Die Otter goß Öl auf einige Flammen, die bereits brannten, entzündete eine, die ausgegangen war und duckte sich plötzlich hinter einen Kohlenwagen. Die Ölkanne ließ er nicht los, denn er könnte noch einer Streife begegnen. Er hatte in dieser Nacht eine Arbeit zu tun, die es ihm möglich machen würde, eine Notbehelfsreparaturwerkstatt für die *Seehund*, das versprochene kleine U-Boot, am Flußufer einzurichten. Aber zuerst brauchte er einen Eisenbahnwagen: den schwersten, der aufzutreiben war.

Ein riesiges Netz von Gleisen erstreckte sich vom Güterbahnhof von Weehawken bis zu den Landungsbrücken und Lastwagenfähren am Flußufer. Die Landungsbrücken waren überdachte Frachthöfe, auf denen die Güter aus den Eisenbahnwaggons auf die Schiffe geladen wurden, während die offenen Fährschuten dazu dienten, Lastwagen oder Güterzüge auf Floßkähnen über den Fluß nach Manhattan und Brooklyn zu bringen.

Ein abgekoppelter Kohlengüterwagen setzte sich langsam in Bewegung. Das scharfkantige Anthrazit im Laderaum funkelte wie ein Haufen Diamanten im orangefarbenen Licht der Ölfeuer auf den Weichen.

Vor ihm schloß sich eine Weiche.

Der Wagen rollte ratternd über die eingestellte Spur ein leichtes Gefälle hinunter. Hinter ihm schnappte die Weiche wieder in ihre vorherige Stellung. Die Otter rannte dem Wagen nach, überholte ihn auf dem festgefrorenen Ballast und stellte die nächste Weiche um.

Jetzt verließ der Wagen den Güterbahnhof, ratterte durch die Nacht, rollte mit erhöhter Geschwindigkeit in die Richtung einer einsamen Fährbrücke inmitten einer kleinen verlassen Zone am sonst sehr geschäftigen Ufer. Südlich davon ragten ausgebrannte Piers auf einer kurzen Strecke

ins Wasser hinaus, und ihre verkohlten Pfähle verfaulten im Schlamm. Im Norden lag ein einsames, verhältnismäßig kleines, dunkles Gebäude mit Brettern vor den Fenstern und eingesunkenen Türen, zu dem keine Gleise führten. Das einzige Licht in dieser Gegend war das der Fährbrücke, aber es war ein trübes Licht und zeugte von einem heruntergekommenen Unternehmen, das nur noch aus Gewohnheit überlebte.

Die viereckigen Eisenträger der Hebevorrichtung, die zum Verladen der Güterwagen auf die der Ebbe und Flut ausgesetzten Fährprähme diente, wirkten wie eine kleine Pforte zur verdunkelten Stadtsilhouette am anderen Flußufer. Ein halbes Dutzend beladener Güterwagen stand auf den beiden Schienensträngen unterhalb der Hebevorrichtung und wartete, mit der Kranwinde auf einen Prahm befördert zu werden.

Die Otter sprang von hinten auf den Kohlenwagen auf, bahnte sich seinen Weg über den Haufen Anthrazit und stieg die Sprossen der vorderen Leiter hinunter. Der Wagen hatte eine Geschwindigkeit von etwa fünfzehn Stundenkilometern erreicht. Noch eine Weiche mußte gestellt werden. Er sprang ab und rannte, glitt aus und fiel.

Der Wagen ratterte ihm nach. Er zog die Schultern ein, ließ sich rollen, sprang wieder auf die Füße und fühlte im Lauf den Wagen in seinem Rücken wie die Hand eines Riesen, die sich nach ihm ausstreckte. Er rannte schneller, gewann einen Vorsprung und erreichte die Weiche. Es blieben ihm nur noch einige Sekunden.

Niemand hatte sich die Mühe gemacht, sie durch ein Feuer zu erwärmen. Er griff nach dem Weichenhebel, hatte jedoch die Kälte unterschätzt. Hier hätte er anfangen sollen, bevor er zum Güterbahnhof ging und den Kohlenwagen abkoppelte. Der Hebel klemmte, aber bewegte sich schließlich doch noch. Die Schienenzungen öffneten sich. Der Wagen holperte lärmend über die vernachlässigte Weiche. Er ließ sie offen – für den Fall einer Untersuchung – und blickte dem Wagen nach, der nun rasch den Hang zur Fährbrücke hinunterrollte. Nur noch vierhundert Meter.

Die Schienen auf dem letzten Stück waren bis auf einen Strang eingerostet, auf dem eine Rangierlokomotive die

anderen Güterwagen zur Fährbrücke gebracht hatte. Die mit dem Verladen der letzten Fuhre beschäftigten Eisenbahnarbeiter hörten den Wagen kommen und stoben auseinander.

Der schwere mit Kohlen beladene Waggon prallte mit einem Tempo von fünfunddreißig Stundenkilometern auf den auf der Brücke stehenden Zug. Nur der erste Wagen hatte die Bremse angezogen, und der Aufprall stieß ihn und den zweiten Wagen über den Rand. Sie stürzten auf den Prahm. Der erste Wagen überschlug sich, fiel krachend vom Prahm ins Wasser. Der Aufprall des zweiten Wagens riß die Vertäuerung durch und stieß den Prahm und den Schlepper vom Ufer fort. Der dritte Wagen glitt über den Brückenrand, hing eine Weile in der Luft, stürzte dann ins Wasser. Der Kohlenwagen folgte ihm, und als er sank, bedeckte sich die Wasseroberfläche mit Kohlen.

Für die Otter, die das alles aus der Ferne beobachtete, klang das Krachen von Stahl auf Stahl wie Musik. Er eilte vom Gleis und bahnte sich einen Weg durch die Industrieabfälle – Holztrümmer, alte Eisenbahnschwellen und verlassene Werkschuppen – bis zum einsamen Bootshaus oberhalb der Fährbrücke, die er eben zerstört hatte.

Die Tätigkeit auf dieser Fährbrücke war bereits in Anbetracht der veralteten mechanischen Anlagen sehr eingeschränkt, und es war mit Sicherheit anzunehmen, daß niemand die Wiederinstandsetzung eines so unrentablen Betriebs genehmigen würde, zumal überall Mangel an Stahl und Arbeitskräften herrschte. Er war sich dessen so sicher, daß er bereits das Bootshaus von seinem erstaunten, jedoch dankbaren Besitzer gemietet hatte. Solange die Fährbrücke außer Betrieb war, hatte er hier einen ungestörten Ort, wie er ihn sonst nirgends am Hafen von New York finden konnte.

Dieses Bootshaus sollte ihm im Notfall als Reparaturwerkstatt dienen, denn das einzige, was er im Inneren der *Normandie* nicht tun konnte, war, größere Reparaturen auf der *Seehund* durchzuführen. Auf der *Normandie* hatte er zwar Preßluft, elektrischen Strom und eine gute Versteckmöglichkeit im undurchsichtigen Wasser, aber weder den Platz noch die Ungestörtheit, die er brauchte, falls er das

Boot für längere Zeit an die Oberfläche bringen mußte. In diesem Bootshaus hatte er das alles, wenn es auch auf lange Sicht nicht so sicher war wie der geheime Unterschlupf im Heck der *Normandie*.

Vom Bootshaus aus führte ein Schmalspurgleis zu einer sumpfigen Stelle des Flußufers – eine kleine Schiffsbahn, ursprünglich für Jachten bestimmt, aber groß genug für die *Seehund* mit ihrer Länge von fünfzehn Metern.

Der Wachmann der Werft in Hoboken erinnerte sich an ihn. »Nett, Sie mal zu sehen, Mr. Gates. Ich hörte, Sie sind aus der Firma Ihres Onkels ausgetreten.«

»Nur zeitweilig.«

»Geschäftlich hier?« fragte er und schaute auf Gates' nicht mehr gültigen Navy-Ausweis.

»Wo liegt die *John Potter*?«

»Das *Liberty*-Schiff?«

»Ja.«

»Ach, du lieber Gott, davon gibt es so viele, daß man sich gar nicht mehr auskennt.« Er wies Gates zu einer neu errichteten Helling, wo Frachtschiffe gebaut wurden. Hier wurde wie am Fließband einer Automobilfabrik gearbeitet, und man konnte die Bauphasen gleichzeitig auf mehreren Schiffen verfolgen. Gates fand den Mann, den er suchte. Er schweißte Deckplatten auf einem Schiff, das demnächst vom Stapel laufen sollte. »Mike Nash?«

»Ja?« Nash warf einen Blick auf Gates' Mantel und Anzug und stellte seinen elektrischen Schweißapparat ab. »Wir machen Pause«, sagte er zu seinem Gehilfen.

»Ich bin Steven Gates.«

»Ja, ich bekam Ihren Brief. Aber dann hörte ich nichts mehr von Ihnen.«

»Es handelt sich um die *Normandie*.«

»Schießen Sie los, aber machen Sie es kurz.«

Gates fragte Nash, ob er sich bewußt war, daß die Helfer bereits ihre Schutzschilde abgenommen hatten, als er immer noch am Stahlpfeiler im großen Salon schweißte.

»Von Armstrong wußte ich es, aber ich dachte, der andere war noch da.«

»Larson?«

»Ja. Der Rotschopf.«

»Und Sie wußten nicht, daß Larson fortgegangen war?«

»Wirklich nicht, Mister. Ich meine, ein Mann geht doch nicht einfach weg, wenn noch geschweißt wird.«

»Aber zwei von Ihren Leuten haben es getan.«

»Larson hat Armstrong gesagt, er würde bei mir bleiben.

Wir waren ja fast fertig.«

»Und warum ist er dann doch weggegangen?«

»Weiß ich nicht.«

»Haben Sie ihn nicht gefragt?«

»Der Staatsanwalt hat ihn gefragt.«

»In seiner Aussage steht, er habe geglaubt, daß Sie fertig waren.«

»Ich habe ihn jedenfalls nicht fortgeschickt.«

»Wußten Sie, daß Sie ganz in der Nähe des Kapoks schweißen?«

»Hören Sie mal, Mister, an dem Tag ging es wie verrückt zu. Ständig mußten wir unsere Geräte von einem Ort zum anderen schleppen. Schweißen Sie hier, schweißen Sie da, Befehle wurden rückgängig gemacht, und ich tat einfach, was man mir sagte. Sie wollten, daß ich die Träger abschweiße, und da habe ich halt die Träger abgeschweißt.«

»Sind Sie diesem rothaarigen Gehilfen Larson an jenem Morgen zum ersten Mal begegnet?«

»Am Nachmittag. Nur beim Abschweißen dieser verdammten Träger im großen Salon.«

»War er gut?«

»Er kannte sich aus. Ein paarmal hat er Armstrong gezeigt, wie man's macht. Ich sagte mir, der Mann ist gut, und fragte mich, warum er nur Gehilfe war. Wissen Sie, was? Als wir beim vierten Träger waren, hat er Armstrong dazu gekriegt, genau nach seinen Anweisungen zu arbeiten. Mir war's nur recht, solange wir schneller vorwärtskamen. Armstrong war ein Greenhorn und ziemlich dumm, und ich verlor viel Zeit, ihm die Handgriffe zu zeigen. Nein, dieser Larson war schon in Ordnung.«

»Halten Sie das Ganze für einen Unfall?«

Nash seufzte tief und rieb sich die Augen. Sein Atem hing weiß in der kalten Luft. Er schaute Gates an, blickte über

den Hudson zu den Wolkenkratzern von Manhattan und schüttelte den Kopf. »Wenn Sie wüßten, wie oft ich mich das gefragt habe. Ich weiß nur eins: Nachdem Mr. Hogan mich an dem Abend ausgequetscht hatte, sagte er, alles käme nur daher, weil die Schwimmwesten zu früh an Bord gebracht wurden; sie hätten gar nicht dasein sollen. Und er ist der Staatsanwalt persönlich.«

»Wissen Sie, wo Larson wohnt?«

»Irgendwo in Yorkville. Ich habe es in einem der Protokolle gelesen.«

»Sie haben die Protokolle gelesen?«

Nash übergang die Frage. »Auf dem verdammten Schiff ging alles drunter und drüber. Die halbe Belegschaft war nicht besser als Armstrong. Ungelernt und an keine Arbeit gewöhnt. Und wo, zum Teufel, war die Brandwache?«

»Aber Sie sind doch ein erfahrener Mann«, sagte Gates. »Warum schweißten Sie ohne Brandwache? Sie wissen doch, daß immer ein Feuerwehrmann mit Schlauch oder Löscher dabeistehen muß.«

»Ich habe getan, was man mir sagte.«

Gates schob die Hände in die Taschen, dankte ihm und ging davon.

»Gates.«

Er drehte sich um.

Nash zeigte auf seinen Elektroschweißapparat. »Wissen Sie, warum ich mich mit dieser Kesselflickerei hier abgebe?«

»Warum?«

»Weil ich keinen Schweißbrenner mehr anfasse.«

Nashs regulärer Gehilfe Jimmy Armstrong war verschwunden und wohnte nicht mehr in dem Mietshaus in Bayonne, das er bei den Verhören als Adresse angegeben hatte. Da er den anderen Lehrlingen, mit denen er die Wohnung teilte, Geld schuldete, hatte er keine Nachsendeadresse hinterlassen. Gates hatte mehr Glück mit dem zeitweiligen Gehilfen, dessen Adresse er in einem der Verhörprotokolle fand. Larson wohnte in einem in mehrere Wohnungen aufgeteilten Ziegelhaus in der östlichen Achtundsiebzigsten Straße. Doch seine Zimmerwirtin konnte ihm nur mitteilen, daß

Larson seit vier Wochen nicht mehr aufgetaucht sei. Gates bat sie, falls er von sich hören ließe, Larson seine Visitenkarte zu geben.

24

Auf einer Wiese, über siebentausend Kilometer von Deutschland entfernt in Connecticut, wo die Empfängerantenne in der kahlen Krone eines vierundzwanzig Meter hohen Tulpenbaums verborgen war – eines so hohen und geradlinigen Baums, daß er sich am sternenklaren Winterhimmel wie ein von Menschenhand gezimmerter Mast abhob –, war es Mitternacht. Die Wiese, tief im Inneren eines Landgrundstücks und abgeschirmt durch einen dichten Fichtenwald, lag nur fünfzehn Kilometer vom Long Island Sound entfernt, aber auf einer Anhöhe, hundertzwanzig Meter über dem Meeresspiegel, und die Signale aus Hamburg kamen laut und klar.

Der Antennendraht verlief unterirdisch vom Fuß des Baums aus bis in einen Pferdestall und dann hinauf in ein sauberes kleines Bürozimmer über den Futterkrippen. Der Raum roch nach Heu, und als der gepflegt aussehende alte Herr, der den Empfänger bediente, die Kopfhörer abnahm, hörte er das altvertraute und beruhigende Geräusch der wohligh schnaufenden Tiere. Weniger angenehm war allerdings der Verkehrslärm auf dem Merritt Parkway.

Als der dunkelgrüne Duesenberg mit den Nummernschildern aus Connecticut um die Ecke der westlichen Hundertfünfzehnten Straße und der Siebenten Avenue bog, weckten die anderen Mädchen Casey aus ihren Gedanken auf. Es dauerte eine Weile, denn nach ihrer letzten Nummer hatte sie sich eine halbe Flasche Southern Comfort gekauft und fühlte sich ziemlich beschwipst.

»Du bist dran, Casey.«

»Jetzt ist Casey am Ball.«

»Ich finde diesen Wagen einfach toll. Wollen wir den gemeinsam vernaschen, Süße?«

Casey knöpfte sich den Mantel auf, um ihre Beine zu zeigen, und schlenderte zum Rinnstein. Sie ließ sich keine Eile anmerken, paßte jedoch auf, vor dem Wagen dazusein. Vorne saß ein Chauffeur, durch eine Scheibe vom Fond getrennt, aber sie öffnete selbst die hintere Tür. Als sie sie zuschlug, setzte sich der Wagen wieder in Bewegung. Die Sitze im Inneren waren mit Samt bezogen, und Samtvorhänge verdeckten die Fenster. Es war warm, und der alte Kerl, der nach Pferden roch, thronte wie ein König mit offenem Hosenschlitz. Das erste Mal war er nur mit einer Meldung gekommen. Aber nach Pearl Harbor, als die Geschäfte nicht mehr so gut liefen, war er nur noch gekommen, um es sich auf französisch machen zu lassen. So oder so lohnte es sich für sie. Sie sah einen Zehndollarschein und fünf Zwanziger auf dem Sitz. Zehn für das Französisch und hundert für eine neue Meldung, die sie weitergeben mußte.

Casey kniete sich wortlos auf den dicken Teppich, während der Wagen in die Richtung von Harlem fuhr. Manchmal, wenn sie beschwipst war, fragte sie sich, was diese Meldungen bedeuteten. Der Mann, der sie zu Anfang damit beauftragt hatte, sagte ihr, man würde sie umbringen, falls sie es weitererzählte. Sie war zu dem Schluß gelangt, daß es sich um Leute handeln mußte, die sich beim illegalen Zahlenlotto Gewinne erschwindelten – der alte Kerl kannte irgendwie die Zahl vom nächsten Tag im voraus und teilte sie jemandem bei Miz Sally mit. Falls das stimmte, war da eine Betrugerei unter Gangstern im Gange, und das war etwas, wovon sie am liebsten nichts wissen wollte. Nein danke.

Als sie mit ihm fertig war, goß er ihr einen Drink aus der kleinen eingebauten Bar ein, und sie setzte sich neben ihn, fühlte eine Ader in ihrer Schläfe pochen und wartete, bis der Wagen sie wieder an ihrer Straßenecke absetzte. Sie machte noch ein paar Nummern – in einem Wagen mit zwei Soldaten und in einem Hotel mit einem Fettwanst, der es nicht schaffte. Gegen Morgen ging sie zum Sugar Hill hinauf und schlüpfte durch die Küchentür bei Miz Sally.

»Schau mal, was die Katze uns da hereingeschleppt hat. Hast du gefrühstückt, Kind?«

»Nichts, wo ich reinbeißen konnte.«

Die alte Köchin brach in brüllendes Gelächter aus und warf ein paar Hühnerflügel in die Pfanne. »Du schlägst wirklich alles. Wann gibst du endlich den Straßenstrich auf und arbeitest für Miz Sally?«

Caseys braune Augen wurden hart. »Ich mag Mädchen nicht. Besonders keine alten dicken Weibermädchen wie Miz Sally.«

»Sie hat mir gesagt, ich soll dich nicht mehr reinlassen.«

»Wann hat sie zum letzten Mal ihren fetten Arsch durch diese Küchentür gezwängt?«

Die Köchin lachte wieder. »Ein bißchen Kaffee?«

»Ja. Bin gleich wieder zurück.«

»Wo willst du hin, Mädchen?«

»Ich muß aufs Klo.«

»Nicht hier vorne. Wenn Miz Sally dich sieht, kriegt sie 'n Wutanfall.«

»Ich passe schon auf. Ich will sie auch nicht sehen.«

Um diese Stunde war Miz Sally gewöhnlich im Bett mit ihren Zwillingen, aber heute nicht. Diese Nacht herrschte Hochbetrieb, und Casey warf einen verstohlenen Blick den langen Flur hinunter. Miz Sally saß auf ihrem weißen Satinsofa, die Zwillinge zu ihren Füßen. Andere Mädchen tanzten im Untergeschoß. Ein paar piekfeine Herrschaften aus der Park Avenue tranken und lachten mit Miz Sally. Sie hatten einige weiße Klassefrauen mitgebracht. Ein Nachtbummel in den Slums.

Casey gelangte ungesehen auf die Toilette, verriegelte die Tür, entledigte sich ihrer Meldung und schlich sich in die Küche zurück, wo die Köchin in plötzlicher Geschäftigkeit Roastbeefsandwichs und frischen Kaffee für die feinen Gäste im Salon zubereitete.

Gates konnte es nicht glauben, daß sie hier landen würden. Es war einer jener Abende gewesen, an denen man sich bemüht, einander besser kennenzulernen, und er hätte besser in den Rahmen einer kleineren Stadt gepaßt. Manhattan

war allerdings in mancher Beziehung nicht viel anders, aber nur bis zu einer gewissen Grenze. Er war mit Cordi ins Theater gegangen, und sie hatten sich *My Sister Eileen* angesehen, dann in den Rainbow-Room zum Souper und Tanz bei den Klängen des Orchesters von Leo Reisman. Cordi gab zwar zu, daß sie den Saal recht hübsch fand, aber als Gates sah, daß sie sich nicht besonders amüsierte, brachen sie bald auf. Cordi hatte in ihrem »Büro« angerufen, um sich zu vergewissern, daß man sie nicht zu früh am Morgen erwartete, und dann plötzlich den Wunsch geäußert, sich den Stork Club anzusehen.

Der Stork Club war nicht gerade Gates' Lieblingslokal, weil er ihn zu snobistisch und exklusiv fand, und ausgerechnet an diesem Abend erkannte ihn nicht einmal der Mann an der Eingangssperre. So standen sie auf dem Gehsteig und fragten sich, was sie tun sollten, als plötzlich Rik van Slough geräuschvoll mit Charlie und Kay aus einem Taxi stieg.

Van Slough zeigte sich hocheifrig, als er Cordi erblickte, verneigte sich tief und küßte ihr die Hand. Seit dem Weihnachtsabend bei den Strattons hatte sie Gates gegenüber mehrere Male erwähnt, daß sie Rik van Slough gern einmal wiedersehen würde, aber Gates hatte es immer wieder hinausgeschoben. Jetzt, als er Rik vor sich sah, mit Zylinder, Cape, Stock, goldblondem Haar und Siegerlächeln, wußte er, warum.

Van Slough schien sich im Stork Club wie der Herr des Hauses zu fühlen und tat alles, um Cordi gefällig zu sein. Man ließ sie sofort durch die Sperre, und Sekunden später saßen sie an einem großen Tisch in der Mitte, die Kellner schleppten Champagner heran, als ob es ein Feuer zu löschen gäbe, und die Zigarettensmädchen verteilten große Zigarren.

Ein Mann kam von der Bar auf sie zu und sagte: »Guten Abend, Steven«, und als Gates aufblickte, sah er Jim Tweed. Er stellte ihn Cordi und Rik vor. Charlie verhielt sich feindselig, Kay war höflich und kühl, aber van Slough bestand darauf, daß Tweed sich zu ihnen setzte. »Jeder Zimmerwirt von Steven Gates ist mein Freund«, sagte er hochtrabend. »Besonders wenn er dazu noch Polizist ist.«

Die Otter nahm erfreut die Chance wahr, Tweed kennenzulernen. Kurz nach Pearl Harbor hatte Onkel Willy ihm Informationen übermittelt, wonach eine ganze Reihe von Mitgliedern der New Yorker Stadtpolizei im geheimen auch für die ONI arbeiteten. Tweed könnte einer von ihnen sein.

Und Gates wurde ihm immer lästiger. Larson war am Telefon in Panik geraten, als er erfuhr, daß Gates ihm bis in seinen angeblichen Unterschlupf nachschnüffelte. Die Otter hatte ihm befohlen, New York fernzubleiben, was bedeutete, daß er für kleine Aufträge nicht mehr verfügbar war. Der Brandstifter war erleichtert gewesen. Er hatte die Soldatenwitwe geheiratet und schien zufrieden mit seiner neuen Stelle in der Flugzeugfabrik in der Nähe seines neuen Heims. Gates hatte ihn wieder einmal, ohne es zu wissen, einer wichtigen Hilfe beraubt.

Als der Stork Club schloß, riß van Slough die Rechnung an sich. »Ich kenne einen Ort in der oberen Stadt, wo wir die ganze Nacht trinken können.« Sie zwängten sich in ein Taxi und fuhren nach Harlem.

Zu Gates' Entsetzen war es Miz Sally's, das gleiche Hurenhaus auf dem Sugar Hill, in das Rik ihn im vorigen Frühjahr geführt hatte. Miz Sally – ein fettig glänzender schwarzer Berg von einer Frau – begrüßte Rik wie einen alten Freund, aber nach einem raschen Blick auf Cordi gab sie vor, Gates zum ersten Mal zu sehen. Sie schenkte Cordi und Kay ein breites Lächeln, das jedoch schmaler wurde, als sie in Tweed einen Polizisten erkannte. Er stammelte: »Ich begleite nur meine Freunde«, und kehrte dabei die Hand nach unten, um zu zeigen, daß er nicht wegen eines Schmiergeldes gekommen war.

Der schummrig beleuchtete Salon war mit dicken Teppichen, gepolsterten Diwans, Sofas und Sesseln eingerichtet. Ein würdig und mächtig aussehender Mann bediente die kleine Bar in der Ecke und brachte ihnen die Getränke auf einem Silbertablett. An den Wänden hingen große Ölgemälde in Goldrahmen, ein junger Schwarzer mit Brille, der wie ein Musikstudent aussah und es auch war, spielte leise an einem Stutzflügel.

Paare tanzten – gutangezogene weiße Männer und hellhäutige schwarze Mädchen. Miz Sally wies ihnen Plätze an und setzte sich auf ihre thronartige weiße Satincouch, zwei seidige, katzenhafte und sehr schöne Mädchen gleichen Aussehens zu ihren Füßen. Rik van Slough redete pausenlos, nur hie und da von einer Lachsalmee Miz Sallys unterbrochen. Charlie blickte sich verdrießlich um. Tweed trank und sagte nichts.

»Wie kamen Sie ausgerechnet in den Stork Club?« fragte Gates Tweed leise, während die anderen sich unterhielten.

»Sind Bullen dort nicht zugelassen?«

»Nein, das meinte ich nicht. Ich fragte mich nur.«

»Tatsächlich hatte ich eine Verabredung. Der Mann, den ich sprechen wollte, nannte mir das Lokal. Ich wollte gerade fortgehen, als ich Sie sah, und da nahm ich die Gelegenheit wahr, van Slough kennenzulernen, was ich seit einiger Zeit vorhatte.«

»Wieso?«

Tweed schaute Gates ausdruckslos an. »In meinem Geschäft zahlt es sich aus, wenn man die großen Bonzen kennt.«

Die Otter griff unter den Deckel der Toilettenspülung und rollte den Zettel mit der Meldung auf. Der Text war kurz. Er entschlüsselte ihn im Kopf – ein Datum, ein Name, eine Ortsangabe –, und dann spülte er den Zettel hinunter.

Onkel Willy schickte ihm einen *Seehund* mit einem Bedienungsmann namens Ponte. Die Otter richtete sich seine Krawatte im Spiegel. Ein Italiener. Ponte und die *Seehund* sollten am dreißigsten Juni dreißig Meilen vor New York eintreffen.

Drei Monate. Zeit genug, um das U-Boot im Inneren der *Normandie* unterzubringen, bevor die für den August vorgesehenen Pumparbeiten begannen. Aber lange Zeit, um in New York zu sitzen, während Gates herumschnüffelte und die Engländer ihre Treibjagd fortsetzten.

Als Cordi, Mark und Duncan in das Hinterzimmer im Meurice traten, erwartete sie Weatherburn, die Augen auf den langen, dünnen Perlmuttermessergriff in seiner Hand gerichtet. Es sah wie ein Taschenmesser aus, als er es hin und her bewegte, aber dann streckte er die rechte Hand hervor, und eine lange scharfe Klinge sprang heraus und schnappte klickend zu.

»Ein hübsches Ding, nicht wahr?«

»Was ist das?« fragte Duncan.

»Ein Stehmesser«, sagte Weatherburn. »Kann recht nützlich sein... Also, jetzt sind wir hier. Was die Otter betrifft, so sind wir ein Stück weitergekommen, aber ob wir ihm näher oder ferner sind, wissen wir nicht. Auf der positiven Seite, falls man es so nennen kann, haben wir die Liste der Verdächtigen so ziemlich erschöpft. Mit der Hilfe der BSC und des FBI, die natürlich nichts davon wissen. Es bleiben uns verdammt wenig Namen. Gates könnte mir gefallen, aber Cordi scheint bei ihm nicht weit gekommen zu sein. Van Slough mag ich auch, und seine Verbindungen zum Schwarzmarkt scheinen zumindest darauf hinzuweisen, daß er ziemlich anrühig ist. Collins hielt ich eigentlich nie für verdächtig, aber jetzt ist uns ein vages Gerücht über sein Verschwinden in Spanien zu Ohren gekommen, als er von seiner Einheit bei den Internationalen Brigaden getrennt wurde. Es ist möglich, daß er entweder von den Deutschen gefangengenommen wurde oder freiwillig zu ihnen überlief. Jedenfalls würde das erklären, wie er mit seinen Verletzungen mitten im Winter über die Pyrenäen gelangte. Das sollte man nicht außer acht lassen.«

»Ich halte Collins für einen sehr potenten Verdächtigen«, sagte Cordi. »Und van Slough ebenfalls.«

»Aber er hat den holländischen Ortsnamen richtig ausgesprochen. Sie waren da. Sie haben sich davon überzeugt.«

»Ich weiß.«

»Glauben Sie vielleicht, er hätte es sich selbst beige-

bracht? Mir wurde gesagt, es sei für einen Deutschen praktisch unmöglich, das Wort auszusprechen.«

»Er bildete sich was drauf ein«, sagte Cordi. »Das hat mich stutzig gemacht. Diese Selbstzufriedenheit. Als ob er einen Wettbewerb gewonnen hätte. Er ist sehr arrogant, und das wurde mir deutlich.«

»Weibliche Intuition?«

»Trauen Sie meiner Intuition nicht, weil ich eine Frau bin?«

»Das habe ich natürlich nicht gemeint, aber Sie müssen doch zugeben, daß ein Spion sich im allgemeinen nicht arrogant benimmt.«

»Vielleicht tut er es gerade deshalb.«

»Das mag sein.«

»Vielleicht ist es sogar charakteristisch für einen Agenten, der soviel Erfolg gehabt hat wie die Otter. Sie haben mir selbst gesagt, daß er kein Mann ist, der im Schatten herum-schleicht.«

»Gewiß. Aber trotzdem interessiert mich diese Information über Collins sehr – und auch Ihre Gefühle bezüglich van Sloughs. Es ist nämlich durchaus möglich, daß es sich um mehrere Leute handelt. Vielleicht eine Gruppe. Wir warten noch immer auf die Antwort des Küstenwachmanns aus Neuguinea, der uns die Identität von van Slough bestätigen soll. Und wir ziehen bei den ehemaligen Mitgliedern der Internationalen Brigaden Erkundigungen über Collins ein. Lassen Sie also diese Theorie nicht außer acht, Cordi, während Sie sich mit Mr. Gates beschäftigen.«

»Aus Mr. Gates kriege ich nicht viel heraus...«

»Vielleicht gibt es da auch nichts zu holen«, sagte Mark.

»Vielleicht geht Cordi aber auch da nicht richtig vor«, sagte Weatherburn. »Da wir ja eben von weiblichen Dingen sprachen.«

»Was soll das bedeuten?« Sie wußte es natürlich.

»Seit Monaten laufen Sie mit ihm in New York City herum, und er hat Ihnen immer noch nicht erzählt, was er bei der Lastwagenfirma zu suchen hatte, oder auch nur, was er bei der ONI ausgesagt hat.«

»Aber das wissen wir doch, weil der ONI es uns auf Ihre

Anfrage hin mitgeteilt hat. Er hat gesagt, er habe die Luken geöffnet und sie seien später geschlossen worden.«

»Das ist ja gerade der springende Punkt. Die Luken, die das Schlauchwasser zurückhielten und zum Kentern der *Normandie* beitrugen, waren geschlossen. Ist Ihnen nicht aufgefallen, daß Gates derjenige hätte sein können, der sie geschlossen hat?«

»Ich weiß nicht...«

»Und daß Gates diese Aussage machte, weil ihn jemand gesehen haben könnte? Um dann einfach zu behaupten, er habe sie geöffnet und nicht geschlossen? Wäre das nicht möglich?«

Cordis Gedanken schossen wild durcheinander. Was Weatherburn da sagte, war vielleicht nicht sehr wahrscheinlich. Aber ausgeschlossen war es nun auch wieder nicht. Sie zuckte innerlich zusammen, als sie sah, daß Weatherburn noch nicht fertig war und mehr gegen Steven vorzubringen hatte.

»Es sind nicht nur die Luken. Gates und Collins griffen den Einsatzleiter bei der T&C an. Der Bursche entfloh, aber was geschah dann, noch in derselben Nacht? Wieder versuchte jemand, ihn umzubringen – und uns beinahe auch. Den Abend habe ich nicht vergessen. Sie vielleicht?«

»Nein.«

»Und welchen Zweck verfolgt Gates«, fuhr Weatherburn beharrlich fort, »indem er sich als ein gewöhnlicher Arbeiter auf der *Normandie* ausgibt? Was treibt er dort? Mit wem steht er dort in Verbindung? Warum ist Collins bei ihm? Was hat sein ständiges Herumlaufen in der Hafengegend zu bedeuten? Mit wem trifft er sich in den Büros, die er besucht? Mit wem redet er auf den Werften? Gates ist eine Schlüsselfigur, Cordi. Sie haben nur den Schlüssel nicht gefunden.«

»Es gibt noch andere Verdächtige.«

»Sie sind mir für Gates verantwortlich«, fuhr er sie an. »Überlassen Sie die anderen Verdächtigen mir.« Er beruhigte sich, und seine Stimme wurde wieder sanfter. »Mark, Duncan und ich prüfen unsere Namensliste noch einmal nach, falls die BSC oder das FBI jemanden irrtümlicherweise gestrichen haben sollte. Wir überwachen immer noch die Frequenz des Senders der Otter. Wir stehen in enger Ver-

bindung mit den Amerikanern ... enger, als es mir lieb ist, aber so lauten nun einmal meine Befehle, und ich folge ihnen; darauf können Sie sich verlassen. Und Mark wartet auf die Nachricht von seinem Verbindungsmann in Neuguinea. Muß ich Sie noch einmal daran erinnern, was die Otter uns bisher angetan hat? In Europa, in England und jetzt hier in New York. Er ist schlau und erfinderisch. Und er weiß so gut wie wir, wie lebenswichtig der Hafen von New York für England ist. Um den Krieg zu gewinnen. Nur ist New York leider nicht unser Hafen. Er gehört Ausländern.« Er schüttelte den Kopf. »Wissen Sie, daß die Küstenwache immer noch an Bord der in Hoboken ankernden britischen Handelsschiffe kommt, um unsere Seeleute zu ermahnen, nur in Gruppen an Land zu gehen, obgleich die Amerikaner nun schon seit über einem Jahr unsere Verbündeten sind? Weil nämlich sonst die Deutschamerikaner sie auf den Straßen verprügeln würden. Unsere Leute, die die U-Boot-Blockade durchbrochen haben. Jawohl, Cordi, wir führen den Krieg in einem fremden Land.«

»Ein Grund mehr, klaren Kopf zu bewahren und dem Anschein zu mißtrauen.«

»Gut gesagt, junge Frau. Aber inzwischen wollen wir, was Mr. Gates betrifft, die Augen offenhalten.«

26

»Würden Sie es mir sehr übelnehmen, wenn ich unsere Frühstücksverabredung absage?«

»Läßt Rik Sie schon so früh arbeiten?«

»Nein. Es ist etwas dazwischengekommen.«

»Was denn?« fragte Cordi.

Gates zögerte, sagte dann: »Das erzähle ich Ihnen ein anderes Mal.«

Gates hängte auf und las sich noch einmal Tweeds Notiz durch.

»Ich erfuhr durch einen Tip, daß Armstrong jetzt bei seiner Mutter wohnt. River Street 87, Union City, Jersey. Der Tip ist anonym, also erwarten Sie nicht zu viel. Tweed.«

»Mark«, Cordi stürmte in sein Zimmer. Er setzte sich auf, zog sich das Laken um die muskulösen Hüften und rieb sich die Augen mit der anderen Hand.

»Er hat etwas vor... er hat unsere Frühstücksverabredung abgesagt. Zieh dich an. Ich hole den Wagen.«

Neben Jimmy Armstrongs Haus lag ein von rostigen Sprungfedern umzäunter, ziemlich kahler Gemüsegarten. Die Mutter des Lehrlings pflanzte Setzlinge in einen mit alten Fensterrahmen überdachten Pflanzenkasten. Sie schickte Gates zu einem verlassenen Autofriedhof in einer verwahrlosten Gegend am Ufer von Weehawken, nicht weit von Rik van Sloughs Schrotthof entfernt. Gates bedauerte, keinen Wagen gemietet zu haben, aber schließlich kam er mit dem Bus nach einigem Umsteigen am späten Vormittag dort an. Auf diesem Autofriedhof waren nur wenige verschrottete Wagen zu sehen, dafür aber eine Menge verrußter und verbogener Stahlpfeiler. Anscheinend hatte man sich hier in Anbetracht der Automobilknappheit auf den Schrott abgebrannter Gebäude spezialisiert.

Über das flache, niedrige Flußufer ragte ein hoher Schrottkran mit magnetischer Hebevorrichtung. Im Augenblick ruhte er, und die Hebevorrichtung lag auf einem Haufen kurzer Stahlstücke. Jimmy Armstrong stand zwischen dem Kran und einem Berg verkrümmter Tragepfeiler, vor sich einen leeren Güterwagen auf einem Schienenstück, den er in kleine Teile schweißte.

Armstrong, ein dicker Junge von kaum achtzehn Jahren mit einem Schmollmund, war ganz auf seine Arbeit konzentriert, und die Flamme seines Brenners schien ihm nicht rasch genug durch den dicken Stahl zu dringen. Gates hatte ihn von der *Normandie* nicht in Erinnerung, was auch weiter nicht überraschend war, weil der Junge so gewöhnlich aussah. Armstrong arbeitete allein, hockte im

Güterwagen. Der Wind pfiff durch das Gitterwerk des hohen Krans.

Armstrong blickte auf, schob seine Schutzbrille hoch und stellte sein Gerät ab. Gates gab ihm seine Karte und fragte ohne Umschweife: »Warum sind Sie weggegangen, bevor Nash mit dem Brennen fertig war?«

Armstrong las die Karte und drehte sie um. »Ich brauche Ihnen nichts zu sagen.«

»Hat Larson Sie fortgeschickt?«

»Was geht Sie das an?«

»Ich möchte nur wissen, warum Sie Ihr Funkenschild abgelegt haben, während Nash noch arbeitete.«

»Sie können mir nicht den ganzen Brand in die Schuhe schieben, Mister.«

»Ich mache Ihnen ja keine Vorwürfe, Jimmy. Sie haben schließlich die Schwimmwesten nicht an Bord geschafft, nicht wahr?«

»Natürlich nicht.«

Gates hockte sich neben ihn. »Also, wer will Ihnen was in die Schuhe schieben?«

»Und warum wurde ich gefeuert und muß jetzt in einem Schrotthof schuften? Sagen Sie mir das.«

»Ich frage doch nur«, sagte Gates und blickte sich in dem verlassenem Hof um. Kein Wunder, daß der Junge sich beschissen fühlte.

»Ich habe es denen schon gesagt. Ich dachte, Nash sei fertig. Ich dachte, er schweißt nicht mehr. Jemand sagte, hilf mal denen beim Raustragen des Pfastens, und da nahm ich an, er sei abgeschweißt, und dann wollte ich beim Raustragen helfen, aber da brach die Hölle los.«

»Wer hat Ihnen gesagt, Sie sollen beim Raustragen helfen?«

»Herrgott, wie soll ich das noch wissen? Ich dachte, es war Nash, aber er sagt, er sei es nicht gewesen, und da nehme ich an, es war Larson.«

»Von wem nahmen Sie Ihre Anweisungen entgegen?«

»Von Nash. Ich war sein Gehilfe. Aber Larson war ständig hinter mir her; tu dies und tu das.«

»Warum haben Sie es getan?«

»Es war bei ihm ja keine Wichtigtuerei. Er schien einfach

die richtigen Handgriffe zu kennen, verstehen Sie? Mir war es egal, weil ich annahm, daß er mir helfen wollte. In der Gewerkschaft trifft man manchmal solche Typen, die sich aufs Organisieren verstehen. Die haben so ihre Art. Mit denen fühlt man sich wohl, und wenn es dann mal zur Abstimmung kommt, ist man gleich für sie eingenommen. Verstehen Sie das?«

Gates nickte. Er hatte es bei Charlie Collins gesehen. »Ich weiß. Haben Sie übrigens Larson mal wiedergesehen?«

»Nicht seit den Verhören.«

Gates dankte ihm und machte sich wieder auf den Weg. Dieser Larson schien immer interessanter zu werden. Vielleicht sollte er Tweed bitten, ihm beim Aufspüren dieses Mannes zu helfen.

Er rief Tweed auf dem Revier in der Centre Street an.

Tweed war freundlich, aber er hatte nicht viel Zeit. »Wie blöde ist Armstrong?«

»Blöde genug, um sich von Larson herumschubsen zu lassen, wie der Vorarbeiter es gesagt hatte.«

»Es könnte eine gute Spur sein. Nur müßten Sie Larson finden...«

Armstrong sah Gates aus dem Schrotthof gehen. Er wollte sich gerade wieder an die Arbeit machen, aber da fiel ihm ein, daß der Chef mit dem Lastwagen unterwegs war und daß er eigentlich ruhig schon jetzt Mittagspause machen könnte. Er öffnete seine Proviantbüchse und nahm die Stullen und hartgekochten Eier heraus, die seine Mutter ihm eingepackt hatte. Ein Schatten fiel auf das Brett, das er als Tisch benutzte. Er blickte auf. Ein Mädchen lächelte ihn an. Sie sah ganz toll aus mit ihrem weichen, rötlichen Haar, ihrem langen Mantel und den feschen Hosen. Ein großer Kerl stand hinter ihr, aber das Reden besorgte sie ganz allein.

Sie fragte, ob er Jimmy Armstrong sei. Er nickte. Ein solches Mädchen hatte ihm noch nie im Leben in die Augen geschaut. Es war wie in einem Film. Sie fragte ihn, mit wem er gesprochen habe. Sprachlos vor Schüchternheit reichte er ihr Gates' Visitenkarte.

Armstrong wurde sich vage bewußt, daß der Schrottkran sich in Bewegung setzte. Das konnte nur bedeuten, daß der Chef zurück war, und falls er ihn von der Kabine aus sehen konnte, würde er ihn gleich anbrüllen, weil er vorzeitig Mittagspause machte. Er steckte rasch seine Mahlzeit in die Büchse zurück und machte den Deckel zu. Er würde dem Chef erzählen, der große Kerl habe sich für einen Bullen ausgegeben und mit ihm reden wollen.

»Was wollte Gates?« fragte das Mädchen. Der Wind vom Fluß wehte auf den Kran zu. Sie schien es nicht zu bemerken, obgleich sie nur fünfzehn Meter von ihm entfernt war, aber der große Kerl hatte es gesehen. Er blickte auf, als die magnetische Hebevorrichtung eine Ladung von Doppelträgerklumpen in die Höhe nahm, wandte sich dann wieder Armstrong zu und wartete auf seine Antwort. Er sagte dem Mädchen, Gates habe ihm einige Fragen über den Brand auf der *Normandie* gestellt.

»Was für Fragen?«

»Gates sagte . . .«

Er fühlte einen Schatten über sein Gesicht huschen, hörte ein deutliches Klicken, als der Strom abgeschaltet wurde und die Hebevorrichtung ihre Ladung fallen ließ. Er blickte überrascht auf. Der Kran hing direkt über dem Güterwagen. Es hagelte auf sie herunter – Doppelträgerklumpen, die sich wie riesige Ziegelsteine vom Himmel abhoben. Der große Kerl setzte zu einem Sprung an, aber er war zu langsam. Das Mädchen stieß ihn zurück. Jemand hatte ihm einmal erzählt, Mädchen hätten raschere Reflexe als Männer. Das war Armstrongs letzter Gedanke.

»Die Otter war nur fünfzehn Meter von Ihnen entfernt. Sie haben nichts gesehen, und Sie haben ihn davonkommen lassen.«

»Mark war bewußtlos, und der arme Junge lebte noch. Ich war so verblüfft, daß ich nur das Nächstliegende tat und versuchte, die Blutung zu stoppen.«

»Ohne Erfolg.«

»Ich gebe ja zu, daß ich völlig verblüfft war.« Das war noch milde ausgedrückt. Sie hatte mit dem Jungen gespro-

chen, und eine Sekunde später waren die Stahlbrocken vom Himmel gestürzt. War es eine Falle gewesen? Oder hatte die Otter sie mit Armstrong gesehen und gefürchtet, der Junge wüßte etwas? Steven war ein paar Minuten vorher dort gewesen. Er hätte genug Zeit gehabt, sich zurückzuschleichen und auf den Kran zu steigen. Sie hatte so sehr gehofft, der Junge würde ihn mit einer unschuldigen Erklärung von jedem Verdacht befreien, daß sie sich wie ein Greenhorn benommen und alles verpfuscht hatte. Ein verdammt Glück, noch am Leben zu sein.

»Es tut mir leid«, sagte Cordi und schüttelte den Kopf.

»Du lieber Gott, Mädchen, wir hätten ihn fast gehabt.«

Mark St. George fuhr sich mit den Fingern über seinen Kopfverband. »Ich bitte um Verzeihung, Sir. Aber er hätte uns fast gehabt.«

Gates rief Larsons Zimmerwirtin vom Münzfernsprecher in seinem Mietshaus an.

»Ach, Mr. Gates, ich wollte Ihnen schon einen Brief schreiben.«

»Ist er zurück?«

»Nein, er ist nicht zurück. Aber ich schob ihm einen Zettel mit Ihrer Adresse unter die Tür, und dann gab ich ihn mit Ihrer Bestellung an den Freund von Mr. Larson weiter, der hier seine Sachen abholte, und dann dachte ich mir, ich sollte es Ihnen vielleicht lieber sagen. Damit Sie wissen, daß diese Person Ihren Namen hat.«

»Welcher Freund?«

»Ich kenne seinen Namen nicht, aber Mr. Larson ist nach Kalifornien gezogen. Als Nieter in den Kaiser-Werften. Sie wissen doch – wo die *Liberty*-Schiffe gebaut werden.«

»Und seit wann?«

»Irgendwann in der letzten Woche, sagte sein Freund. Mr. Larson bekam die Stelle ganz plötzlich. Und da kam sein Freund mit der rückständigen Miete vorbei und holte seine Sachen ab. Er wird sie nach Kalifornien schicken. Er ließ mir sogar noch eine extra Wochenmiete, weil Mr. Larson nicht rechtzeitig gekündigt hat. Ich fand das sehr nett.«

»Hat er gesagt, wie lange er in Kalifornien bleiben wird?«

»Nein, aber ich habe den Eindruck, daß er nicht mehr zurückkommt. Man findet dort soviel Arbeit...«

»Moment mal... sagten Sie, Larson arbeitet dort als Nieter?«

»Ja.«

»Sind Sie sicher? Nicht als Schweißer?«

»Er hat Nieter gesagt, das weiß ich noch genau, und er sagte, bei den *Liberty*-Schiffen gäbe es jede Menge von Arbeit.«

»Vielen Dank. Ich denke, ich werde bald von Mr. Larson hören.«

»In diesem Fall, Mr. Gates, sagen Sie ihm bitte meinen besten Dank. Wegen der zusätzlichen Miete.«

Gates versprach es ihr und hängte ein. Er ging eine Weile im Flur auf und ab, klopfte dann an Tweeds Tür. Tweed öffnete, hielt eine Zeitung in der Hand.

»Falls Armstrong eine Niete war, tut es mir leid. Ich weiß immer noch nicht, wer mir diesen Tip gab. Wie steht es denn jetzt?«

In der Küche stand ein Tisch mit Emailleplatten an der Wand zwischen dem Herd und dem Kühlschrank neben dem Spülbecken. Auf dem einzigen Stuhl davor hing Tweeds Pistole im Halfter. Er sah, wie Gates darauf blickte. »Was ist los? Ich habe Sie seit der Nacht bei Miz Sally's nicht mehr gesehen. Die Alte ist ein wahres Prachtstück, was?«

Gates erzählte ihm, was Larsons Zimmerwirtin gesagt hatte.

Tweed zuckte die Schultern. »Falls der Kerl sich bei Ihnen meldet, sind Sie auf einer Spur. Falls nicht, wissen Sie, daß das Ganze nur Einbildung ist.«

»Ich mache mir doch ein bißchen Sorge.«

»Keine Sorge. Falls jemand mit einem Maschinengewehr nach Ihnen fragt, sage ich, Sie seien ausgegangen.«

»Sie halten es also nicht für ernst?«

»Ich werde mir diesen Larson mal genauer anschauen.«

»Den finden Sie meiner Meinung nach nicht. Ich werde einen Bekannten beauftragen, sich auf den Kaiser-Werften zu erkundigen, aber ich glaube kaum, daß er dort ist.«

»Warum?«

»Niemand zieht nach Kalifornien, um als Nieter bei Kaiser zu arbeiten.«

»Und warum nicht?«

»Kaiser baut *Liberty*-Schiffe. Die werden geschweißt. Das ist ein wesentlicher Faktor bei der raschen Herstellung. Große vorgefertigte Teile werden geschweißt. Da werden keine einzelnen Platten genietet.«

»Gar nichts wird genietet?«

»Nur wenig, aber nichts im Herstellungsverfahren. Der Freund, dem sie meinen Namen gab, hat klar und deutlich erklärt, Larson werde als Nieter beschäftigt. Das glaube ich nicht.«

»Interessant«, sagte Tweed, und dann klingelte das Telefon. »Entschuldigen Sie mich.«

»Tweed«, meldete er sich und ging mit dem Telefon in die Küche. Er blieb dort eine Weile, und als er zurückkam, sagte er: »Wie wär's mit einer Fahrt nach Jersey hinüber?«

»Wozu?«

»Die Polizei in Weehawken möchte Sie sprechen.«

»Wieso? Was soll das heißen?«

Tweed beobachtete ihn aufmerksam.

»Was taten Sie, nachdem Sie mit Armstrong sprachen?«

»Ich nahm den Bus und fuhr nach New York zurück.«

»Hat jemand Sie gesehen?«

»Der Schaffner im Bus.«

»Sonst noch jemand?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht jemand auf der Fähre... Was ist denn los?«

»Armstrong wurde umgebracht, und gerade um die Zeit, als Sie bei ihm waren. Von einer Ladung Eisen erdrückt. Sein Chef fand ihn im Schrotthof, als er zurückkam.«

»Und Sie glauben, ich hätte das getan?«

»Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, sind es die Polizisten in Weehawken, die Sie von Ihrer Unschuld überzeugen müssen.«

»Moment mal, bevor ich in den Bus stieg, ging ich in eine Bar und rief Sie an. Ich habe auf meine Uhr geschaut. Es war genau Viertel vor zwölf.«

»Das könnte helfen. Holen Sie Ihren Mantel.«

»Sollte ich einen Anwalt mitbringen?«

»Bei denen bin ich Ihnen nützlicher als jeder Anwalt. Holen Sie Ihren Mantel. Ich habe bereits einen Wagen bestellt.«

»Wer hat Ihrer Meinung nach Armstrong umgebracht?«

»Vielleicht jemand, der Angst hatte, er könnte auspacken.«

»Sie meinen, er war an der Brandstiftung beteiligt?«

»Falls es Brandstiftung war, vielleicht. Oder aber jemand wollte Ihnen eine Falle stellen. Holen Sie Ihren Mantel. Wir wollen die Leute nicht warten lassen.«

»Ich muß Larson finden.«

»Zuerst einmal müssen Sie nach Weehawken.«

Am nächsten Morgen, nach einer langen Nacht auf dem Polizeirevier von Weehawken – einer Nacht, deren Ende noch in weiter Ferne liegen würde, wenn Tweed sich nicht wiederholt für ihn eingesetzt hätte –, eilte Gates in seiner Kaffeepause zum nächsten Fernsprechautomaten, rief die Dienststelle der Navy an, bei der die neuen Angestellten der Firma Prince & Gates einer Sicherheitskontrolle unterzogen wurden, und ließ sich mit einem Beamten verbinden, mit dem er verschiedentlich zu tun gehabt hatte. Zu seinem Glück war der Mann immer noch in derselben Abteilung.

»Ich versuche, einen Kerl ausfindig zu machen, den wir eventuell als Vorarbeiter beschäftigen möchten. Wie ich höre, ist er nach Kalifornien gezogen... Sein Name ist Hank Larson. Er soll bei Kaiser arbeiten. Nein, ich weiß nicht, auf welcher Werft. Wir würden es zu schätzen wissen... ja, ich weiß, daß Sie kein Vermittlungsbüro sind. Übrigens hat jemand meinem Onkel zwei Eintrittskarten für das Eröffnungsspiel der Yankees geschickt... gut, vielen Dank, ich rufe Sie morgen wieder an.«

Dann bestellte er telefonisch zwei Logenplätze im Baseballstadion und ließ sie dem Sicherheitsbeamten schicken. Am nächsten Tag rief er zurück. Auf den Kaiser-Werften war kein Hank Larson bekannt.

»Ich muß es hier mal ohne Umschweife sagen«, begann Weatherburn. »Sie sind eine verdammt attraktive Frau, und da sollte es mir scheinen, daß Sie bessere Mittel haben, um Gates zum Reden zu bringen.«

Duncan saß wie versteinert da. Marks Gesicht wurde ausdruckslos. Und Cordi blickte Weatherburn an, der mit seinem Taschenmesser herumspielte. Sie glaubte, nicht recht gehört zu haben.

Er hielt ihrem Blick stand. »Sie haben verstanden.«

»Ich habe Sie gehört, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie wirklich...«

»Natürlich können Sie es.«

»Sie wollen, daß ich mit Gates schlafe? Ich dachte, derartige Dinge seien mit dem Zimmermann-Telegramm aus der Mode gekommen.«

»Sie wissen verdammt gut, daß dem nicht so ist, aber das habe ich auch nicht gesagt. Ich erwarte von Ihnen nur, daß Sie sich einmal überlegen, was getan werden muß, und daß Sie es tun.«

Cordi stand auf. »Jetzt hören Sie mal. Falls Sie sich wirklich einbilden, mehr aus Steven Gates herauszubekommen, wenn Sie ihn mit jemandem ins Bett schicken, dann holen Sie sich gefälligst ein Mädchen aus der BSC, das darauf spezialisiert ist. Ich bin es nämlich nicht und beabsichtige auch nicht, es je zu sein.«

»Darf ich Sie daran erinnern, daß wir im Krieg sind und daß Menschen jederzeit viel mehr opfern als ihre kostbare Tugend?«

»Und darf ich Sie daran erinnern, daß ich in diesem Krieg meinen Teil an Opfern beigetragen habe?« Cordi fuhr sich mit der Hand durch das Haar. »Jedenfalls hat es überhaupt nichts mit Tugend zu tun, aber in bezug auf Gates wäre es ein Fehler. Es würde nichts dabei herauskommen. Mit jemandem wie van Slough könnten Sie so etwas vielleicht versuchen, aber nicht mit Gates.«

»Und warum nicht?«

»Weil er in seiner Art in bezug auf Frauen furchtbar naiv ist...«

Weatherburn ließ die Klinge seines Messers aufspringen, klappte sie wieder zu. »Ihren wahren Grund haben Sie mir noch nicht genannt, oder?«

Cordi blickte ihn überrascht an. »Einen Grund wofür?« Sie wußte genau, was er meinte. »Sie haben recht. Den ganzen Grund habe ich Ihnen noch nicht angegeben.«

»Und der wäre?«

»Das spielt hier keine Rolle. Sie würden es ohnehin nicht verstehen.«

Weatherburn drang nicht weiter in sie, zählte ihr statt dessen mit eintöniger Stimme seine Beweise auf. »Der Großbrand bei T & C, Cordi. Die verschlossenen Luken auf dem Schiff. Van Sloughs bestandener Test mit dem holländischen Wort. Gates' Reisen nach England. Und jetzt der Mord an Armstrong vor Ihren eigenen Augen, kurz nachdem Sie Gates auf den Schrotthof gefolgt sind. Was brauchen Sie noch? Daß Gates mit einem Schießbeisen hier herkommt?«

»Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß der holländische Test mich nicht überzeugt hat.« Mehr fiel ihr als Antwort nicht ein.

»Das hier ist eben aus London gekommen«, sagte Mark. »Der Mann von der Küstenwache in Neuguinea hat sich gemeldet. Er berichtet, van Slough sei Bergungstaucher in Schanghai gewesen, bevor die Japaner 1937 die Stadt einnahmen. Es stimmt also. Er verließ Batavia, wo er geboren wurde, 1938, begab sich nach New York, weilte 1939 kurz in Frankreich und kehrte nach New York zurück, als Cordi ihn auf der *Normandie* kennenlernte. Nach einer Schwedenreise bei Ausbruch der Feindseligkeiten, wobei er einige Aufträge für seine Schrottfirma einholte, kehrte er dann wieder zurück nach New York.«

Cordi sank das Herz. Sie hatte sich an die Hoffnung geklammert, daß die Meldung aus dem Osten van Slough belasten und somit Gates von allem Verdacht freisprechen würde. Was konnte sie jetzt noch sagen, wo Weatherburn ihr den Großbrand bei T & C entgegenhielt, die Luken, die Reisen nach England, und sogar noch den Mord an dem

jungen Armstrong? Und schlimmer noch, wie konnte sie nach alledem an seine Unschuld glauben?

Weatherburn blickte sie an. »Damit wäre Cordis Lieblingsverdächtiger aus dem Schneider.«

Sie wollte ihm den Triumph nicht gönnen. »Zu schade für van Slough«, sagte sie achselzuckend.

»Wieso?«

»Jetzt kriegt er kein Mädchen von der BSC.«

Sie bogen von der Canal Street in die Mott Street ein. Cordi nahm Gates' Arm und drückte ihn so fest, daß er sie fragend anschaute.

»Mr. Weatherburn hat mich ermahnt, in Chinatown besonders vorsichtig zu sein.«

Gates lachte. »Meine Mutter warnte Kay vor Mädchenhändlern hier unten. Und mich vor den Tong-Kriegen. Tweed meint, es sei die sicherste Gegend in der Stadt.«

Die Türen der Restaurants und Läden standen der Straße zu offen und schwängerten die Frühlingsluft mit den Düften von Ingwer, gekochtem Fleisch, frischem Gemüse, ausgehängtem Wildbret und Weihrauch. Die schmalen Gehsteige waren voller Menschen, Chinesen mit ihren Einkaufstaschen, neugierigen Soldaten und Matrosen, die in lärmenden Gruppen einen Stadtbummel machten.

Cordi hielt noch immer seinen Arm. »Ein herrlicher Tag.«

»Hungrig?«

»Noch nicht.«

Sie wichen einer Ansammlung von heftig diskutierenden Chinesen aus, die sich vor einem Schaufenster gebildet hatte, auf dem lange gelbe Papierstreifen mit hellen roten Schriftzeichen aushingen.

»Was mag das wohl sein?« fragte Cordi.

»Die Kriegsnachrichten aus China.«

»Woher wissen Sie das?«

»Charlie hat es mir gesagt.«

»Ach ja, dieser overschlaue Bauernbursche.«

»Er ist in Ordnung«, sagte Gates. »Ihr beiden solltet euch endlich vertragen. Er kann nichts dafür, daß er Ire ist, und Sie, daß Sie so sind... wie Sie halt sind.«

»Und was bin ich?«

Gates blieb stehen und schaute ihr in die Augen. »Entzückend.«

Cordi lächelte und faßte seinen Arm.

»Vermissen Sie Ihre Arbeit?«

»Komisch, daß Sie danach fragen. Beim letzten Tauchen, als die Strömung mich herumschleuderte, hatte ich eine plötzliche Eingebung und sah ein, daß ich mich mehr mit der Wasserbewegung und weniger mit den Schiffsrümpfen beschäftigen sollte. Und auf einmal interessierte ich mich wieder für das Entwerfen von Schiffen. Deshalb werde ich wohl zu Onkel Richard zurückkehren. Und auch weil er Hilfe braucht.«

»Ich fragte mich schon, was Sie tun werden, wenn die Bergungsarbeiten beendet sind... wird es noch lange dauern?«

»Ein paar Monate, wenn wir Glück haben. Ich weiß wirklich noch nicht, was ich dann tun werde... Wahrscheinlich bleibe ich bei Onkel Richard und versuche, beim Umbau mitwirken zu können.«

Nach dem Mittagessen schlenderten sie durch die Straßen der unteren Stadt, an der City Hall vorbei, wo es am Samstagnachmittag recht still war, dann den Broadway hinunter in die menschenleeren Schluchten der Gegend von Wall Street. Hier und da kehrten sie auf ein Bier in eine Bar ein und hatten bald einen leichten Schwips in der heißen Sonne.

Einmal, als sie an einer Straßenkreuzung standen und ringsum kein Mensch in Sicht war, küßte Cordi ihn plötzlich auf den Mund und trat dann lächelnd zurück. Der verdammte Weatherburn sollte seine Freude haben.

In der Bar der Fraunces Tavern ruhten sie sich aus und tranken Cocktails. Dann gingen sie zur Battery, um sich den Sonnenuntergang anzuschauen. Touristen, Soldaten und Matrosen drängten sich auf der Promenade, und der Hafen schien zum Überlaufen voll von Frachtern und ankernden Kriegsschiffen.

»Schauen Sie sich einmal das an – die *Queen Mary*«, sagte Steven plötzlich.

Sie kam langsam und dampfend die Meerenge herauf, gefolgt von einem halben Dutzend Schleppdampfern, die

ihr die Abenddämmerung nachzuziehen schienen. Die Silhouette des großen Schiffs hob sich im Licht der untergehenden Sonne ab. Auf den Decks herrschte dichtes Gedränge. Eine Riesenmenge von Soldaten in zerschlissenen Khaki-uniformen stand an der Reling.

»Deutsche Kriegsgefangene«, sagte sie. »Das müssen die sein, die Monty in Nordafrika besiegt hat.« Gates schwieg. Er beobachtete die *Queen Mary* mit großer Aufmerksamkeit, und sie fragte sich, ob es der Anblick eines seiner geliebten Überseeschiffe war, der ihn so beeindruckte, oder das demütigende Schauspiel der Niederlage seiner Leute.

28

»Schaut euch das einmal an!« brüllte Wally Stratton.

»Wo?« Dann sah es auch der Pilot. »Allmächtiger Gott! Was macht der da?«

»Wir müssen den Kommandanten benachrichtigen«, sagte Mel.

Das fünfundsiebzig Meter lange Luftschiff der Navy vom Typ K-2 mit seiner Wochenendbesatzung von Freiwilligen schwebte dicht über dem Wasser, mittels eines Taus an einem kegelförmigen Leinensack befestigt, der etwa einem Seeanker entsprach, wie ihn Jachten im Sturm benutzen, um den Bug nicht abtreiben zu lassen. Er verankerte zwar das Luftschiff nicht, hielt es jedoch recht gut an Ort und Stelle, wenn der Wind nicht zu stark war.

Sie hatten den Seeanker heruntergelassen, damit die Crew sich ausruhen und ihr Abendessen einnehmen konnte, während sie auf die Nachzügler eines arg zugerichteten und in alle Richtungen verstreuten Konvois warteten, den sie im Laufe des Tages in die Sicherheit des New Yorker Hafens geleiteten. Da jedoch keine Schiffe mehr in Sicht waren, nachdem sie gegessen hatten, beschloß der Kommandant, nach Long Island zurückzukehren. Die Sonne ging unter.

Ohne Radar, den sie angeblich bald haben sollten, konnten sie in der Dunkelheit nichts ausrichten.

Dann hatte sich die Ankerwinde verklemmt, und der Kommandant, ein Ersatzmann für den vor sechs Monaten abgemeldeten Instruktor aus Annapolis, hatte sich in das Heck begeben, um den Mechanikern zu helfen. In diesem Augenblick hatte Wally Stratton ein U-Boot gesehen, das direkt vor dem Schatten des Luftschiffs auftauchte.

Es kam mit dem Bug voran empor, schob sich durch das Wasser wie ein Walfisch, den Wally einst mit seiner Mutter vom Schiffsdeck aus auf der Reise nach Bermuda erblickt hatte. Er saß im Cockpit neben dem Piloten. Sein Freund Mel, Geschichtslehrer an einer Oberschule, lehnte sich über seine Schulter. Der Koch fegte den Anrichterraum aus, während die Mechaniker mit der Ankerwinde beschäftigt waren. Der Funker hatte sich bei der Navy-Zentrale in Rockaway abgemeldet und ein Musikprogramm für die Heimfahrt eingestellt.

Das U-Boot erhob sich über die Wasserfläche. Es wirkte jetzt viel kantiger als ein Walfisch, und seine Flakgeschütze funkelten im schwindenden Sonnenlicht.

»Das ist ein U-Boot«, brüllte der Pilot. Da die Motoren auf Leerlauf eingestellt waren, hallte seine Stimme bis hinten in die Gondel.

»Lassen Sie den Quatsch!« rief der Kommandant zurück. Der Pilot war als Witzbold bekannt, und der Kommandant – im Hauptberuf *Oldsmobile*-Autovertreter in Hempstead – war in übler Laune wegen der eingeklemmten Winde.

»Das muß eins von den unseren sein«, sagte Wally.

»Es ist ein U-Boot, verdammt noch mal. Herr Kapitän, kommen Sie schnell, ich mache keine Witze.«

Der Kommandant kam nach vorn. Wally stellte das Fernglas auf den Kommandoturm des U-Boots ein. Mit seinem stählernen Aufbau und seinen Geschützrohren sah er wie ein Festungsturm aus. Wally versuchte, sich an die Fotos und Umrißzeichnungen zu erinnern, die in Rockaway im Schuppen an den Wänden hingen. Aus diesem Winkel und in diesem Licht war es schwer zu erkennen.

»Mein Gott«, sagte der Kommandant und zwängte sich zwischen sie.

»Ein U-Boot, wie ich gesagt habe.«

»Aber was treibt es da in der Dämmerung in dieser Nähe von New York?«

»Es tauchte mit dem Bug zuerst auf«, sagte Wally. »Vielleicht ist es beschädigt.«

»Okay, klar zum Gefecht, aber niemand schießt, bis wir sehen, wer es wirklich ist.« Er stieß den Piloten an. »Bringen Sie uns direkt über ihn, damit wir eventuell ein paar Wasserbomben werfen können.«

Wally sah das Luk im Kommandoturm aufgehen. »Sie kommen heraus...«

»McClosky, halten Sie sich bereit, die Ankerleine zu kappen«, rief der Kommandant ins Heck. »Aber warten Sie, bis ich es Ihnen sage. Stratton, übernehmen Sie McCloskys Maschinengewehr.«

Der Pilot schob die Gashebel nach vorn, die Motoren drehten schneller, trieben das Luftschiff gegen die Ankerleine. Wally ließ sich in den Sitz hinter dem vorderen 50er-Kaliber-Maschinengewehr fallen und zielte auf das U-Boot. Ein Mann mit schwarzer Mütze stieg aus dem Luk, andere folgten ihm rasch. Es mußten Amerikaner sein. Nur die Mützen ... vielleicht Engländer. Er würde bestimmt noch nicht schießen. Sekunden später waren die Matrosen auf dem Kommandoturm, suchten die See und den Himmel mit langen Fernrohren ab.

Zuerst sahen sie das Luftschiff nicht, weil die untergehende Sonne sie blendete. Aber als der große Schatten sich über dem U-Boot bewegte, wirbelten die Ausguckmänner herum, blickten blinzeln nach oben. Ein halbes Dutzend Matrosen strömte aus dem Luk, besetzte die Geschütze, kurbelte die Rohre aufwärts.

»Deutsche«, brüllte der Luftschiffkommandant. »Ein deutsches U-Boot. Feuer, Stratton. Verdammt noch mal, schießen Sie doch endlich!«

Wally drückte auf den Abzug, und das Maschinengewehr donnerte los, überschwemmte die Flak mit einem Geschöhhagel und füllte den vorderen Teil der Gondel mit blauem Korditdunst und herumfliegenden Patronenhülsen. Auf dem Wasser dicht unter ihnen spritzten die Einschüsse auf, verbreiteten sich über das Deck des U-Boots, ließen Haufen

von Splittern herumfliegen. Wally feuerte diese Waffe zum ersten Mal mit der Absicht, zu töten, und während er die Salven auf den Kommandoturm zusteuerte, stellte er fest, daß das schlanke Stahlboot ein hölzernes Deck hatte, wahrscheinlich um der Mannschaft an den Geschützen besseren Halt zu geben – ein Überbleibsel aus der ersten Zeit des Krieges, als sie Handelsschiffe im Artilleriegefecht über Wasser versenkten, um Torpedos zu sparen.

Das Maschinengewehr bockte in Wallys Händen, als er es auf seinem Gestell drehte und immer längere Salven schoß. Jetzt kletterten weitere Matrosen aus dem Luk des U-Boots, und Wally starrte wie gebannt, als sie sich krümmten und im Hagel seiner Geschosse stürzten. Einige fielen flach hin, andere plumpsten wie Steine, einer, der etwas auf dem Rücken schleppte, rollte kopfüber mit fuchtelnden Armen und Beinen dem Wasser zu, prallte auf eine Ballasttankverkleidung, während das treibende Boot von einer Brandungswelle erfaßt wurde und sich schwer zur Seite neigte.

Es war bereits Nacht im Osten, und im Westen ging der Tag zur Neige.

Die Otter überblickte den dunklen Horizont. Er war allein auf See, dreißig Meilen von New York entfernt, schleppte einen beladenen Leichter. Hinter ihm verlöschten schwere Gewitterwolken das letzte Sonnenlicht. Vor ihm drang der Schimmer einzelner Sterne schwach durch die dichter werdenden Wolken.

Er war für die *Seehund* bereit, in gespannter Erwartung, die Füße fest auf das Steuerhausdeck gestemmt, mit den Händen das Steuerrad umklammernd, den Motor auf vollen Touren. Alles war bereit. Er hatte den geheimen Einschlupf im Heck der *Normandie* erweitert, für Luft, Wasser und elektrischen Strom gesorgt sowie Proviant, Kleider und eine gute Tarnung für den Mann, den Onkel Willy ihm mit der *Seehund* schickte, bereitgestellt. Irgendwo vor ihm mußte jetzt ein U-Boot mit voller Besatzung auftauchen und ihn erwarten.

In raschen Bildern sah er die Zukunft vor sich... wie er die *Seehund* unter dem Leichter durch die U-Boot-Sperre

an den Patrouillen vorbeischleppen würde, dann in das Versteck im Heck der *Normandie*, ganz in der Nähe des Liegeplatzes der *Queen Mary*, und danach die Flucht, während der britische Ozeanriese zur Seite kippte, die Schrauben zum Himmel gerichtet, die Schornsteine mit einem Todeszischen den letzten Rauch ausstoßend...

Vor ihm zuckten plötzlich rote und weiße Blitze durch die Nacht. Zuerst glaubte er wirklich, es seien Blitze, aber die Gewitterwolken lagen hinter ihm, immer noch ziemlich weit entfernt. War es Einbildung, oder hörte er tatsächlich eine Explosion über dem Wasser? Er drosselte den Motor, um besser zu hören. Ein Kältegefühl stieg in seiner Brust auf. Es war ein knisterndes Geräusch, wie ein ferner Steppenbrand, ein auf See so ungewöhnliches Geräusch, daß es nur Schüsse sein konnten.

Er ging auf »Äußerste Fahrt«.

3. BUCH

Die Otter steuerte auf den Lichtschein im Meer zu. Es blitzte in kurzen Abständen auf, während der Schlepper mit dem Leichter im Schlepp sich mühsam seinen Weg durch die Wellen bahnte. Plötzlich schoß ein helles Licht auf, viel heller als alles Bisherige, und dann war alles verschwunden, so unerwartet und geheimnisvoll, wie es begonnen hatte. Er blickte auf seinen Kompaß.

Der genaue Kurs zu seinem Treff lag an.

Er legte einige Meilen zurück, und seine Unruhe stieg. Bald bestätigten sich seine schlimmsten Befürchtungen. Er stieß mit seinem Schlepper auf eine feste Masse, die Schraube schlug hart und dröhnend auf, das Schiff schüttelte sich bedenklich, fuhr aber weiter. Er drosselte den Motor und stellte den Scheinwerfer ein, den er mit der Bewilligung der US-Navy auf das Dach des Steuerhauses montiert hatte, weil er Mitglied der freiwilligen Küstenpatrouille war. Er drehte die Handkurbel an der Decke und leuchtete das Wasser ab. Der Strahl drang durch die Nacht und fiel auf einen großen weißen Kreis, in dem Wrackstücke herumschwammen.

Der Prallrumpf eines Luftschiffs, so groß wie ein Fußballplatz, trieb an der Oberfläche. Das Bspannungsmaterial wellte sich auf den Wogen und wölbte sich hier und da über zugedeckten Luftblasen. Deutsche Schwimmwesten trieben massenweise auf den Fluten, und in einigen waren Leichen zu erkennen – zerstückelt, zerrissen, verbrannt.

Der Bug des Schleppers drang durch eine Anhäufung von zersplitterten Holzplanken, wahrscheinlich die Reste eines U-Boot-Decks. Jetzt schwand seine letzte Hoffnung. Die *Seehund* lag bestimmt auf dem Meeresgrund – für immer. Die ganze lange Fahrt über den Atlantik hatte sie unversehrt überstanden, und ausgerechnet hier mußte sie kurz vor dem Ziel von einer Luftpatrouille überrascht werden. Enttäuscht und angewidert, umfuhr er mit seinem Schlepper das Kampfgebiet.

Plötzlich blinkte ein Licht auf dem Wasser auf, hinter dem

Luftschifftrumpf, einige hundert Meter entfernt. Die Otter schaltete sofort den Scheinwerfer aus, und wieder umgab ihn schwarze Nacht. Das Licht blinkte abermals. Ein Morsezeichen, dreimal kurz, einmal lang, also ein V. Aber war es das V seines Funksignals nach Hamburg oder das *Victory-V* eines amerikanischen Fliegers?

Er beobachtete noch lange das sich stets wiederholende Lichtsignal, spähte gespannt in die Dunkelheit, ortete die Punkte mit seinem Kompaß, bis er sich überzeugt hatte, daß er mit dem Wrack und dem Lichtsignal allein war. Er steuerte an ihm vorbei, weniger aus Angst und eigentlich nur, weil er Raum brauchte, um den Leichter zu stoppen. Aber als sein Schlepper im Wasser stillstand, griff er zum Gashebel . . . und falls das Licht zu einem Feind gehörte, würde er rammen.

Er wartete, bis sein Schlepper ganz nahe an das Blinklicht gelangt war und stellte den Scheinwerfer ein. Fünfzehn Meter vor ihm, im hellen Lichtstrahl, schien ein Mann auf dem Wasser zu stehen. Er steuerte den Schlepper näher heran, um besser zu sehen. Der Mann stand auf einem flachen, nassen, glänzenden Stahldeck, das sich wenige Zentimeter über die Oberfläche erhob.

Die Otter blieb im Steuerhaus, hoffnungsvoll und argwöhnisch zugleich, bis er nahe genug war, um den mit Gummi überzogenen Taucheranzug des Mannes zu erkennen. Er trug Preßluftflaschen auf dem Rücken, fischförmige Bleigewichte und vorn am Gürtel die Gummitasche, die eine Kalziumlösung enthalten mußte, welche die Kohlensäure absorbiert, damit keine Blasenspur die Anwesenheit des Froschmanns verrät. Mit dieser ganz neuartigen Vorrichtung war er unter Wasser nicht zu erkennen.

Ein Gefühl der Zuversicht stieg in der Otter auf. Der Froschmann stand nicht auf einem Wrack. Die *Seehund* hatte überlebt, lag zu des Tauchers Füßen, schlank und kräftig, wiegte sich sicher auf den Wellen.

Die Otter drehte den Scheinwerfer ab, knipste das weiße Mastlicht an, trat aus dem Steuerhaus und sah es sich genauer an. Mit dem Taucher stimmte etwas nicht. Er hatte eine klaffende Wunde an der Schulter. Die Otter sah es mit Besorgnis. Er war nicht in der Lage, sich mit Verletzten abzugeben.

Der Taucher begann zu sprechen, und er hatte einen leichten italienischen Akzent. »Ich bin Kapitän Giuseppe Ponte, Herr Otter. Der Admiral läßt grüßen.«

»Und wenn ich nun nicht derjenige bin, den Sie meinen?« sagte die Otter. »Woher wollen Sie wissen, daß ich nicht zum Patrouillendienst der amerikanischen Navy gehöre?«

Ponte zuckte die Schultern. »Wer Sie auch immer sein mögen, Herr Otter, Giuseppe Ponte ist weit von der Heimat entfernt.«

»Ist das Boot beschädigt?«

»Das weiß ich nicht. Ich habe es vor der Explosion gerettet. Es scheint gut zu funktionieren.«

Die Otter warf ihm eine Leine zu und legte eine zweite bereit.

»Beeilen Sie sich.«

»*Grazie*.«

Trotz der klaffenden Wunde an der Schulter und der Erschöpfung, die auf seinem Gesicht zu sehen war, eilte Ponte über das nasse Deck und machte die Leinen fest.

»Setzen Sie die Tanks unter Wasser«, rief die Otter ihm zu.

Ponte ging zum Cockpit. Grünes Licht drang aus einer halbgeöffneten Luke. »In welcher Tiefe wollen Sie es?«

»Drei Meter. Unter den Leichter.« Er versuchte zu sehen, wie Ponte die Steuerhebel bediente. Die *Seehund* glitt unter die Wellen, und die Otter reichte die Hand hinunter und zog Ponte an Bord des Dampfers. Ponte murmelte gerade noch ein »*Grazie*«, schwankte, fiel ihm entgegen. Er roch nach U-Boot, Blut und Meerwasser.

»Gates, wachen Sie auf. Sie werden am Telefon verlangt.«

Gates kam taumelnd aus seinem Zimmer, rieb sich die Augen. Der Mechaniker, der unten am Flur wohnte, zeigte verdrossen auf den Münzfernsprecher. Er war barfuß und ohne Hemd und hielt sich die Hose fest.

»Vielen Dank... wie spät ist es?«

»Verdammt noch mal, es ist mitten in der Nacht«, sagte der Mechaniker, schlug seine Tür zu und rief von drinnen: »Sagen Sie ihr, sie soll Ihnen das nächste Mal schreiben.«

»Cordi?«

»Steven, du sprichst mit deiner Mutter. Ich bin bei den Strattons.« Ihre Stimme war erregt. »Wallys Luftpatrouille ist immer noch nicht zurückgekehrt.«

»Was? Wie spät ist es?«

»Mitternacht. Könntest du herüberkommen, Steven? Tante Louise ist völlig zusammengebrochen, und Wallace braucht einen Mann, mit dem er reden kann.«

»Ich bin in zehn Minuten da.«

Er zog sich rasch an, rannte auf die Straße hinaus und sagte sich, ein verspätetes Luftschiff sei immerhin nicht so schlimm wie ein verspätetes Flugzeug. Das Ding würde wahrscheinlich noch stundenlang in der Luft schweben, nachdem ihm der Treibstoff ausgegangen war. Und falls es ins Wasser fiel, würde die Gondel noch eine gute Weile schwimmen, wenn es ihnen gelang, sie vom Rumpf wegzudrehen.

Es goß in Strömen. Blitze zuckten am Himmel auf, und es donnerte in der Ferne. Auf der Neunten Avenue fand er endlich ein Taxi.

»Park Avenue und Sechshundfünfzigste Straße. Beeilen Sie sich.«

Seine Mutter stand hinter dem Butler, als er eintrat. Gates gab ihm Mantel und Hut, und dann nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn in die Bibliothek.

»Wo sind die Mädchen?« fragte er.

»Beide fort. Gott sei Dank war ich zu Hause, als Louise anrief.«

Wallys Mutter kam ihnen entgegen. »Steven...«

Gates umarmte sie. »Alles wird wieder gut sein, Tante Louise. Schließlich ist Wally nicht an der Front. Sie werden ihn bestimmt gegen Morgen finden.«

»Genau das habe ich gesagt.« Wallace senior kam durch das Zimmer und schüttelte Gates die Hand. »Wahrscheinlich ist es nur ein Motorschaden.«

»Aber sie haben doch Funkverbindung. Wally hat es mir gesagt.«

»Vielleicht hat der Sender eine Panne, oder er ist an den Motor angeschlossen. Mach dir keine Sorge, Liebste.« Er blickte Gates an, und Gates sah, daß er trotz seiner schein-

baren Ruhe und Zuversicht tief besorgt war. »Die Navy tut alles, was sie kann«, sagte Wallace. »Aber bis zum Morgengrauen ist eine richtige Suche fast unmöglich. Sie haben mir gesagt, sie hätten einen Zerstörer mit Radar zur Suche auslaufen lassen. Glaubst du, daß der sie finden kann?«

»Es ist jedenfalls eine Hilfe«, sagte Gates, obgleich er wußte, daß das Luftschiff trotz seines großen Umfangs nicht genügend Metallteile enthielt, um ein gutes Radarziel abzugeben. »Tante Louise«, sagte er, »Wally ist im sichersten Luftfahrzeug, das es gibt. Selbst wenn der Motor aussetzt, fliegt es noch. Wahrscheinlich hat der Wind es vom Kurs abgetrieben.«

»In diesem schrecklichen Sturm?« Der Wind war selbst in der Bibliothek deutlich vernehmbar.

»Es regnet nicht mehr«, sagte Wallace.

»Ich hörte den Donner. Falls es von einem Blitz getroffen wurde, ist das Luftschiff explodiert, wie die *Hindenburg*.«

»Nein, nein, Tante Louise.« Gates erklärte ihr, daß Wallys viel kleineres Luftschiff mit Helium gefüllt war und nicht mit dem leicht entzündbaren Wasserstoff, der vor dem Krieg die Katastrophe in Lakehurst verursacht hatte. Wallace ging ans Telefon und rief einen seiner Bekannten bei der Navy an.

Während Gates zuhörte, stellte er fest, daß dieser »Bekannte« der Marineminister war und daß Wallace bereits mehrere Male mit ihm gesprochen hatte, ohne etwas Neues zu erfahren. Er legte seufzend den Hörer auf die Gabel zurück. »Sie können in der Nacht nicht viel unternehmen. Sie haben Schiffe ausgeschildt, aber bis zum Morgengrauen werden sie kaum etwas finden – es sei denn, wir hätten großes Glück. Steven, du brauchst nicht zu bleiben.«

Louise nahm Gates' Hand. »Nur noch ein bißchen, mein lieber Junge.«

»Ich bleibe die Nacht hier, Tante Louise. Laß nur.«

»Ich danke dir ... Vera, du siehst müde aus«, sagte sie zu Gates' Mutter.

»Ach was, Louise. Ich werde etwas Tee kochen.«

Wallace hatte schon wieder einen Anruf erledigt. Er hängte auf und lächelte seiner Frau müde zu. »Sage mal, Steven, wie manövrierfähig ist so ein Luftschiff bei starkem Wind?«

Gates antwortete vorsichtig. »Mit einer Fluggeschwindigkeit von etwa fünfzig kommt es bei starkem Gegenwind nicht voran.«

»Aber der Wind weht von Osten.«

»Jetzt ja«, sagte Gates. »Aber bis vor kurzem kam er aus dem Westen. Er treibt sie ganz bestimmt an die Küste zurück. Wahrscheinlich wird man sie morgen früh auf einer Viehweide in Jersey finden. Schlafend in einem Heuhaufen.«

»Ach ja«, sagte Mrs. Stratton, »Wally bringt es fertig, fast in jeder Situation zu schlafen.«

Gates lächelte und schwieg.

Die Otter blickte abwechselnd auf die stürmische See und den schlafenden Ponte. Er sah wie ein harter Bursche aus, etwa halb so schwer wie die Otter, sehr klein und untersetzt, aber mit breiten Schultern und starken Muskeln, die sich unter seinem Taucheranzug abhoben. Sein Gesicht wirkte fast kindlich – abgesehen von seinem sinnlichen Mund –, und während es stürmte und donnerte, lag er zusammengekrümmt wie ein Kind im Mutterleib, stöhnte leise im Schlaf vor sich hin, und seine schwarzen Schwimmflossen streckten sich so natürlich von seinen stämmigen Beinen ab, als gehörten sie einem jener Fabelwesen, die halb Mensch und halb Fisch sind.

Die Otter hatte Ponte Brust und Schulter verbunden, konnte jedoch im Dunkel des Steuerhauses nicht erkennen, wie schwer er verletzt war. Es gab keine Möglichkeit, ihn zu pflegen, und natürlich konnte er ihn nicht in ein Krankenhaus bringen. Die Otter überlegte, ob er ihm nicht eine schwere Kette um Arme und Beine winden und ihn über Bord werfen sollte, bevor er im Ambrose Channel einlief.

Der Italiener beobachtete ihn, und seine dunklen Augen glänzten im Licht des Scheinwerfers. »*Grazie, grazie*, mein Freund.«

Die Otter starrte verblüfft, als der Italiener sich aufsetzte und mit den Fingern den Verband auf der Brust und Schulter betastete – mit einer Geste, die die langjährige Erfahrung eines Mannes verriet, der schon oft verwundet worden war.

Das Boot schlingerte gefährlich. Die Otter stand auf und griff nach dem Steuer, als ein gewaltiger Donnerschlag über das Wasser hallte. Er nahm wieder Kurs auf die Küste. Unglaublicherweise rappelte sich der Italiener auf die Beine, stellte sich neben ihn und blickte aus dem Fenster des Steuerhauses. Ein Flächenblitz zuckte über der stürmischen See auf, löschte jeden Schatten, färbte die schäumenden Kämme und tiefen Wellentäler in grelles, übernatürliches Weiß. »Herrlich«, sagte Ponte, und sein italienischer Akzent gab dem Wort noch mehr Betonung.

Die Otter starrte ihn an. »Wie fühlen Sie sich?«

»Lebendig, und das habe ich Ihnen zu danken.«

»Ich konnte nicht sehen, wie schwer Sie verletzt sind.«

»Nur Fleischwunden. Keine Knochen. Ich kann atmen. Es tut weh, aber Schmerz ist Leben. Ich werde mich nicht beklagen«, er lächelte, zeigte weiße Zähne und leuchtende Augen, »jedenfalls nicht zu sehr.«

»Was ist denn passiert?«

»Von Harling... der Kommandant... tauchte auf, als es noch hell war. Der vordere Trimm-tank hatte sich geöffnet. Das Luftschiff hatte nur darauf gewartet.«

»Haben Sie irgendwelche Überlebende gesehen?« Falls die Kunde von dem Kampf bis nach New York gelangt war, würde die Kontrollsperrre an der Hafeneinfahrt jedes ankommende Schiff nach überlebenden Deutschen absuchen.

»Nein, mein Freund. Nur ich. Und mein kleines Boot.«

Und mein kleines Boot. Ponte war ein wenig seltsam, aber das konnte auch die Schockwirkung sein. Jetzt blickte er die Otter zutraulich an. Die Otter sprach, die Augen auf die See gerichtet.

»Fühlen Sie sich wohl genug, um die *Seehund* zu bedienen?«

»Ja.«

»Ohne Crew?«

»Ich bin die Crew.«

Die Otter blickte sich um. Trotz seiner Wunde stand Ponte sehr aufrecht. »Sie ist ein wunderbares Boot«, sagte er. »Wunderbar.«

»Ist sie bewaffnet?«

»Gewiß. Sie wurde mit ihren Torpedos an Bord des U-Boots verstaut.«

»Wie viele?«

»Vier.«

»Ist sie beschädigt?«

»Sie reagierte normal, als ich sie von ihrer Mutter fortsteuerte.«

»Könnten Sie sie reparieren, falls sie beschädigt ist?«

Ponte hob die Hände. »Mein Mechaniker ist auf dem U-Boot umgekommen.«

Das bedeutete Larson, falls das Boot repariert werden mußte, und dann wüßten drei Personen und nicht zwei, daß die *Seehund* existierte. »Warum haben Sie Ihren Mechaniker im Stich gelassen?«

Pontes Gesicht wurde hart. Der kindliche Ausdruck war verschwunden. Er schien ein Mann mit sehr kurzer Zündschnur zu sein. Nicht jemand, den man anbrüllen und herumschubsen konnte, wie Kroner oder DeVilleneuve. Er sah ganz so aus, als würde er, wenn nötig, seine Wunden vergessen und sich in diesem schaukelnden Steuerhaus mit ihm herumprügeln. Die Otter hatte bereits beschlossen, daß er Ponte brauchte. Er beherrschte seine Wut.

»Verzeihung. Sie haben bestimmt Ihr Möglichstes getan... Wie steht es in Italien mit dem Krieg?«

Ponte hob die Schultern. »Wer weiß? Ein Soldat erfährt es immer als letzter.« Dann lächelte er wieder. »Wir schaffen es schon gemeinsam. Ja?«

Die Otter nickte.

»Sehr gut, mein Freund, und dann greifen wir gemeinsam an.«

»Wünscht Admiral Canaris, daß wir mit dem *Seehund* fliehen?«

»Ja. Der Mechaniker hätte in einem der leeren Torpedorohre Platz gehabt, falls Sie hätten mitkommen wollen.«

Falls? Was dachte sich Onkel Willy eigentlich über die Lage in New York? »Wie ist denn dieser Fluchtplan genau?«

»Das U-Boot wird fünfzig Meilen vor New York liegen. Um jede Mitternacht wartet der Funker, ob eine Meldung kommt. Unser kleines Boot hat ein Funkgerät, das auf die Frequenz des U-Boots eingestellt ist.«

Die Otter blickte ihn an. »Aber das U-Boot wurde zerstört.«

»Ja, mein Freund. Ich glaube, wir müssen ein anderes U-Boot kommen lassen, um uns abzuholen.«

»Würden Sie sich zu einem Treff fünfzig Meilen vor New York einfinden, wenn Sie Kommandant eines U-Bootes wären und unsere Meldung empfangen?«

»Nein.« Ponte zuckte betrübt die Schultern. »Was sollen wir tun?«

»Ich werde versuchen, mit Admiral Canaris Verbindung aufzunehmen«, sagte die Otter. Aber dazu mußte er sich erst einen neuen Sender beschaffen.

30

Gates blieb bis zum Morgen bei den Strattons, döste für ein paar Stunden auf dem Sofa ein und erwachte, als Wallace Stratton wieder am Telefon war. Stratton hielt die Hand auf die Sprechmuschel. »Ich habe deine Mutter und Louise ins Bett geschickt. Ich habe mich eben mit dem Admiral des Dritten Distrikts verbinden lassen. Er sagt, die Navy habe beim ersten Tageslicht eine volle Suchaktion zur Luft und zur See gestartet.«

Gates frühstückte mit der Familie und ging erst, als es Zeit war, auf die *Normandie* zurückzukehren. Van Slough hatte ihn gebeten, in der Tagesschicht zu arbeiten, und er hatte seinen Onkel verständigt.

Kurz vor dem Tauchen rief er noch einmal an, aber man hatte immer noch nichts von dem vermißten K-2-Luftschiff gehört. Als er am Rand der Taucherplattform stand, rief ein Vorarbeiter ihn zurück. Er hatte Wallace gebeten, ihn auf dem laufenden zu halten.

»Ja?«

»Kapitän Tooker erwartet Sie in seinem Büro.«

»Jetzt?« Es konnte auf keinen Fall Wally sein, denn der

Bergungsleiter war viel zu beschäftigt, um telefonische Nachrichten weiterzugeben.

»Natürlich jetzt«, sagte der Vorarbeiter. »Beeilen Sie sich.«

»Was will er denn?« Die Luftblasen der Taucher sprudelten auf der Wasseroberfläche auf, zwischen den Lichtern an den Decks entlang. Die Arbeit war in vollem Gang.

»Hat er nicht gesagt.« Der Vorarbeiter fragte mit gespielter Höflichkeit: »Wünschen der Herr vielleicht, daß ich mich für ihn erkundige?«

»Schon gut«, sagte Gates und fragte sich, was er schon wieder falsch gemacht hatte, während er sich bückte, um die schweren Stiefel auszuziehen. »Entschuldigen Sie, daß ich gefragt habe.«

»Mit Taucherausrüstung«, sagte der Vorarbeiter. »Behalten Sie die Stiefel an.«

Gates stapfte verwundert von der Taucherplattform herab und stieg mühsam die Holzstufen zu dem Kahn hinunter, auf dem sich das Büro des Bergungsleiters befand.

Kapitän Tooker sprach mit einem Taucher der Navy – wie Gates in voller Ausrüstung – und einem Leutnant in ordnungsbestückter Uniform. Tooker stand hinter seinem Schreibtisch, die Hände in den Hosentaschen. Es gab jedoch keinen Zweifel, wer hier das Sagen hatte.

»Gates?«

»Jawohl, Herr Kapitän.«

Tooker zeigte mit dem Daumen auf den Leutnant. »Leutnant Graham möchte sich ein paar meiner Taucher für einen besonderen Einsatz ausleihen. Ich sagte ihm, Sie könnten der richtige Mann dafür sein, aber es handelt sich um eine Arbeit auf offener See, und ich weiß, daß Sie das bisher noch nie getan haben. Wollen Sie es mal versuchen?«

»Ich würde lieber auf der *Normandie* bleiben, Sir.«

»Es ist doch nur für einen Tag, nicht wahr, Leutnant?«

»Jawohl, Herr Kapitän. Unteroffizier Royce gilt als ein erstklassiger Taucher, Mr. Gates. Er wird sich um Sie kümmern.«

Der andere Taucher nickte.

»Für ein bis zwei Tage macht es mir nichts aus«, sagte Gates. »Ich verstehe nur nicht, warum Sie ausgerechnet

mich wollen. Taucher der ersten Klasse werden für Zerstörungs- und Kommando-Aufgaben eingesetzt, und ich bin kaum fähig, meinen Weg an die Oberfläche zu finden.«

»Es ist ganz einfach«, sagte Royce. »Vierundzwanzig Meter und klares Wasser.«

»Sie sind doch zufällig auch Schiffbauer«, sagte Tooker. »Und eigentlich der einzige hier, der ebenfalls qualifizierter Taucher ist. Deshalb glaubte ich, daß Leutnant Graham Sie verwenden könnte.«

»Das stimmt«, sagte Graham.

»Und Sie sind auf höchste Geheimstufe zugelassen, was bei keinem anderen Ziviltaucher der Fall ist. Ich werde Ihren Chef benachrichtigen. Van Slough, nicht wahr?«

»Worum handelt es sich denn?«

Tooker zog seine Hände aus den Taschen. »Das kann man Ihnen erst sagen, nachdem Sie Ihr Jawort gegeben haben.«

Gates sagte ja, er würde an dem geheimen Tauchereinsatz der Navy teilnehmen, falls er am nächsten Tag auf die *Normandie* zurückkehren könnte, aber da waren sie bereits im Atlantik, an Bord einer schnellen Barkasse, die in einer wilden Berg-und-Tal-Fahrt über haushohe Wellen und tiefe Abgründe schoß. Erst dann eröffneten sie ihm, um was es sich handelte. Sie sollten nach einem deutschen U-Boot tauchen, das in der vorigen Nacht von einem Luftschiff der Navy versenkt worden war.

»Moment mal, was geschah mit dem Luftschiff?«

»Keine Überlebenden... was ist denn los, Gates?«

Er murmelte zusammenhangloses Zeug. Royce fragte ihn, ob er lieber nicht tauchen wollte, aber Gates schüttelte den Kopf, bereute zu spät, Wallys Anrufe so oft nicht beantwortet zu haben.

»Warum war das U-Boot so nahe?«

Keine Antwort gab es bei der Frage nach dem Sinn für Wallys Tod, aber die anderen Taucher von der *Normandie* ließen sich dadurch nicht beeindrucken.

»Ganz einfach«, sagte einer. »Wo täglich an die hundert Schiffe New York anlaufen oder ausfahren.«

»Und in Begleitung von zweihundert Flugzeugen und Zerstörern«, sagte der zweite Taucher. »Kein U-Boot würde das wagen. Nicht, solange sie unsere Geleitzüge mitten im Ozean versenken können.«

»Konvois zu finden ist schwerer, als sie zu versenken. Nein, der kam nur so nahe, um sich eine leichte Zielscheibe auszusuchen.«

»Er könnte aber auch einen Kommandotrupp zur Küste gebracht haben«, sagte Royce.

Die Navy-Taucher nickten respektvoll. Gates sah zum ersten Mal, daß die Navy-Taucher vor irgend etwas Respekt zeigten. Royce war eine Klasse für sich, und alle wußten es.

Gates wandte sich ab und blickte auf das schäumende Kielwasser am Heck der Barkasse. Wally war für den Krieg nicht geschaffen gewesen. Wie die *Normandie*.

»Hier ist es«, rief Royce.

Gates blinzelte in die Sonne und sah in der Ferne eine Gruppe kleiner Fahrzeuge. Als sie näher kamen, erkannten sie einige Barkassen, beschlagnahmte Vergnügungsjachten, einen Schleppdampfer der Navy und einen Leichter mit Kran und Deckhaus. Am Horizont kreuzte ein Zerstörer.

»Dort ist der Prallrumpf«, sagte Royce. Die riesige graue Außenhaut des Luftschiffes trieb auf den Wellen. »Wir tauchen vom Leichter aus.« Eine Taucherplattform war unten an seiner Seite befestigt und wurde von den Wellen überspült. Auf dem Leichter war ein Luftkompressor in Betrieb, umringt von einem halben Dutzend Helfern, die Helme und einen Unterwasser-Schneidbrenner bereitlegten, mit dem die eingedrückte Gondel aufgeschweißt werden sollte.

Gates blickte in das blaue Wasser und fragte sich, ob man schon Wallys Leiche geborgen hatte. Er fürchtete sich davor, ihn zu finden. Die Barkasse legte am Leichter an, und Royce führte die Crew zur Taucherplattform. Von hier sah es aus, als nagte die See an der Bespannung des Luftschiffs.

Es war kalt, viel kälter als im Hudson.

Ein nasser Schauer drang ihm unter den Taucheranzug, und der zunehmende Druck in der Tiefe trieb ihm die Kälte durch die lange wollene Unterwäsche bis in die Knochen. Aber was Gates am meisten auffiel, war die Helligkeit des

Wassers. Im Vergleich zur *Normandie* war es, als ob man durch eine klare Scheibe ins Sonnenlicht blickt.

Royce, der neben ihm tauchte, war noch in einer Tiefe von sechs Metern klar sichtbar. Bei zwölf Metern waren seine Umrisse zu erkennen, und erst bei fünfzehn knipsten sie ihre Taucherlampen an. Die hellen Strahlen drangen weit durch das Wasser, verbreiteten ein gespenstisches grünes Licht. Über ihm war das Dröhnen der Barkassen vernehmbar, die das Gebiet umkreisten.

In einer Tiefe von vierundzwanzig Metern – sechs Meter tiefer, als Gates je getaucht war – stießen sie auf den feinsandigen Meeresgrund.

Gates' Tender meldete ihm durch die Sprechanlage, was Royce jeweils beschrieb. »Royce sagt, die Gondel ist rechts von Ihnen und das U-Boot links. Er sagt, Sie sollen auf den Graben achten. Das Wrackteil mit dem Kommandoturm liegt dort am Rande.«

Royce klopfte ihm auf den Arm und wies ihn mit einem Zeichen an, ihm zu folgen. Die anderen Taucher, einschließlich der beiden, die während der ersten Manöver auf dem Leichter geblieben waren, kamen auf den Grund und bewegten sich der Gondel zu. Gates sah verschwommen die eine von Einschüssen übersäte Seite. Er wandte sich ab. Royces Lampe war auf einen dunklen und entfernten Schatten gerichtet. Gates folgte ihm dorthin, stapfte über den sandigen Grund, der sich wie der Boden einer Wanderdüne hob und senkte.

Die Haifischnase des U-Boots lag auf der Seite, wirkte wie eine im Hinterhalt lauernde Bestie. Royce führte ihn um das Wrack herum, verständigte sich mit ihm durch Handzeichen und über den Umweg der Sprechanlage. Der Meeresboden war von Trümmerteilen übersät, einige so klein wie Ziegelsteine, andere noch fast ganz und erkennbar – ein Kompressor, ein Dieselmotor, ein Trimmeruder, eine zerfetzte Leiche unter einer eingerissenen Stahlplatte.

Sie umkreisten den Bugteil, und da sah Gates etwas, das dort nicht hinzugehören schien. Er trat unter das überhängende Deck. Royce faßte ihn am Arm, zog ihn hinaus, zeigte auf einen Aufbau, der einzustürzen drohte, aber Gates knie-

te sich hin und kroch unter den Rumpf, um sich den am Kiel befestigten großen Stahlhaken genauer anzusehen.

Er war etwa ein Meter zwanzig lang, fünfzehn Zentimeter dick, aus massivem Stahl, und er mußte senkrecht hängen, wenn das Boot aufgerichtet war. Er stieß Royce fort und rätselte an diesem seltsamen Ding. Dann sah er ein abgerissenes Kabelstück, das hinter dem Haken hing. Da er von der *Normandie* her an Naharbeit gewohnt war, überlegte er nicht lange, was er als nächstes tun sollte. Er schob sich noch näher unter den Bug und griff nach dem Kabel. Aus der Sprechanlage tönte es verärgert.

»Royce sagt, Sie sollen da schleunigst raus, Junge. Und zwar sofort.«

»Moment mal«, sagte Gates. »Melden Sie Royce, hier unten sei etwas verdammt Seltsames.«

Er zerrte an dem Kabel – vergeblich, es saß fest. Durch seinen Handschuh fühlte es sich an, als sei es mit etwas umspannt. Gummi oder Isoliermaterial, oder beides, wie seine Rettungsleine. Unter der Verkleidung war es hart wie Stahl oder Kupfer. Da er es nicht bewegen konnte, ließ er es los und faßte mit dem Handschuh über den Haken. Im Licht der Lampe in seiner anderen Hand sah er, daß der Haken in Wirklichkeit ein massives, drehbares Anschlußstück war, mit einer Öffnung, die einem riesigen Schraubeninnengewinde ähnelte. Wie es funktionierte, konnte er nicht erraten, aber jedenfalls hatte er etwas Derartiges noch nie an einem U-Boot gesehen oder davon gehört.

31

Auf dem ganzen Weg nach oben dachte er daran.

»Während wir unten waren, sind ein paar Leute vom ONI und einige U-Boot-Experten an Bord gekommen«, sagte Royce. »Wir müssen mit ihnen reden und Bericht erstatten.«

Gates folgte Royce ins Deckhaus, wo ein halbes Dutzend Offiziere um den Tisch saßen.

Die ONI-Gruppe wurde von Kapitänleutnant Ober angeführt, der die Abzeichen seines kürzlich verliehenen Ranges trug. Er und Gates tauschten gezwungen höfliche Begrüßungen aus, und die Atmosphäre entspannte sich auch nicht, als Gates ihn zu seiner Beförderung beglückwünschte, weil Ober das als eine spöttische Bemerkung empfand. Royce, dem es nicht entgangen war, grinste, und Gates hatte alle Mühe, eine ernsthafte Miene zu bewahren. Jeder Taucher, den er kannte, betrachtete die Offiziere der Navy als komische Figuren.

»Gates?« Leutnant Graham blickte ihn an. »Wenn diese Herren mit Ihnen fertig sind, möchte ich Sie bitten, Ihren Freund zu identifizieren.«

»Was?«

»Er sieht nicht so schlimm aus. Jedenfalls nicht das Gesicht.«

»Ich will ihn lieber nicht sehen.«

»Er hatte einen Freund auf dem Luftschiff«, erklärte Graham den anderen. Dann, wieder zu Gates gewandt: »Sie würden seiner Familie den Kummer ersparen.«

Gates nickte, aber er erschauerte innerlich. Graham führte ihn aus der Kabine. Sie hatten die Leichen in einer Barkasse aufgebahrt, und die Matrosen waren abfahrtsbereit. »Stratton hatte seine Papiere bei sich, und wir nehmen an, daß er es ist«, sagte Graham. Er hob das Laken, ließ nur Wallys Gesicht sehen, aber Gates war es nicht entgangen, daß nicht viel von seinem Körper unter dem Laken steckte.

Das Gesicht war zu einer Maske erstarrt. Gates fand es wichtig, der Familie sagen zu können, daß Wally mit dem Ausdruck mutiger Entschlossenheit gestorben war. Eine Beschreibung, die viele für unpassend gehalten hätten, einschließlich Gates. Sie alle hatten ihn falsch beurteilt, und jetzt war es zu spät.

»Cordi, es ist Gates. Er ist unten«, sagte Mark. »In der Hotelhalle. Soll ich ihn auf eine Tasse Tee einladen?«

Sie saßen im Hinterzimmer. Cordi trug Kopfhörer und

verfolgte die Tonbandaufnahmen der Kurzwellensendungen, die die amerikanischen Abhörstationen an der Küste aufgefangen hatten, weil sie immer noch auf die Möglichkeit hoffte, das Zeichen der Otter zu vernehmen. Er hatte DeVilleneuve nie mehr angerufen, und Weatherburn bestand darauf, daß selbst der unabhängigeste und schweigsamste deutsche Agent nicht umhin konnte, gelegentlich mit Hamburg Funkverbindung aufzunehmen.

Sie nahm ihren Kopfhörer ab und legte den Revolver, den sie während des Abhörens gesäubert hatte, in die Schreibtischschublade zurück. »Sehr witzig, Mark.«

Mark hatte den Hörer auf die Gabel gelegt. »Ich habe dem Portier gesagt, du kommst herunter. Er ist in der Bar.«

Die kleine Bar neben der Halle – Restaurant und Cocktail-Lounge – war finster wie eine Höhle. Steven saß mit gesenktem Kopf auf einem Barhocker. Er bemerkte sie erst, als sie neben ihm Platz genommen hatte.

»Ist Ihnen nicht wohl?«

Es war zu dunkel, um seinen Gesichtsausdruck zu sehen. Seine Stimme war tonlos. »Danke, daß Sie heruntergekommen sind. Ich konnte leider nicht anrufen, denn ich war zu durcheinander. Wally ist tot.«

»Was?«

»Das Luftschiff ist abgestürzt.«

»Wie?«

»Der Sturm gestern nacht. Man fand es heute früh. Keine Überlebenden.«

Sie legte ihm den Arm um die Schulter. »Das tut mir aufrichtig leid.«

»Ich scheine bisher Glück gehabt zu haben. Wally ist mein erstes Kriegsopfer. Der erste, den ich gut kannte und den es getroffen hat. Möchten Sie etwas trinken?«

»Nein, danke.«

»Ich werde mir, ihm zum Andenken, einen doppelten Martini bestellen. Wollen Sie sich nicht anschließen?«

»Ich schließe mich an.«

Ein Barmann trat aus dem Schatten, und Gates bestellte. »Wissen Sie, was? Wally hatte recht, es ist ein ganz einfaches Getränk. Man braucht nicht zu sagen, ob man es mit Eis will oder nicht oder in was für einem Glas oder sonst noch was.

Man sagt einfach Martini, und das ist Gin mit ein bißchen Vermouth. Das ist alles. Wally hatte fetischhafte Vorstellungen von solchen Dingen. Man darf den Gin nicht schütteln und . . .« Er schlug mit der Faust auf die Bar. »Ausgerechnet er mußte sich umbringen lassen. Dieser blöde Säufer . . .«

»Der Suff hat ihn nicht umgebracht.«

»Der Sturm auch nicht.«

»Was denn?«

Gates blickte sie an, und dann ließ er sich rasch vom Barhocker gleiten. »Verzeihung, aber ich muß jetzt gehen. Ich bin todmüde. Danke, daß Sie gekommen sind.« Er gab ihr einen flüchtigen Kuß auf die Wange und eilte hinaus.

Cordi rief ihm nach, aber er drehte sich nicht mehr um. Sie saß da und starrte auf die beiden vollen Gläser auf der Bar. Erst jetzt fiel ihr ein, wie zurückhaltend sie ihm gegenüber gewesen war, vielleicht aus Angst vor dem, was er sein könnte, aber heute – ganz gleich, wer oder was er war – schien er wirklich tief betroffen zu sein, und sie hatte nichts zu tun vermocht, um ihm zu helfen.

32

»Cordi«, sagte Weatherburn. »Können Sie reiten?«

»Ja.«

»Möchten Sie mit mir ein Wochenende auf dem Lande verbringen?«

»Wie bitte, Sir?« Beinahe hätte sie mit den Wimpern geklimpert, aber bei ihm waren solche Späße reine Verschwendung.

»Ich bin in Connecticut zur Jagd eingeladen. Die Abhörstationen der BSC orteten dort vor einigen Monaten einen Geheimempfänger. Sie haben emsig gelauscht, nachdem DeVilleneuve sich als eine solche Enttäuschung erwiesen hat, aber nichts Neues herausgefunden. Ich wurde beauftragt, die Sendungen zurückzuverfolgen. Die Einladung ist

offiziell und wurde von Freunden eines Freundes arrangiert. Unser Gastgeber hält mich für einen Londoner Geschäftsmann, der mit seiner Sekretärin in New York ist. Als das werden wir uns ihm gegenüber ausgeben. Ein Weekend auf dem Lande, getrennte Zimmer und so weiter, mit dem einzigen Unterschied, daß ich mich nicht über den Flur schleichen werde, wenn alles im Haus schläft.«

»Ich habe eine Verabredung mit Gates...«

»Sagen Sie ab. Geben Sie ihm etwas, worüber er sich den Kopf zerbrechen kann.«

Als sie auf einem Hügelhang über dem Merritt Parkway anhielten, um die Pferde verschnaufen zu lassen, zog Weatherburn sein Hosenbein aus dem Stiefel und zeigte seinem Gastgeber eine hellrote Schürfung, die sich kreisförmig von der blassen Haut der inneren Knieseite abhob.

»Schauen Sie, Blanchard. Zehn Jahre nicht mehr auf einem Pferd gesessen, aber immer noch an meine Knie gedacht.«

Blanchard, ein hochgewachsener und hagerer alter Mann, der kerzengerade auf seinem Pferd saß, nickte anerkennend. Weatherburn war in seinem Element. Sie hatten es gut geschafft, so gut, daß Blanchard ihn eingeladen hatte, noch eine Nacht bei ihm zu verbringen, nachdem die anderen Gäste nach dem Mittagessen am Sonntag aufgebrochen waren. An diesem Morgen waren sie früh ausgeritten.

Weatherburn steckte die Hose wieder in den Stiefel und grunzte selbstzufrieden.

»Der Reitlehrer in Sandhurst hat es uns eingepaukt: Das Pferd hat sein Gehirn in den Flanken.«

Blanchard nickte vage. Irgend etwas hatte ihn abgelenkt, und er blickte auf den Parkway. Die beiden Betonspuren liefen an einer breiten, von Ulmen beschatteten Straße vorbei, die zu einem Dorf mit weißen Schindelhäusern und gepflegten grünen Rasenflächen führte. Laub und Gras strahlten im Frühsommerglanz, aber in der Nähe des Parkways, wo die Ulmenallee plötzlich zu Ende war, sah man die Zeichen einer kürzlich zerstörten Umwelt.

»Hören Sie das?«

Weatherburn blickte den Steilhang hinunter. »Die Wagen?«

»Ja, die verdammten Wagen.« Blanchard hob zuckend den Arm und ließ ihn über die Hügel schweifen. »Roosevelt hat das ganze Jagdgebiet mit seinen sozialistischen Straßen zerstört. Hat unser Land wie mit einem Fleischermesser zerschnitten. Seit dem Börsenkrach ist ein Unheil dem anderen gefolgt. Steuern, Wohlfahrtsunterstützung, Bündnisse mit den Russen, jetzt dieser verdamnte Krieg mit seinem Rattenschwanz von Inflation und erhöhten Löhnen.«

»Ach ja«, sagte Weatherburn.

Blanchard schlug mit der geballten Faust auf den Sattel, und sein Pferd wurde unruhig. »Man findet keinen anständigen Stalljungen mehr, geschweige denn einen geschulten Reitknecht.«

»Wir hatten seit dem letzten Krieg ähnliche Probleme in England«, sagte Weatherburn mit fast echter Teilnahme. »Vielleicht wird es wieder besser, wenn dieser endlich vorüber ist.«

»Für Sie vielleicht. Aber hier ist man bereits zu weit gegangen mit unseren Leuten. Schauen Sie mal dort unten. Kein einziges Haus in diesem Dorf wird noch von seiner rechtmäßigen Familie bewohnt. Alles von den Leuten aus New York übernommen. Schriftsteller, Werbeleute, Funkproduzenten – sogar Schauspieler, verdammt noch mal – und die nervösen Stadtweiber, die ständig herumschreien und sich in aller Öffentlichkeit küssen. Die hat uns diese Straße gebracht. Bei Gott, wir hatten hier ein schönes Land, bevor F.D.R. und seine Leute die Straße bauten.«

»Ich muß sagen, daß es mir ein bißchen komisch vorkam, als ich hier herausfuhr. Kein Gefühl, irgendwo zu sein. Keine Städte, nur meilenweit Rasenflächen und verkümmerte kleine Bäume.«

»Ich erlaube meinem Fahrer nicht, sie zu benutzen«, sagte Blanchard. »Er nimmt die Boston Post Road nach New York.«

Weatherburn streichelte den Nacken seines Pferdes und fragte beiläufig: »Fahren Sie oft nach New York?«

»Nein.«

Weatherburn war trotz seiner echten Begabung für Täu-

schung und Irreführung ein Mann der Tat, und als Offizier der Armee hatte er es gelernt, rasche Entschlüsse zu fassen und sofort danach zu handeln. All die Jahre der Geheimdienstarbeit hatten ihn immer noch nicht überzeugt, daß Geduld eine Tugend ist. Während des ganzen Wochenendes hatte er Geduld gezeigt, alles mögliche versucht, um Blanchard zum Reden zu bringen, aber jetzt hatte Blanchard ihm freiwillig die erste wichtige Information geliefert. Eine innere Stimme sagte Weatherburn, langsam vorzugehen, aber eine andere trieb ihn zum Vorstoß an.

»Wann sind Sie...«

Der alte Mann blickte ihn an, und jetzt hielt der britische Agent seinem Blick entschlossen stand.

»Ja?«

»Wann sind Sie nach New York gefahren, und wem bringen Sie die deutschen Funkmeldungen?«

In Blanchards Gesicht zuckte es. Der Schreck, sagte sich Weatherburn. Er wird reden.

Blanchard schwang plötzlich seine schwere Reitpeitsche. Weatherburn duckte sich, aber der Schlag streifte die Ohren seines Pferdes, und es bäumte sich. Blanchard stieß die Sporen in die Flanken seines Pferdes und stob davon. Bis Weatherburn sein Tier wieder unter Kontrolle hatte, galoppierte der alte Mann den Hügelhang hinunter, aufrecht in seinem Sattel wie ein preußischer Kavallerieoffizier. Weatherburn straffte seine Knie und folgte ihm.

Blanchard konnte natürlich nirgendwohin. Er mußte zu seinem Haus, und als er auf den ebenen Boden neben dem Parkway gelangte, sah er Cordi Grey mit einem Fernglas um den Hals aus dem Wald kommen. Drei berittene Männer erschienen, und ein schwarzer Wagen hielt in einer Biegung des Parkways. Mehrere Männer stiegen aus. Weatherburn galoppierte ihnen nach.

»Geben Sie es auf, Blanchard. Wir tun Ihnen nichts, das versichere ich Ihnen...«

Blanchard wirbelte sein Pferd herum. Er sah eine Lücke in der Reihe der Männer und ritt auf sie zu.

»Nein«, rief Cordi. »Passen Sie auf die Straße auf...«

Aber Blanchard hatte bereits die Straße und die beiden überholenden Wagen gesehen. Er sprach zu seinem Pferd.

Das Tier sprang über das Gras, landete auf der Straße und ließ Funken unter seinen Hufen aufstieben. Die Wagen schleuderten mit quietschenden Reifen in das Pferd hinein.

»Wie ist es passiert?« fragte die Stimme am Telefon.

»Der Idiot hat sich umgebracht. Es war Selbstmord.«

»Was haben Sie ihm getan?«

»Ich habe ihm überhaupt nichts getan. Er schoß einfach davon. Alles übrige habe ich Ihnen bereits erzählt.« Weatherburn lehnte sich an die Wand der Telefonzelle.

Die Stimme sagte: »Und was machen Ihre Freunde vom ONI?«

»Die haben wahrscheinlich dieses Telefon angezapft. Das Funkgerät haben wir allein entdeckt, und ich habe keine Ahnung, wie sie davon Wind bekommen haben. Auf das Risiko meiner Gruppe hin. Ich sage immer noch, daß die Otter beim ONI sein könnte.«

»Vergessen Sie das. Was beabsichtigen Sie nun zu tun?«

»Ich habe meine Leute nach New York zurückgeschickt und überlasse es Ihren Kollegen vom ONI, sich mit der Ortsbehörde zu verständigen.«

»Und Sie?«

»Blanchard hat zugegeben, daß er gelegentlich nach New York fuhr. Wir wissen bereits, daß er nur die Leute anrief, die er zum Wochenende einlud, und seine Makler in Wall Street. Auf dem Postamt hat man auch keine verdächtigen Briefsendungen gefunden. Er muß die Meldungen persönlich überbracht haben.«

»Was schlagen Sie vor?«

»Weitermachen«, sagte Weatherburn. »Der Mann, der die Verbindung hergestellt hat, ist wahrscheinlich auch der, der die Meldungen bekommt.«

»Und wie wollen Sie weitermachen?«

»Ich werde mich mal mit Blanchards Chauffeur unterhalten.«

Blanchards Chauffeur blickte hoffnungsvoll auf, als Weatherburn, ohne anzuklopfen, in sein Zimmer über der Gara-

ge trat. Die Hoffnung schwand jedoch, als er sah, daß der Eintretende den im Sessel sitzenden Mann kannte, obgleich es keinen Zweifel gab, daß sie sich nicht mochten.

Kapitänleutnant Percy Ober erhob sich. Er trug einen dunklen Straßenanzug, der trotz seines guten Schnitts die 45er Automatic unter seiner Jacke nicht verbergen konnte. Er war wütend, aber zur Ruhe entschlossen. »Was suchen Sie hier?«

»Ich könnte Sie das gleiche fragen.« Warum mußten wir uns mit dieser Strebertype einlassen, die nicht einmal weiß, was die Otter im Schilde führt?

»Wollen Sie bitte unten warten?«

Weatherburn setzte sich auf den Rand des schmalen Bettes. »Nein, denn scheinbar sind wir zu ähnlichen Schlüssen gekommen.« Er wandte sich an den Chauffeur, der verlegen auf einem Schemel saß. »Wie heißen Sie?«

»Putnam, Sir.«

»Ich habe ihm bereits gesagt, um was es geht«, sagte Ober.

Weatherburn wandte sich an Ober. »Wollen Sie bitte einen Augenblick mit mir herauskommen? Ich möchte mit Ihnen reden. Putnam, Sie bleiben, wo Sie sind.«

Draußen wollte Weatherburn etwas sagen, aber Ober schnitt ihm das Wort ab. »An dieser Sache hängt mehr als nur die Ortung einer Funkverbindung. Die erfolgreiche Erledigung eines gemeinsamen Unternehmens zwischen BSC und ONI könnte zu weiterer Zusammenarbeit führen.«

Weatherburn sah ihn kühl an. »Das wäre schön für den ONI. Die BSC hat bereits ihre Bereitschaft zur Zusammenarbeit durch die Hilfeleistungen des OSS unter Beweis gestellt. Mit Ihnen und dem FBI ist es etwas anderes.«

Ober wurde rot und wollte antworten. Weatherburn ließ ihn nicht zu Worte kommen. »Halten Sie mich da raus. Ich bin nicht in der Lage, Politik zu machen...«

»Gut«, sagte Ober steif. »Ich werde Sie rauslassen.« Er drehte sich um und ging auf das Zimmer zu.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß ich mich selbst um diese Angelegenheit kümmern werde. Nachdem ich Putnam erklärt habe, was ihm dafür bevorsteht, daß er deutsche Funkmel-

dungen überbracht hat – wovon er, nebenbei gesagt, keine Ahnung hatte –, werde ich ihm eine Chance geben, sich aus der Affäre zu ziehen, falls er mir die Ablieferungsstelle zeigt.«

»Ich hatte das gleiche im Sinn«, sagte Weatherburn. Er hatte das Gefühl, daß sein linkes Augenlid zuckte.

Ober lächelte. »Ich habe dafür gesorgt, daß einige Wagen die Limousine beschatten. In einem sollte noch Platz für Sie sein.«

»So eine Unverschämtheit! Alles, was Sie wissen, haben Sie von uns. Wenn wir nicht wären, würden Sie schon längst an einem deutschen Galgen hängen.«

»Was erwarten Sie eigentlich? Dankbarkeit?«

Weatherburn wandte sich ab, um seine Wut zu verbergen. Diesem Ober das Handwerk zu legen, erschien ihm jetzt fast ebenso verlockend, wie die Otter zu schnappen.

33

Die Otter blickte durch Kroners schmutziges Ladenfenster. Es war nach Feierabend, und in den Straßen Yorkvilles drängten sich die heimkehrenden Arbeiter. Ein Mann im Overall kam gerade mit einem Radioapparat unter dem Arm heraus. Die Otter drehte sich um, damit der Mann sich nicht an sein Gesicht erinnern konnte. Drinnen beugte sich der deutsche Bundist über seine Werkbank und arbeitete im schwindenden Tageslicht.

Die Otter trat in den Laden und zog sich die Strumpfmaske über den Kopf. Kroner blickte auf, lächelte hoffnungsvoll, bis die Otter den Rolladen zuzog und ihm sein verummtes Gesicht zuwandte. Kroner stand auf, trat einen Schritt zurück, blieb vor dem Vorhang des Hinterzimmers stehen und sagte mit fester Stimme: »Nein.«

»Nein was, Herr Kroner?«

»Ich habe genug. Keine Funkgeräte mehr.«

Die Otter brauchte dringend eins, um ein U-Boot für die Flucht kommen zu lassen, aber er hielt sich an die Grundregeln, die Onkel Willy ihm für das Verhalten auf feindlichem Gebiet beigebracht hatte: *Alles kommt darauf an, wie du dich in einer verzweifelten Lage bewährst*. Er war verzweifelt. Ohne Fluchtmöglichkeit. Mit der Bürde eines zweiten Agenten, der von ihm abhing und von dem er abhängig war.

Er hatte sorgfältig und methodisch die Straße von einem Dach aus beobachtet, bevor er sich in Kroners Laden wagte. Die Engländer oder das FBI waren der allerwahrscheinlichste Grund für das Verschwinden des Posaunisten aus dem Gebäude der RCA, und möglicherweise auch für den Mann, den er am Abend des Fliegeralarms vor DeVilleneuves Haus gesehen hatte. Erst als er ganz sicher war, daß Kroners Laden nicht beobachtet wurde, war er eingetreten. Er hatte keinen Widerstand erwartet.

»Vergessen Sie nicht die Karriere eines gewissen Panzeroffiziers? Liegt Ihnen nichts an seinem Leben?«

»An seinem Leben?« Er riß den Vorhang zum Hinterzimmer auf.

Die Wüste hatte ihre Art, einen Mann auszudörren. Es war mehr als Sonne und Wind, eher ein rascher Verfallsprozeß, der die Haut aussehen ließ, als sei sie eine vom Fleisch getrennte äußere Schicht. So unwahrscheinlich es auch schien, aber der Mann mit der dunklen Brille, der in Kroners Hinterzimmer über eine Werkbank gebückt saß, konnte niemand anders als sein Sohn sein, der Panzerarmeeveteran Leutnant Erich Kroner.

Die Vakuumröhre eines Radioapparats und die Elektronikerzange wirkten ungewöhnlich zart in den großen, ledrigen Händen des jungen Kroner. Er mühte sich verzweifelt ab, die Röhre in die Steckdose einzuführen. Plötzlich hob er den Kopf. Er schien so sehr in seine Arbeit vertieft gewesen zu sein, daß er den Beginn des Gesprächs nicht gehört hatte.

»Vater?« rief er mit zögernder Stimme. »Bist du es?«

»Sprich englisch«, sagte Kroner. »Alles auf englisch.« Dann seufzte er. »Nur ein Rechnungskassierer. Ich habe ihn bezahlt.« Er wandte sich der Otter zu. »Ich hatte nicht geglaubt, was in den Zeitungen über unser Afrikakorps stand, aber Erich, der als Kriegsgefangener mit der *Queen*

Mary hierhergebracht wurde, sagte mir, es sei wahr. Das Korps war an Schußkraft unterlegen, ohne Nachschub und ausgekämpft. Der Junge hat seinen Wachen erzählt, daß ich hier in New York bin. Die Gefangenenlager sind überfüllt, es machte zuviel Mühe, sich um ihn zu kümmern, und sie waren froh, ihn an mich loszuwerden.«

Mit Kroners bundistischer Vergangenheit? Das erstaunte die Otter.

»Man hat uns belogen und betrogen«, sagte Kroner. »Wir können nicht gegen die ganze Welt ankämpfen...«

»Wer nicht kämpft, kann auch nicht siegen.«

»Wir haben den Krieg bereits verloren«, sagte Kroner bitter.

Die Otter stieß ihn aus dem Weg. »Achtung, Leutnant Kroner!«

Der junge Kroner sprang auf, als ob es brannte.

»Leutnant Kroner, sagen Sie bitte Ihrem Vater, er solle als deutscher Volksgenosse seine Pflicht tun.« Er hob die Hand und drohte, den alten Kroner zu schlagen, falls er auch nur muckste.

Der junge Mann brach in lautes Schluchzen aus.

»Er ist blind«, sagte sein Vater. »Und jetzt verlassen Sie bitte unseren Laden.«

Die Otter verschloß die Tür.

»Wo ist das Funkgerät?«

»Ich habe es in Stücke geschlagen.«

»Wo sind die Stücke?«

Kroner antwortete nicht. Die Otter packte ihn an der Gurgel und drückte. Erich, der den Würgelaut seines Vaters gehört hatte, tastete sich um die Werkbank und bewegte sich der Otter zu. Die Otter schlug ihn mit der freien Hand nieder und war erstaunt, wie leicht und schwächling der Mann war. Er lockerte den Griff an Kroners Gurgel. »Wo sind die Stücke?« Der junge Erich lag reglos am Boden.

»Im Abfallkübel. Weg.«

Die Otter drehte ihn um und zeigte auf die Regale. »Geben Sie mir die Teile für ein Kurzwellenfunkgerät.«

»Ich habe sie nicht alle hier. Kurzwellen sind illegal.«

»Das weiß ich. Geben Sie mir, was Sie haben.« Er ließ ihn

los und stieß ihn zum Regal. »Beeilen Sie sich, oder ich bringe den Jungen um.«

Kroner glaubte ihm. Er kramte in den Radioteilen, legte sie auf den Ladentisch. »Das ist alles, was ich habe«, sagte er verzweifelt. »Es genügt nicht, um ein ganzes Gerät zusammenzubasteln. Vielleicht könnte ich mit etwas Zeit...«

Die Otter packte seine Gurgel, erwürgte ihn, und dann warf er die Radioteile in einen Koffer, den er in Kroners Keller fand. Er hatte nicht die Absicht, ein Gerät zu basteln, aber er dachte an Steven Gates, dem er dieses belastende Beweismaterial zuschieben konnte, falls die Lage sich verschlimmern sollte.

Die Otter eilte in seinen Unterschlupf auf der West Side, um sich etwas anzuziehen, das in den Rahmen der vornehmen Gegend DeVilleneuves paßte. Er ließ den Koffer mit den Radioteilen dort, nahm ein Taxi zur Dreiundfünfzigsten Straße und ging die Park Avenue hinunter. Er trug einen dunklen Anzug, einen perlgrauen Filzhut und Mantel. So wirkte er unauffällig inmitten der von der Cocktailstunde heimkehrenden oder zu einem späten Abendessen in den Clubs und Restaurants gehenden Anwohner. Aber er war besorgt. Das Debakel bei Kroner ging ihm nicht aus dem Kopf, und er stellte mit Unbehagen fest, daß man in letzter Zeit viel mehr Männer und Frauen jeden Alters in Uniform sah. Die Amerikaner mobilisierten mit jener Begeisterung, die er Onkel Willy bereits 1939 vorausgesagt hatte, und falls es ihm nicht bald gelingen sollte, New York zu verlassen, so mußte eines Tages auch er eine Uniform in sein Repertoire einbeziehen.

Er ging langsam von der Dreiundfünfzigsten bis zur Siebenundfünfzigsten Straße und dann wieder zurück. Er machte den Weg mehrere Male, wechselte die Gehsteige der breiten Avenue mit ihren getrennten Fahrbahnen und beobachtete das Haus, in dem DeVilleneuves Wohnung lag.

Dann begab er sich einen Block weiter östlich zur Lexington Avenue und kaufte in einer Nachtdienstapotheke Sonnenbrille, Verbandstoff und Heftpflaster. Auf der Lexington Avenue nahm er den Eingang zum Waldorf, ging nach

unten in eine kleine, nichtbediente Herrentoilette, legte sich dort einen weißen Verband über die Nase und eine Wange an und setzte sich die Sonnenbrille auf.

Er verließ das Hotel auf der Seite der Park Avenue, ging zu DeVilleneuves Haus und sagte dem Türsteher, er werde erwartet. DeVilleneuve wohnte noch dort. Nicht verhaftet. Jetzt blieb nur noch die Sorge, ob man ihn umgedreht hatte. Ein Mann rief in der Wohnung an, und als DeVilleneuve sich meldete, brachte der andere ihn zum Fahrstuhl.

Der Liftboy zog die Schiebetüren aus poliertem Messing zu und bediente das Rad mit weißbehandschuhter Hand. Die Wände waren aus gelacktem Walnußholz. Die Kabine summte leise, und es roch nach feinem Bohnerwachs. Der Liftboy ließ ihn in DeVilleneuves Vestibül treten, kehrte rasch in den Fahrstuhl zurück, schloß die Tür und fuhr wieder abwärts.

Die Otter blickte sich um. DeVilleneuve hatte seine Sache gut gemacht. Eine glänzende Deckung. Ein geschmackvoller Schirmständer fiel ihm zuerst auf; er war aus poliertem Messing, stand nahe an der Fahrstuhltür und stellte eine prächtige Auswahl von Spazierstöcken und Regenschirmen mit Griffen aus Silber, Elfenbein und Gold zur Schau. Die Otter fand es höchst unwahrscheinlich, daß DeVilleneuve in all den Jahren in New York jemals unter irgend etwas zu leiden hatte.

Jetzt war es an der Zeit.

Mark St. George hatte Dienst im Hinterzimmer des Meurice, während Weatherburn sich noch in Connecticut aufhielt. Ein Gewirr von widersprüchlichen Meldungen war eingetroffen. Dort oben war irgend etwas schiefgegangen. Und dann dieser panische Anruf des Franzosen DeVilleneuve. Die Otter war unten in seinem Gebäude. Der Portier hatte einen »Mr. Potter« gemeldet.

Mark wies Duncan an, Weatherburn aufzuspüren und ihm dann mit einigen Schlägertypen aus Weatherburns Stall zu folgen. Er steckte sich einen Revolver in den Gürtel und ging allein voraus. Er hätte sich gern noch mit Cordi verständigt, aber die Zeit war zu knapp. Sein eilig zugeknöpfter

Trenchcoat flatterte ihm um die Beine, als er zu einem Taxi rannte.

Der Schatten seiner Hutkrempe verbarg kaum den erregten Glanz in seinen Augen. Er war nahe am Ziel. Sehr nahe.

Die Wohnung wirkte leer, und wenn der Portier nicht eben über die Sprechanlage mit DeVilleneuve geredet hätte, hätte die Otter geglaubt, er sei nicht zu Hause. Er nahm die Sonnenbrille und den weißen Verband ab, die er nur benutzt hatte, um vom Hauspersonal nicht wiedererkannt zu werden, und hängte seinen Hut an den Kleiderständer. Heute würde der Franzose sein Gesicht zum ersten Mal sehen.

Und zum letzten Mal.

DeVilleneuve schlurfte in Pantoffeln und in einem seidenen Morgenrock herein. Er war gealtert, seit die Otter ihn zum letzten Mal beobachtet hatte, als er die Wohnung verließ. Er blickte die Otter an, wandte sich ab. »Guten Abend.« Er nahm der Otter mit zitternden Händen den Mantel ab.

»Was ist denn los?«

»Nichts. Seltsam. Ich hatte noch nie Ihr Gesicht gesehen, aber ich wußte, daß Sie es sind. Darf ich annehmen, daß dieses Ihr letzter Besuch ist? Lassen Sie mich deshalb Ihr Gesicht sehen?«

»Heute werden Sie für mich senden.«

»Aha... Befürchten Sie, daß man Ihre Faust erkennt?«

»Genau. Den Mantel können Sie mir lassen.«

DeVilleneuve trat zurück, hielt aber noch den Mantel und sagte herzlich: »Seien Sie doch nicht dumm. Sie können doch Ihren Mantel nicht durch meine Wohnung schleppen. Ich lasse ihn hier.« Er legte ihn über einen Stuhl. »Gehen wir gleich zum Funkgerät, oder möchten Sie erst einen Sherry trinken?«

Die Otter nahm den Mantel vom Stuhl, hängte ihn über seinen Arm und packte den Franzosen mit beiden Händen an der Kehle, zog ihn näher und begann, ihn zu würgen. DeVilleneuve kratzte seine Handgelenke. Die Otter schüttelte ihn. »Was geht hier vor? Wo ist das Mädchen?«

DeVilleneuve brachte keuchend hervor, daß sie fort sei.

»Wo?«

»Bei ihrer Familie . . . sie hat mich verlassen . . .«

Die Otter lockerte den Griff. DeVilleneuve wich zurück, schluckte. »Sie haben mir wehgetan . . .«

»Das Funkgerät.« Es war ein Befehl.

Mit dem Mantel über dem Arm folgte er dem Franzosen in die Bibliothek und sah ihm zu, als er die zur Nische führende Schublade öffnete. DeVilleneuve strich sich über sein Silberhaar und begann, mit dem Telegrafenschlüssel herumzuhantieren.

»Stellen Sie den Sender ein. Heizen Sie die Röhren an.«

DeVilleneuve tastete nach dem Schalter und drehte ihn an. Er nahm sich zuviel Zeit, um den Schlüssel anzuschließen. Die Otter blickte sprungbereit zur Tür.

»Wie lautet Ihre Meldung?« fragte DeVilleneuve, sendete eine Reihe von Vs und wies nickend auf einen goldenen Füllfederhalter und einen in teures Leder gebundenen Notizblock neben dem Gerät. Die Meldung war einfach. »Brauche sofort ein U-Boot. Nicht aus Deutschland. Keine Zeit. Schickt Boot von Einsatz Westatlantik.«

Mark St. George schlich sich hinter ihm ins Zimmer, seine Schritte wurden von dem dicken Teppich verschluckt. Die Pistole steckte in seinem Gürtel. Aber diesen hier mußte er lebend kriegen. An der Tür blieb er plötzlich stehen. Der Deutsche sah wie ein Reporter aus, der sich über seine Notizen bückt. In seiner Hast, ihn vor Weatherburns Ankunft zu schnappen, war er zu früh gekommen. Es wäre besser, abzuwarten, bis er seine Meldung gesendet hatte, damit Duncans Apparat sie aufnehmen konnte. Er schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

Der Franzose blickte auf und erkannte ihn. Sein zerfurchtes Gesicht zeigte Erleichterung. Die Otter bemerkte es, wirbelte herum, ließ den Notizblock fallen und handelte blitzschnell.

Mark war einen Augenblick wie gelähmt, als er gewahr wurde, daß er diesen Mann bereits kannte . . . daß es Rik van Slough war. Und da war die Otter auch schon über ihm, schlug wie mit einem Schmiedehammer auf ihn ein. Er fiel

zurück, gewann Zeit, indem er sich durch die Tür drehte, prallte an die Flurwand und landete mit seinem ganzen Gewicht seine rechte Faust auf dem Kiefer der Otter, die schmerzhaft aufstöhnte. Mit einem zweiten Hieb schlug er den Kopf der Otter zurück und brachte ihn ins Taumeln. Die Pistole brauchte er noch nicht.

Er holte zu einem dritten, entscheidenden Schlag aus. Aber die Otter drehte Kopf und Nacken mit der Schnelligkeit eines Profis und wich zur Seite. Mark verlagerte sein Gewicht, schlug abermals zu. Ein so geschicktes Ausweichen hatte er seit den Boxmeisterschaftskämpfen im Schwergewicht bei der Flotte nie gesehen. Er landete einen Hakenquerschlag mit der Rechten. Die Otter kassierte ihn, schlug zurück. Mark wich ihm seitlich aus und schnellte die Linke hervor.

Er fühlte einen wilden Schmerz in der ganzen rechten Körperhälfte, taumelte, sackte in die Knie. Wie konnte jemand fast gleichzeitig eine so rasche Finte machen und so hart zuschlagen? Die Otter hatte ihm einen furchtbaren Linkshaken in die Rippen versetzt. Zuerst glaubte er, von DeVilleneuve getäuscht worden zu sein, aber als er stürzte und nach seiner Waffe griff, sah er den Franzosen entsetzt durch das Zimmer starren.

Die Waffe... Er sah nur noch verschwommen. *Laß deinen Stolz, gehe mit diesem da kein weiteres Risiko ein.* Er versuchte, die Pistole aus seinem Gürtel zu ziehen. Zu schwer. Er versuchte sich mit einem tiefen Atemzug zusammenzureißen. Vergeblich – seine zersplitterten Rippen drangen in die Lunge ein.

Die Otter erledigte ihn mit einem zweiten Schlag.

»Los, kommen Sie«, rief er DeVilleneuve zu.

Der Franzose wich vor ihm zurück. Die Otter ging durch das Zimmer und nahm seinen Arm. »Hier können Sie nicht bleiben, Ihre Deckung ist geplatzt.«

Der Franzose wußte nicht, welche Deckung er meinte.

Er zerrte ihn hinaus, den Flur entlang der Küche zu, aber bevor er dort hingelangte, zog er ihn in ein kleines Anrichtezimmer mit einem Milchglasfenster. Er schloß die Tür und verriegelte sie.

»Was machen Sie da?«

»Still! Die Türen werden bewacht.«

»Wir können doch nicht hierbleiben...«

Die Otter stieg auf den schmalen Fenstersims und öffnete die Tür des höchsten Schrankes. Er griff zwischen verstaubte Kartons mit Konserven, langte tiefer hinein und zog ein zusammengerolltes dünnes Seil heraus.

Der Franzose sah, wie er es an einem Steigleitungsrohr befestigte.

»Dieses Fenster ist verklemmt.« Alles war ihm recht, um die Otter abzulenken.

Die Otter entfernte die Leisten, die es verklemmten, und das Fenster öffnete sich auf einen grauen Luftschacht von etwa zwei Meter Breite. Die Otter ließ das Seil in den Schacht hinunter.

»Kommen Sie her.«

»Wir sind im siebenten Stockwerk...«

»Möchten Sie lieber am Galgen hängen? Los!« Schritte hallten durch den Flur. Ein Mann rief.

»Nein«, sagte der Franzose und wich zurück. »Hier herein! Ici, ici...« Er riß an der Türklinke.

Die Otter kam auf ihn zu. »Ich habe ein gutes Schloß an dieser Tür angebracht, als ich das Seil versteckte. Ihre neuen Freunde scheinen noch nicht darauf gekommen zu sein... Wie hat man Sie rumgekriegt?«

»Mit einem Trick... eine junge Dame...«

»Die Engländerin?«

»Eine Rothaarige...«

»Tizianrotes Haar und sehr attraktiv?«

Cordi Grey. Er versetzte DeVilleneuve einen Genickschlag, fing ihn auf, bevor er fiel, und stieß ihn aus dem schmalen Fenster. Dann folgte er ihm – aber am Seil.

Cordi Grey hatte den Franzosen umgekrempelt. Das bedeutete, daß sie schon viel länger hinter ihm her waren, als er geglaubt hatte. Na schön, dann würde er ihnen Mr. Steven Gates zum Fraß vorwerfen.

Jetzt blieb ihm nur noch ein Sender, und er war weit abgelegen. Der verrückte alte Kerl in Connecticut. Er hatte nie von dort gesendet, sondern nur Meldungen erhalten, die er sich bei Miz Sally in Sugar Hill abzuholen pflegte. Er eilte die Park Avenue zum Grand Central-Bahnhof hinunter und

kaufte sich eine Fahrkarte für den letzten Zug nach Westport.

Er wusch sich auf der Herrentoilette und ließ sich vom Toilettenwart den Anzug abbürsten, der bei dem Abstieg durch DeVilleneuves Luftschacht gelitten hatte. Er wollte in den Zug steigen, aber da fiel sein Blick auf die Schlagzeilen der Morgenzeitungen.

Blanchard war in den dreißiger Jahren politisch aktiv gewesen und hatte rechtsextremistische Organisationen unterstützt, die für eine Rückkehr zu den sogenannten wahren amerikanischen Werten kämpften. Das und die spektakuläre Art, wie er gestorben war, machten Blanchards Tod zu einer Pressesensation. Auf der Titelseite der *Daily News* war ein Foto von ihm und die Schlagzeile:

REICHER NAZI GALOPPIERT IN DEN TOD.

Die Otter ging zur Untergrund, nahm den Pendelzug zum Times Square und von da die A-Linie bis zur Hundertzehnten Straße. Selbst wenn Blanchards Tod wirklich ein Reitunfall war, wimmelte es jetzt in seinem Haus von Polizei, Familienmitgliedern, Anwälten und Reportern. Und falls sie den Sender noch nicht gefunden hatten, würde es nicht mehr lange dauern.

Jetzt war er völlig von Onkel Willy abgeschnitten, ohne Möglichkeit, ein zweites U-Boot anzufordern, das die *Seehund* abholen könnte. Und dazu kam noch ein ganz unmittelbares Problem. Wenn sie nämlich den Sender fanden, würden sie den Weg der Meldungen zurückverfolgen, und der führte direkt hinter die Deckung der Otter, falls sie vor ihm zu Casey gelangten. Die Polizei und das FBI würden bei Miz Sally alles drunter und drüber kehren und bestimmt eine Gästeliste finden. Schlimmer noch: als er Casey angeheuert hatte, war es ihm als notwendig erschienen, sich persönlich nach einem Mädchen umzuschauen, das hart genug war, um sich noch für lange Zeit auf dem Straßenstrich zu behaupten. Sie kannte sein Gesicht. Und sie würde sich an ihn erinnern, weil er immer wieder zu ihr zurückgekehrt war.

Er nahm sich ein Taxi und machte sich auf die Suche nach Casey.

»Zum Straßenstrich.« Jeder wußte, wo das war und was

man dort tat, und der Fahrer warnte ihn: »Aber nicht in meinem Wagen.«

»Nein, nur wenn Sie helfen wollen.«

»Danke, kein Bedarf«, sagte der Fahrer, bog in die Siebente ein und fuhr die breite Avenue hinauf. »Ich mag sie lieber weiß.« Die Otter spähte zum heißen Pflaster, wo die Mädchen lässig auf und ab stelzten. Caseys Gebiet war auf der Downtown-Seite, aber es fuhren so viele Busse vorbei, daß er nicht viel sehen konnte.

»Kehren Sie bei der Hundertfünfzehnten noch einmal um.«

»Wenn Sie sich nicht verdammt bald entschließen, wird Ihnen die Fahrt mehr als das Mädchen kosten . . . He, schauen Sie sich mal diesen Wagen an. So einen habe ich seit Jahren nicht gesehen. Das ist ein Duesenberg.«

Die lange grüne Limousine fuhr Richtung Downtown, und als sie sich kreuzten, sah die Otter die Zulassungsnummer von Connecticut. Der Duesenberg fuhr sehr langsam, und der Otter fiel einen Augenblick später ein, daß ihm mehrere schwarze Wagen voller Männer folgten.

»Sieh mal an, der fährt einfach bei Rot weiter«, sagte der Taxichauffeur. »Wenn man so reich ist, kann man sich halt alles erlauben.«

»Ich steige hier aus.« Die Otter reichte ihm einen Geldschein.

»He, wollen Sie Ihr Wechselgeld nicht?« rief der Fahrer ihm nach, aber er war bereits hinter dem Duesenberg her, schlängelte sich zwischen Wagen und Bussen hindurch, erstaunlich rasch für einen so großen Mann, und verschwand im Dunkel.

»Casey ist wieder dran.«

Casey tänzelte an den Mädchen vorbei und trat an den Rinnstein. Schon zwei Nummern geschoben, und jetzt rollte der große grüne Duesenberg heran.

Die Nacht war heiß und feucht. Die Mädchen trugen nur kurze Röcke und ärmellose Blusen. Casey erreichte den Bordstein vor dem Wagen, machte noch einen Tanzschritt für die Mädchen und rief: »Mein Alterchen wartet.«

»Laß dich nicht bekleckern, Casey.«

Der Wagen hielt an. Sie öffnete die Tür, hüpfte hinein und schloß die Tür. Dann erstarrte sie. Kein Geld auf dem Sitz. Und im Wagen saß auch nicht der alte Mann, der nach Pferden roch. Es war ein geschniegelt aussehender Bursche mit einem Schießeisen, das ihm die Jacke seines schwarzen Anzugs ausbeulte. Die Gangsterbosse mußten dem alten Knacker auf die Schliche gekommen sein.

Casey griff nach der Klinken.

Er packte ihr Handgelenk, und der Wagen fuhr ab.

»Lassen Sie mich raus, Mister. Ich habe nichts getan.«

»Regen Sie sich nicht auf, Miß. Ich bin Kapitänleutnant Ober vom Geheimdienst der Navy, und Sie ersparen sich eine Menge Ärger, wenn Sie mir ein paar Fragen beantworten.«

Casey zog ihr Rasiermesser aus der Handtasche.

Obers Gesicht lief rot an. Er starrte auf die Klinge. Der Wagen nahm Geschwindigkeit auf. Er griff in seine Jacke. Casey versuchte, ihr Handgelenk freizubekommen, aber er war zu stark.

»Lassen Sie mich gehen...«

Sie sah den dicken Lauf der 45er. Die Waffe schnappte ein, aber der Mann löste den Sicherungshebel. Casey schlug mit dem Messer zu, und die Klinge schnitt eine lange weiße Linie über Obers Hand und Finger, die sogleich zu bluten begann.

Casey stieß die Tür auf, spürte den Gegenwind, sah die Straße unter ihr vorbeirasen. Sie sprang. Der Wagen brauste vorüber, und sie rannte, stolperte, versuchte, die Füße so schnell wie der Boden unter sich zu bewegen. Doch sie mühte sich vergeblich und landete auf Händen und Knien.

Ihre Handflächen schmerzten, und die Haut riß von ihren Knien. Ein Wagen hielt quietschend hinter ihr. Sie rollte sich dem Rinnstein zu. Männer in dunklen Anzügen sprangen heraus, und mit einem plötzlichen Schrecken, der sie wieder auf die Beine brachte, wurde sie gewahr, daß diese Leute dem grünen Wagen gefolgt waren und wahrscheinlich auf derselben Seite standen wie der Kerl, dem sie die Hand aufgeschlitzt hatte.

Trotz ihrer Schmerzen rannte sie los, ihrem Straßenrevier

zu, während die Männer ihr nachriefen, sie solle stehenbleiben. Sie kamen nach. Casey sah die anderen Mädchen samt ihren Zuhältern und einige Soldaten auf Mädchensuche.

»Haltet sie an«, rief einer der Männer. Die Soldaten blickten neugierig auf, und die Zuhälter schubsten ihre Mädchen von der Straße in Hauseingänge und parkende Wagen. Sekunden später war sie allein mit den Männern hinter ihr und den Soldaten vor ihr. Die Soldaten stellten sich bereit, um sie aufzuhalten. Sie floh in eine Seitenstraße. Die Soldaten trabten ihr nach.

Sie rief um Hilfe. Eine Gruppe von Schwarzen, die auf der anderen Straßenseite trank und plauderte, drehte sich langsam und neugierig nach ihr um.

Sie blickte zurück. Die Soldaten kamen näher, und hinter ihnen die weißen Männer in ihren schwarzen Anzügen. Sie rannte zur Straßenmitte, lief auf die schwarzen Männer zu, die sich jedoch nicht rührten. Sie wandte sich einem Hauseingang zu, den sie kannte, wo sie schon manchmal in einer wirklich schlimmen Nacht eine schnelle Nummer geschoben hatte. Sie lief hinein und schrie aus Leibeskräften, was die trinkenden Männer endlich aufzustacheln schien. Als sie sich umschaute, sah sie sie mit den Soldaten kämpfen. Ein Weißer schrie Nigger, und als die Männer mit den schwarzen Anzügen angelangt waren, blitzten Messer im Licht der Straßenlaternen auf.

Sie rannte durch den Hausflur zur Hintertür einer Bar und dann in die Damentoilette, wo sie sich kaltes Wasser über ihre zerschürften Knie laufen ließ, und in Tränen ausbrach, weil sie sich noch nie in ihrem Leben so allein und verängstigt gefühlt hatte. Sie versuchte nachzudenken. Sie war in großen Schwierigkeiten, und niemand konnte sie da herausholen. Selbst wenn sie für Miz Sally arbeitete, half ihr das nichts. Denn kein Mensch wollte mit den Gangstern Scherereien haben.

Sie verließ die Toilette und trat aus der Bar. Eine Menge Menschen standen vor der Tür und blickten auf die Straße.

»Geh bloß nicht da raus, Mädchen«, sagte der Barmann. »Da ist eine Schlägerei im Gange.«

Sie hörte Polizeisirenen. Weiter unten auf der Straße schossen Flammen aus einem Wagen.

»Baby, das ist keine Schlägerei«, sagte jemand. »Das ist ein Straßenaufstand.«

»Ich muß hier raus.« Sie lief wieder auf die Hintertür zu. Plötzlich griff eine Hand nach ihr.

»Ich helfe dir, Casey«, sagte die Otter. »Hinter mir sind sie auch her.«

Er war dem Duesenberg nachgerannt, dann den Agenten gefolgt, die ihr nachjagten, und hatte auf seine Chance gewartet. Die Straßenschlacht, die hinter ihr ausgebrochen war, hatte er geschickt umgangen – im Vergleich zu den Stadtkämpfen in Wien, Madrid und Barcelona war das hier ein Kinderspiel. Er war ihr durch den Hauseingang in die Bar gefolgt, wo er sich einen Scotch mit Milch bestellt und sich an einen Tisch gesetzt hatte, von dem aus er die Tür zur Damentoilette beobachten konnte, während sie sich wusch.

»Die Gangster?« fragte sie erstaunt. »Die sind auch hinter Ihnen her?«

Er nickte. Sie fühlte sich etwas erleichtert und setzte sich ihm gegenüber, hielt aber immer noch ihre langen braunen Finger auf der Tischplatte verkrampft. Im Fallen waren ihr Fingernägel gebrochen. »Ich muß einen Zug nehmen. Ich muß aus der Stadt verschwinden.«

»Ich bringe dich zur Bahn«, sagte die Otter.

»Ich brauche Geld.«

»Wieviel, Casey?«

»Einen Hunderter. Dafür tue ich alles, was Sie wollen.«

Die Otter nickte. Er hatte es geschafft. Obgleich er von Onkel Willy abgeschnitten war, keinen Fluchtweg in Aussicht hatte und über keinen Sender mehr verfügte, hatte der Feind ihn immer noch nicht geschnappt. Und in weniger als einem einzigen Tag hatte er Kroner, DeVilleneuve und den britischen Geheimagenten unschädlich gemacht. Nun war auch Casey dran, sein einziges »Laster«. Das verdiente eine kleine Feier. Ein letztes Genießen seines »Lasters«.

»Ja«, sagte er zu ihr. »Ja. Das zuerst.«

Duncan Haig führte Weatherburn zu Mark St. George. Der junge Mann war totenblaß, atmete in kurzen Stößen, die seinen ganzen Körper vor Schmerzen zusammenzucken lie-

Ben. Ein englischer Arzt kniete neben ihm, untersuchte sein Herz mit einem Stethoskop und fühlte seinen Puls.

»Wird er durchkommen?« fragte Weatherburn.

»Sein Brustkorb ist eingedrückt.«

Weatherburn blickte sich um und wandte sich an Duncan.

»Was ist passiert?«

»Er bat mich, Verbindung mit Ihnen aufzunehmen und Hilfe zusammenzutrommeln. Dann ging er allein voraus.«

»Warum allein? Warum haben Sie das zugelassen?«

»Er war der Chef...«

»O mein Gott...«

»Sir«, sagte der Arzt, »er versucht etwas zu sagen.«

Als Mark zu sprechen versuchte, bildete sich eine rote Blase auf seinen Lippen. Er atmete röchelnd.

»Was? Was haben Sie gesagt?« Der Arzt hielt das Ohr an seine Lippen.

Dann legte er sein Stethoskop beiseite. »Er ist tot, Sir.«

Am Morgen nach Marks Begräbnis ließ Weatherburn Cordi Grey in seine Wohnung im Hampshire House kommen. Sie fand ihn in einem dunklen Zimmer mit geschlossenen Jalousien vor, wo er geistesabwesend die Klinge seines Messers auf- und zuschnappen ließ. Er war unrasiert, das Gesicht voller Stoppeln, der Anzug zerknittert, und sein Blick war kalt.

»Ist Ihnen nicht wohl?«

»Ich möchte diesen Gates in einen stillen Keller sperren und alles aus ihm herausquetschen.«

»Aber falls Gates derjenige ist, den Sie verdächtigen«, sagte sie kühl, »werden die anderen im Augenblick, da Sie ihn festnehmen, in den Untergrund verschwinden.«

Weatherburn zündete sich mit zitternden, gelbfleckigen Fingern eine Zigarette an. »Bis sie wissen, daß ich ihn habe, wird es zu spät sein. Mit Gates brauche ich nicht lange.«

»Aber Sie setzen alles aufs Spiel, um ihn zu verhören. Zumindest werden sich die anderen verstecken, und schlimmstenfalls zwingen Sie sie, ihre letzte Karte auszuspielen und den Plan durchzuführen, bevor Sie wissen, worin dieser besteht.«

Er stand plötzlich auf und klopfte sich die Jacke ab. Die Ärmel waren voller Erdflecken, und Cordi hatte den Eindruck, er habe im Freien geschlafen. Nach der Beerdigung hatte er sich abgesondert und war mit ihnen nicht im Wagen zurückgefahren.

»Wir haben eine glänzende Gelegenheit verpaßt. Die Otter hat zweimal vergeblich versucht, eine Meldung nach Deutschland zu funken. Wenn das verdammte FBI uns früher seinen anderen Sender angegeben hätte, wären wir wenigstens bei dem Franzosen besser vorbereitet gewesen.«

»Was wollen die eigentlich?« fragte Cordi. Doch dann, als sie Weatherburn anblickte, wurde ihr klar, daß seine Gruppe in Auflösung begriffen war. Die Otter schien sie geschlagen zu haben.

»Wer weiß?« sagte Weatherburn. »Ich komme gerade aus einer Sitzung, wo ich von verschiedenen Mitgliedern zweier verschiedener amerikanischer Geheimdienste beschuldigt wurde, viel zu sanft mit den Kommunisten umzugehen und andererseits ein kolonialistischer Imperialist zu sein, der die mit uns verbündete Sowjetunion unterminiert, die keine anderen Ziele verfolge, als Deutschland zu schlagen.«

»Sir...« Cordi hatte das alles schon oft genug gehört. »Was versuchte die Otter Ihrer Meinung nach so dringend nach Deutschland zu funken?«

Weatherburn ignorierte sie.

Cordi schrie ihn an: »Was wollte die Otter funken, verdammt noch mal?«

»Er muß in Schwierigkeiten sein«, murmelte Weatherburn. »Er kontaktiert Canaris nur selten... und jetzt versucht er es auf einmal so verzweifelt, als ob sein Leben davon abhinge...«

»Schwierigkeiten welcher Art?«

Weatherburn riß die Augen weit auf. »Falls sich in ein paar Tagen nichts ergibt, werde ich die Folgen mißachten und einfach fragen. Ich könnte sogar vergessen, daß ich ein verdammter englischer Gentleman bin...«

Der Hohlraum im Heck der *Normandie* – halb Wasser, halb Luft – hallte vom Geräusch der Maschinen und der Flutströmung wider, aber die *Seehund* schwebte lautlos und unsichtbar unmittelbar unter der Oberfläche. Ponte stieg mit seinem Taucheranzug hinein, brachte sie hinauf und lenzte das Cockpit. Die Otter löste das elektrische Stromzufuhrkabel, kletterte hinein und legte sich hinter das Steuer auf der Backbordseite direkt unter das Okular des zusammenklappbaren Sehrohrs und in Reichweite der Ballast- und Trimmkontrollhebel, der Motorschaltung und der Torpedoauslöser.

Sie lagen nebeneinander auf den Bäuchen. Die Otter schloß die Luke, ließ Wasser in die Ballasttanks, brachte das Boot auf Tauchfahrt und begann es aus der *Normandie* zu steuern. Die *Seehund* lief mit einem fast lautlosen elektrischen Surren, aber im Cockpit dröhnte der schneidende metallische Lärm der Schiffsschrauben an der Oberfläche, dazu das Tuckern der Schleppdampfer und das Heulen der schweren Maschinen.

Die Otter steuerte das Boot der Oberfläche zu, während Ponte das Sehrohr bereit machte. Mit einem raschen Umblick überzeugte er sich, daß nichts ihnen entgegenkam. Die *Normandie* lag etwa hundert Meter entfernt, und auf ihr herrschte geschäftiges Treiben. Schleppdampfer und Leichter bewegten sich vom und zum Abstandwasser.

Er tauchte auf neun Meter, tief genug, um unter den Dampfern und Kähnen durchzukommen. Er blieb nahe an der Küste, um die tiefgehenden Schiffe in der Kanalmitte zu meiden. Es war keine narrensichere Strategie. Noch in der vorigen Woche waren sie auf einer ihrer Probefahrten mit lautem Getöse an etwas gestoßen, und sie hatten es nur der Gnade eines achsenfreundlichen Gottes zu verdanken, daß sie nicht in den Schiffsrumpf eingedrungen und im Schlick ertrunken waren oder die Aufmerksamkeit der freiwilligen Küstenwache erregt hatten. Heute abend waren sie besonders vorsichtig und lauschten gespannt auf die sich ihnen nähernden Schiffsschrauben.

Nach einer Weile wurde es stiller, und sie schienen aus den verkehrsreichen Gewässern heraus gelangt zu sein. Die Otter leerte einen Teil des Ballasttanks, brachte das Boot höher und betätigte die Trimmtankhebel, um es unter der Oberfläche zu stabilisieren. Ponte wollte ihm mit dem Sehrohr helfen, aber die Otter war ihm zuvorgekommen, pumpete am hydraulischen Hebel mit der einen Hand, stellte die Trimmräder mit der anderen ein und hielt das Steuer mit dem Kinn fest, wie er es bei Ponte gesehen hatte.

Das Sehrohr war nun fest auf die fünfte Pumpe gerichtet. Es hatte eine gute Nachtsehweite. Die Otter überblickte die Wasseroberfläche. Er war dem Hauptkanal näher getrieben, als er beabsichtigt hatte, was ihm bewies, daß es ratsamer war, auf Sehrohrhöhe als im Tiefgang zu fahren, besonders des Nachts, wenn die Gefahr, entdeckt zu werden, verhältnismäßig gering war.

Er sichtete einen Schweren Kreuzer, der Kurs auf die Enge nahm, und eilte ihm nach. Das Kriegsschiff bewegte sich mit einer Geschwindigkeit von acht Knoten, und sein dunkler scharfer Schatten hob sich vom Mondhimmel ab. Er holte es schnell ein und schaltete den elektrischen Motor auf halbe Geschwindigkeit um.

Ponte ließ sich zum ersten Mal vernehmen.

»Wohin fahren wir?«

»Nach Gravesend Bay.«

»Und was ist dort?«

Die Otter lächelte im blaßgrünen Licht der Kontrollampen für den Luftdruck, der Tiefenlote und des Zifferblatts des Kompasses.

»Eine Überraschung.«

Die Otter empfand Stolz und Begeisterung, so leicht durch den verkehrsreichen Hafen gekommen zu sein, während er den Kreuzer vor ihnen durch das Sehrohr beobachtete. Dem Aussehen nach gehörte er zur *Minneapolis*-Klasse, mit Zwanzig-Zentimeter-Geschützen in den drei Haupttürmen. Er stellte sich die Kommandobrücke vor, von wo aus alles in bester Ordnung schien. Hatten sie auch nur den Schimmer einer Ahnung, daß vier Torpedos mit anderthalb Tonnen Dynamit kaum zweihundert Meter hinter ihnen in ihrem Kielwasser auf sie zuschwammen? Die Versuchung

war gewaltig. Seine Finger bewegten sich den Torpedoauslösern zu.

Er folgte dem Kreuzer eine halbe Stunde lang, überholte ihn dann plötzlich. Ponte zuckte nervös zusammen. Bei dieser Geschwindigkeit hinterließ das Sehrohr eine schmale Gischtspur, die im Mondlicht auffallen mußte. Die Otter stellte den Motor des kleinen U-Bootes auf Höchstgeschwindigkeit ein.

Er stoppte kurz vor der offenen Hafensperre, machte eine rasche Wendung und nahm Kurs auf Gravesend, die Augen unablässig am Sehrohr, das er hin und her bewegte. Der geringste Zusammenstoß bei diesem Tempo wäre tödlich.

»Die Batterien«, murmelte Ponte.

Widerwillig verlangsamte die Otter die Geschwindigkeit. Es gab Grenzen, aber in Augenblicken wie diesen schienen sie unwichtig. Heute abend war es besser als je gegangen. Er hatte sich in das kleine U-Boot eingefühlt und beherrschte es. Er war bereit.

Die Otter betätigte einen Schalter neben der Torpedoeinstellung. »Abschußbereit. Die Rohrklappe ist offen.«

»Sehr gut«, sagte Ponte. »Sie haben Ihr Backbordheckrohr auf einen Winkel von siebenundvierzig Grad bei einer Tiefe von ein Meter fünfzig eingestellt. Ausgezeichnet. Jetzt stellen Sie es wieder ab und versuchen es mit einem neuen Ziel.«

Die Otter blickte aus dem Sehrohr und griff nach dem Auslöser.

Ponte packte ihn beim Handgelenk. »Was tun Sie da?«

Die Otter erwiderte ruhig seinen staunenden Blick. In diesem engen Raum war er dem kleineren Mann gegenüber im Nachteil.

»Ich werde es versenken.«

»Sind Sie wahnsinnig?«

»Wie sonst kann ich die Torpedos testen?«

»Aber dann weiß man, daß wir hier sind. Wir erreichen nichts weiter als die Versenkung einiger Frachtschiffe, und die Amerikaner haben Tausende davon.«

»Wer weiß schon, warum ein Munitionsschiff in die Luft fliegt?«

»Nein!«

»Es ist notwendig«, sagte die Otter.

»Warum?«

»Hat das U-Boot ein Signal gefunkt, bevor es versenkt wurde?«

»Natürlich nicht.«

»Haben Sie mit diesem Funkgerät und einem U-Boot Verbindung aufgenommen?«

»Nein, das wissen Sie.«

»Habe ich denn mit Hamburg Funkverbindung aufgenommen?«

»Nein.«

»Wie können wir fliehen, wenn ich mich nicht mit Admiral Canaris verständige?«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Schauen Sie.« Die Otter drehte sich zur Seite und zeigte auf das Sehrohr. Ponte lehnte sich hinüber und blickte durch das Okular.

»Und?«

»Was sehen Sie?«

»Das Munitionsschiff.«

»Das sollte doch einen ziemlich lauten Knall geben, nicht wahr?«

»Es lohnt sich nicht . . .«

»Es ist ein Signal«, sagte die Otter. »Ein Signal für Canaris. Er wird es hören und verstehen.«

Wenigstens hoffte die Otter es.

Der Torpedo glitt zischend aus seinem Rohr, das Heck des kleinen U-Boots schnellte mit einem Ruck nach oben und schleuderte die Otter gegen das Steuer. Ponte bewahrte die Ruhe, öffnete die Ventile der achternen Ballast- und Trimm tanks, die sich sogleich mit Wasser füllten. Das U-Boot lag wieder richtig, und die Otter schalt sich, nicht daran gedacht zu haben, daß das plötzliche Ausstoßen eines Torpedos von über tausend Kilo Gewicht ausgeglichen werden mußte.

»Dreißig Sekunden«, sagte Ponte.

Bei einer Distanz von achthundert Metern brauchte der

Torpedo weniger als eine Minute. Die Otter machte sich für die Explosion bereit und beobachtete das Ziel durch das Sehrohr. Der Mond lag hinter dem zum Liegeplatz fahrenden Munitionsschiff und warf einen leuchtenden Schimmer über das Wasser zwischen den großen dunklen Schatten und der *Seehund* – einen glitzernden Pfad, durch den der Torpedo seine Bahn zog. Die Otter bildete sich ein, die aufschäumende Spur zu sehen.

»Fünfundvierzig Sekunden.«

»Ich sehe ihn!« sagte die Otter. »Ich sehe den Torpedo.«

»Ausgeschlossen.«

Plötzlich schoß er aus dem Wasser, schimmernd, springend und fallend, fast fliegend im kalten Mondlicht.

Und dann verschwand er.

»Ich habe ihn wieder gesehen. Irgend etwas hat ihn vom Kurs abgebracht.« Rechts im Blickfeld des Sehrohrs war eine Bewegung zu erkennen. Ein Schiff näherte sich dem dunklen Liegeplatz, schien neben dem Ziel anlegen zu wollen.

»Was ist das für ein Geräusch?« fragte Ponte erschrocken.

Die Otter versuchte immer noch, die Spur des irrlaufenden Torpedos durch das Sehrohr zu verfolgen, und hatte das Mahlen der Schiffsschrauben hinter dem U-Boot nicht bemerkt, bis Ponte ihn darauf aufmerksam machte. Er wendete die *Seehund* um hundertachtzig Grad und blickte nach der Quelle des Geräuschs aus.

»Ein Riesenschiff«, sagte er. »Ein großer Kreuzer.«

»Wo ist der Torpedo?« Pontes Stimme klang ungewöhnlich gespannt. Die Otter war verwirrt. Er wußte nur, daß der Torpedo vom Ziel abgekommen und darum nicht explodiert war.

»Übernehmen Sie das Steuer.«

Wie schon oft, als er die Otter im Umgang mit dem Boot unterrichtet hatte, griff Ponte zuerst zum Sehrohr, das zwischen ihnen hing, langte herüber und übernahm die Steuerung des Bootes. Die Otter ließ es nicht gern zu, aber noch war die *Seehund* bei Ponte in sichereren Händen. Ponte wendete das Boot und blickte durch das Sehrohr.

Die Otter hörte ein neues Geräusch über dem Stampfen

des Kreuzers hinter ihnen. Es war ein immer lauter werden-
des Zischen und Pfeifen.

Ponte sprach, ohne die Augen vom Sehrohr abzuwenden.
Seine Hände waren vollauf mit den Steuerhebeln beschäf-
tigt. »Er verfolgt uns, mein Freund.«

»Wer?«

»Der Torpedo . . . er schießt wild auf uns zu, von unserem
Geräusch angezogen . . .«

»Unserem Geräusch?«

»Oder dem des Schiffes hinter uns. Wir können uns ent-
weder hier verstecken und hoffen, daß er uns nicht trifft,
oder uns schnell davonmachen und hoffen, daß er uns nicht
nachjagt.«

»Los, weg von hier«, sagte die Otter.

»Jawohl, mein Freund.«

Ponte steuerte die *Seehund* in eine leichte Wendung, gab
den Ballast- und Trimm tanks etwas mehr Gewicht und lenk-
te das Boot in einem eleganten Bogen auf Tiefe. Dann ließ
er es in einer Höhe von fünfzehn Metern über den Flußbo-
den gleiten, wirbelté es in einem Winkel von neunzig Grad
herum und stellte den Motor ab.

Die Otter wurde an die Seite des Cockpits geschleudert.
Das Geräusch des Torpedos kam direkt auf sie zu, und er
zuckte instinktiv zusammen, als er wie ein rasender Unter-
grundbahnzug in einem dunklen Tunnel an ihnen vorüber-
schoß.

Draußen in der Bucht sah der wachhabende Unteroffizier
der US-Navy-Signalmeldestelle die Lichter des Frachtschif-
fes in der Richtung der Spitze von Coney Island. Es nahm
Kurs auf Gravesend Bay, mußte demnach ein Munitions-
transporter sein, da keine anderen Frachter dort ankern
durften. Die Lichter verschwanden vom Bug zum Heck, als
es hinter den Landvorsprung glitt. Er schickte sich an, in den
Instrumentenbunker zurückzukehren, als der Himmel
plötzlich blendend weiß wie Schnee in der Sonne wurde.

Alle Schiffe vor seinen Augen, die ganze Küste, die Ge-
bäude von Brooklyn, die Hügel und Kirchtürme von Staten
Island, alles leuchtete deutlich und scharf vor ihm auf. Dann

wurde der Himmel wieder schwarz, und das Donnern der Explosion rollte laut und hohl über das Wasser. Flammende Trümmer flogen hinter Coney Island in die Luft und verlöschten langsam, während sie niedergingen – wie Feuerwerkskörper.

Er brauchte einen Augenblick, um sich bewußt zu werden, daß das Munitionsschiff explodiert war, als es zu seinem Liegeplatz fuhr. Und er brauchte einen weiteren Augenblick, um es wirklich zu glauben, und einen dritten, um sich vorzustellen, wie es passiert war.

Die Otter stieß Pontes Hände von den Steuerhebeln und wandte sich ihm dann mit drohender Stimme zu.

»Was ist passiert? Warum hat uns der Torpedo verfolgt?«

Schweißtropfen rannten über Pontes Stirn und in seine Augen. Er blinzelte.

»Ich habe genau getan, was Sie mir gesagt haben«, fuhr die Otter fort. »Er hat das fahrende Schiff getroffen, nachdem er uns verfehlte. Was meinten Sie mit dem Geräusch? Was ist schiefgegangen?«

»Die Torpedos sind mit akustischen Suchgefechtsköpfen ausgerüstet...«

»Akustischen?«

»Schallreaktion. Schiffsgeräusche.«

»In einem Hafen? Was kann sie da aufhalten, an der *Queen Mary* vorbeizuschießen und die Fähre von Weehawken zu treffen?«

»Nichts, mein Freund«, antwortete Ponte betrübt. »Sie sind für die Stille des Meeres geschaffen. Man scheint uns die falschen Torpedos mitgegeben zu haben. Oder vielleicht hatten sie in Hamburg keine anderen. Auf den Werften herrscht ein so hektischer Betrieb, und der Admiral schien...«

»Ändern Sie es bei den anderen«, unterbrach ihn die Otter. »Stellen Sie sie auf Aufschlagzündung ein. Nehmen Sie das akustische Lenksystem heraus.«

»Das kann ich nicht«, sagte Ponte. »Nur der Mechaniker wußte damit Bescheid.«

»Er ist tot.«

»Jawohl, mein Freund.«

»Sie hätten ihn retten sollen, verdammt noch mal.« Wut

kochte in ihm auf. Wut über Onkel Willy, der die falschen Torpedos geschickt hatte. Wut über den Mechaniker, der umgekommen war. Wut über Ponte, der ihn hatte sterben lassen. Er fühlte, daß er die Beherrschung verlor. Aber die größte Wut hatte er auf sich selbst, weil er es dazu hatte kommen lassen. Er hatte sich Schwachköpfen ausgeliefert.

35

»Willst du ohne Helm tauchen, Junge?«

Gates saß auf der Taucherplattform in der gekenterten *Normandie* über einem abgedichteten Raum in der Nähe des Hecks. Seine Gedanken waren allerdings mit dem Kabel beschäftigt, das er von dem vorderen Haken unter dem Bug des deutschen U-Boots hatte hängen sehen. Wozu diente dieses Kabel? Jeder Gegenstand auf einem Schiff erfüllte einen besonderen Zweck – besonders auf einem U-Boot. Auf die Viertausend-Seemeilen-Fahrt über den Atlantik nahm man nichts Überflüssiges mit. Warum also dieses Kabel? Was hatten die Deutschen damit beabsichtigt? Wie hatte es dem zusätzlichen Treibstofftank, den sie unter dem Kiel mitführten, gedient – falls Ober mit seiner Annahme, daß es sich um einen Tank handelte, recht hatte? Gates wußte nur, daß er herausfinden mußte, wofür dieses mit Gummi isolierte Kabel benutzt wurde, um sich mehr Klarheit über das, was das U-Boot in Wirklichkeit transportierte, zu verschaffen.

Charlie griff ihm unter die Arme und alberte mit ihm herum, als wolle er ihn ins Wasser stoßen.

»Laß das!« Van Slough kam mit raschen Schritten über die Taucherplattform auf sie zu. »Nun macht schon, Leute. Wir müssen noch sechs Saugpumpen herunterschaffen. Du gehst ins Wasser, Steven. Charlie, setze ihm seinen Helm auf. Auf was wartet ihr noch, Herrgott noch mal!« Er setzte sich seinen Helm auf.

»Paß auf, Rik, du holst dir noch einen Bruch.«

»Paß du lieber auf. Nimm dich sehr in acht, Mr. Gates.«

Um ihn abzukühlen, fragte Gates: »Sage mal, Rik, wer ist der komische kleine Kerl mit den langen Armen?«

»Welcher komische kleine Kerl?«

»Der neue Taucher. Er arbeitet im Raum sechzehn.«

»Ach der, Giuseppe. Ein Italiener.«

»Sieh einmal an. Wo kommt er denn her?« fragte Charlie.

»Aus Italien, nehme ich an.«

»Italien ist feindliches Land, Rik, falls du es noch nicht wissen solltest.«

»Ursprünglich, meine ich... er ist schon lange hier. Er hat für die Italian Line gearbeitet und blieb in New York, als der Krieg ausbrach.«

»Woher weißt du das?«

»Er hat es mir erzählt. Er spricht besser englisch als ich. Ich habe ihm eine Stelle angeboten.«

»Nimmt er sie an?«

»Nein. Er ist bei der Bergungsfirma Cennamo. Diese Italiener halten zusammen... Also los jetzt, an die Arbeit, Leute.«

Charlie Collins machte den Helfer für Gates, Marty den für van Slough. Die Monteure, spezialisiert in der gefährlichen Arbeit mit den tonnenschweren Stahlmaschinen an kleinen und dunklen Orten, ignorierten van Slough und folgten ihrem eigenen Rhythmus beim Verladen der Pumpen auf die beweglichen Plattformen, die mit Kettenzügen weiter heruntergelassen werden konnten, wenn die *Normandie* sich wieder aufrichten würde.

Biegsame Stahlrohre wurden durch die Steuerbordluken gelegt, um die Auspuffgase der Pumpenmotoren abzuleiten. Die Abflußrohre gingen durch das vertikale Promenadendeck, von wo aus das ausgepumpte Wasser in den Fluß abfließen konnte.

Gates nahm seinen Helm. »Laß mich runter, Charlie, bevor der Fliegende Holländer dem ersten Unterwasserhitzschlag der Welt erliegt.«

Als Gates zur nächsten Pause heraufkam, ruhte sich van Slough endlich auf der Taucherplattform aus und trank eine Tasse Kaffee.

»Rik sagt, er käme nicht auf Veras Party«, rief ihm Charlie entgegen.

»Ich bin zu beschäftigt. Wer weiß, was an diesem Abend noch alles auf mich zukommt? Dringliche Arbeiten...«

»Aber du hattest doch bereits zugesagt«, unterbrach ihn Gates. »Meine Mutter rechnet damit. Im übrigen bist du völlig erschöpft, und ein bißchen Abwechslung würde dir guttun.«

»Na schön, ich werde es versuchen. Marty, machen wir weiter. Vielleicht wird Steven sich mir anschließen, wenn er sich den Hintern müde gegessen hat.«

»Ich komme, sowie ich wieder bei Atem bin«, sagte Gates und griff nach einem Kabelstück, das die Monteure fallen gelassen hatten. Es war ihm zur Gewohnheit geworden, Drähte, Stahlkabel und dergleichen mit jenem von Gummi überzogenen Kabel zu vergleichen, das er unter dem gesunkenen U-Boot gefunden hatte.

Gates tauchte einmal mehr, als ihm zuträglich war, fühlte sich bei Arbeitsschluß ziemlich benommen und ärgerte sich, auf van Sloughs Antreibereien zu übermäßig schwerer Arbeit eingegangen zu sein. Statt sofort heimzukehren, wanderte er über die Laufstege zum Monte Carlo, um einen Kaffee zu trinken. Er bahnte sich seinen Weg durch die Spielergruppen, als ein paar Würfel vom Tisch fielen und auf dem Deck aufschlugen.

»Wie sind die Zahlen, Kumpel?« rief ihm der Mann zu, der sie geworfen hatte.

»Unter dem Tisch zählt nicht«, schrie ein anderer.

»Eine Fünf«, sagte Gates.

»Und der andere?«

»Ist unter den Ofen gerollt.«

»Ach, du lieber Gott, wir haben vergessen, Pickert zu sagen, daß das Würfeln kein Kegelspiel ist.«

Alle standen auf und suchten, aber Gates hockte bereits auf Händen und Knien und versuchte, mit der Hand hinter die elektrischen Drähte zu fassen, die jemand aus der *Normandie* gerettet und in den Spielkahn installiert hatte, damit es während der nächtlichen Spiele immer heißen Kaffee gab.

»In der Kuhle da.«

Gates schob sich auf den Hacken zurück, während die Würfelspieler den schweren Elektroofen vom Schott wegzo-gen. »Das genügt.« Er langte aus und tastete in die Vertiefung. Ein Schlepperkapitän lehnte sich über den Herd und blickte hinunter.

»Da liegt er, direkt hinter dem Anschlußkabel.«

Gates zog das dicke Elektrokabel beiseite und nahm den Würfel auf.

»Was sagt er?«

»Weg vom Tisch zählt nicht!«

»Es ist eine Vier«, erklärte der Kapitän. »Und es zählt. Das macht neun, und ich habe gewonnen. He, Kumpel, nimm ihn auf.«

Aber Gates hatte den Würfel fallen gelassen, um das Anschlußkabel zu betasten. Er drehte an der kurzen Leitung zwischen dem Herd und dem Schott.

Der Schlepperkapitän warnte ihn. »Paß auf, Kumpel. Das sind zweihundertzwanzig Volt. Das kann dich an das Schott schweißen.«

»Es ist isoliert«, sagte Gates leise.

»Na schön, aber laß die Finger davon.«

»Es hat eine Gummiverkleidung«, sagte Gates und schüttelte, über seine Entdeckung erstaunt, den Kopf. »Falls es hinter dem Herd naß werden sollte. Das ist es . . . ein isoliertes elektrisches Kabel.«

»Willst du mir endlich den Würfel geben?«

Die Otter sammelte sein Notgeld für die Flucht ein.

Er ging zum Mietshaus in der West Side und holte das Geld unter einem Pflasterstein im Hinterhof der Hauswirtin hervor. Dann ging er in sein möbliertes Zimmer im Westen der Mittelstadt und nahm das unter der Matratze versteckte Geld. Anschließend begab er sich in ein gemietetes Büro in einem Lagerhaus in der Nähe des Fischmarkts von Fulton, das er selten benutzte, und nahm Geld aus einer verschlossenen Schublade. Schließlich ging er noch zur Wohnung in Harlem, wo er eine Summe Bargeld hinter einer Wandsteckdose versteckt hatte.

Gleich darauf fuhr er in den Osten von Long Island, wo

Hank Larson mit seiner neuen Frau in einem schmucken Dörfchen an der Südküste lebte. Er hatte es zum Aufseher in der Flugzeugfabrik Grumman gebracht. Sein Haus war frisch gestrichen, und der von einem Gärtner gepflegte breite Rasen erstreckte sich bis zu einem Kanal, wo ein Kabinenboot aus poliertem Mahagoni mit blankgeputzten Messinggriffen am Steg ankerte.

Die Offizierswitwe, die Larson geheiratet hatte, mußte schon vor der Auszahlung der Lebensversicherung ziemlich wohlhabend gewesen sein. Die Otter wartete, bis sie in Richtung des Dorfes geradelt war. Hier sah man deutlich, daß das Benzin rationiert war, denn außer dem Wagen der Otter, dessen Benzin vom Schwarzmarkt stammte, parkte nur noch ein Wagen auf der Straße. Larson kam durch die Veranda heraus. Er schien überrascht und ein bißchen ängstlich, aber er schlug gleich seinen gewöhnlichen barschen Ton an.

»Ich bin nicht bereit, die Fabrik zu sprengen, falls Sie deshalb hier sind.«

Die Otter war nicht überrascht. Larson hatte es sich bequem gemacht. Er hatte an Gewicht zugenommen. Sein hellrotes Haar war sauber zurückgekämmt, und er trug ein frisch gebügeltes Hemd mit dazu passender Hose. Die Otter blickte auf den mit Gras bewachsenen Pfad zwischen den Trauerweiden. »Ich habe eine neue Aufgabe für Sie.«

Larson fuhr sich mit der Hand über das Haar. »Aber ich bin mitten in dieser drin.«

»Das hier ist wichtiger. Fünftausend Dollar jetzt und weitere zehntausend in einem Monat.«

Larson kam die Verandatreppe herunter. »Was wollen Sie? Wieder eine Brandstiftung?«

»Nein. Und ich sage es Ihnen erst, wenn ich Ihre Zusage habe.«

»Es ist eine Menge Geld ... Wann?«

»Jetzt, sofort.«

Larson blickte die Straße hinunter, wo seine Frau verschwunden war. »Für wie lange?«

»Ein paar Tage. Packen Sie einen Koffer, und bringen Sie Ihr Werkzeug mit.«

»New York?«

»Was spielt das für eine Rolle?« Die Otter war am Ende der Geduld.

»Falls es New York ist, muß ich mir mein Haar färben.«

»Ich hatte einen Trinkspruch für unsere Feier geplant«, sagte Richard Prince und erhob sich am Ende der im Kerzenlicht strahlenden Tafel. »Aber die letzten Nachrichten erfordern zuerst ein Dankgebet. Mussolini ist gestürzt worden. Beten wir, daß die Italiener Frieden schließen, bevor die Deutschen Rom einnehmen.«

Prince, Gates, Charlie und van Slough waren im Smoking. Kay, Vera Gates und Cordi Grey trugen Abendkleider, und Gates fühlte sich im Augenblick um Jahre zurückversetzt, als der Krieg noch nicht ausgebrochen war. Sein Onkel nickte ihm zu. »Soviel für den *Duce*. Jetzt der Trinkspruch.« Prince hob sein Glas. »Auf der *SS Normandie* werden jetzt die Pumparbeiten beginnen, und das haben wir Rik und Charlie und meinem starrköpfigen und hartnäckigen Neffen Steven zu verdanken, der gegen den Rat aller, meinen inbegriffen, nicht von ihr gewichen ist. Ich gratuliere.«

»Die dreitausend anderen Arbeiter haben auch ein bißchen geholfen«, sagte Charlie.

»Sie standen uns meist im Wege«, fiel van Slough gewinnend ein.

»Ich habe auch einen Trinkspruch anzubringen und euch etwas mitzuteilen«, sagte Kay Collins, »nein, Mutter, ich bin nicht schwanger.« Sie grinste Charlie an. »Schließlich bin ich mit einem Kind verheiratet und wünsche mir kein anderes.« Sie hob ihr Glas. »Auf das Wohl Charles Collins', Hauptmann der amerikanischen Armee.«

»Was? Du hast dich zur Armee gemeldet?« fragte Steven.

Charlie grinste, und Gates sah, daß Onkel Richard und Rik es bereits wußten. »Ich hielt es für besser und muß gestehen, daß Onkel Richard seine Beziehungen spielen ließ und mir zu einem Offizierspatent verholfen hat. Ich kann nur hoffen, daß niemand enttäuscht sein wird.«

Vera Gates blickte besorgt drein. »Aber im spanischen Bürgerkrieg warst du doch Major«, entfuhr es ihr.

»Ich habe es dir erklärt, Vera. Das war nur eine Auszeichnung auf dem Schlachtfeld.«

»Leugne die Ehre nicht ab.«

»Alle anderen waren tot.«

»Was hat Sie veranlaßt, sich zum Dienst zu melden?« fragte Cordi.

Charlie grinste sie an und ließ sich nicht anmerken, welche inneren Kämpfe ihn zu diesem Entschluß geführt hatten. »Nun, die Amateure schleppen die Dinge hin, und ich dachte mir, es sei an der Zeit, diesen Krieg einmal umzukrempeln...«

Cordi sagte: »Aber hat die Armee nicht... au!«

Umkrempeln... Gates hatte ihre Hand unter dem Tisch ergriffen, als Charlies Worte ihm eine plötzliche Eingebung brachten, und er drückte sie jetzt fest zu. »Verzeihung«, stammelte er. *Umkrempeln...* er hatte es von der falschen Seite gesehen. Der Mechanismus an den Haken des U-Boots war nicht für die Versorgung des U-Boots bestimmt. Krempel es um, du Idiot... das U-Boot hat den Mechanismus versorgt... er hatte von Anfang an recht gehabt. Das U-Boot trug und transportierte irgend etwas, das mit elektrischem Strom lief. Und es mußte etwas Abnehmbares sein, weil der Haken oder die Klammer, die er am Kiel des U-Boots gesehen hatte, nicht beschädigt war. Abnehmbar. Zu klein, um den Atlantik allein bis in die amerikanischen Gewässer zu überqueren. Etwas, das an eine äußere Stromquelle angeschlossen war – das U-Boot –, bis es abgenommen wurde. Und dann? Batterien? Batterien, die nach kurzer Zeit wieder von einer äußeren Quelle aufgeladen werden mußten? Das U-Boot? Aber jeder Stromerzeuger würde genügen, wenn er die nötige Kraft hatte, und der Mechanismus war beweglich, mußte es ja sein, da er sich vom Mutterschiff gelöst hatte... ein *Klein-U-Boot*...?

Gates stand auf, ohne darauf zu achten, daß man ihn anstarrte. Er bemerkte nicht, daß er begonnen hatte, seine Gedanken laut auszusprechen... »Hier im Hafen von New York? Könnte es möglicherweise ein elektrisch betriebenes Mini-U-Boot sein...?«

»Soll das ein Witz sein?« Die Otter lachte.

»Wovon redest du überhaupt, Steven?« fragte seine Mutter.

Die Otter blickte in die Runde, schätzte die Reaktionen ein.

»Du machst Witze«, sagte die Otter.

»Es ist kein Witz. Es könnte von dem U-Boot entkommen sein, das Wally...« Er unterbrach sich und trat vom Tisch. »Bitte um Entschuldigung. Onkel Richard, ich muß mit dir reden.«

Prince erhob sich und folgte ihm. Die Otter tauschte mit den anderen erstaunte Blicke aus und lauschte auf ihre Schritte, bis die Tür der Bibliothek sich hinter ihnen schloß. Wie hatte Gates das Luftschiff mit dem U-Boot in Verbindung gebracht? Die Navy hatte sich ihn am folgenden Tag ausgeliehen. Waren sie zum Wrack getaucht? Mag sein, aber wie war Gates zum Schluß gelangt, daß das U-Boot die *Seehund* über den Atlantik gebracht hatte?

Er warf einen Blick auf Cordi Grey, die sich offenbar verzweifelt überlegte, wie sie aus dem Speisezimmer kommen und ihre Vorgesetzten anrufen konnte. Sie hatte alle Mühe, sich zu beherrschen. Die Otter lächelte ihr zu. Sehr bedauerlich, meine liebe junge Dame, aber dieses Tänzchen verpassen wir zwei. Er sah den raschen Pulsschlag an ihrem schönen Hals.

Auch sein Herz pochte. Was würde Gates tun? Eine Suche beginnen? Er zwang sich, Cordi erneut zuzulächeln, und dabei fragte er sich ... wie groß wird die Suchaktion sein?

»Wovon redest du eigentlich, zum Teufel noch mal?« fragte Prince in der Bibliothek.

»Wallys Luftschiff ist nicht in einem Sturm abgestürzt. Es wurde in einem Kampf mit einem U-Boot abgeschossen. Ich weiß es, weil ich hingeschickt wurde, um das Wrack des

U-Boots zu überprüfen. Das U-Boot sah aus, als könne es einen Gegenstand von etwa fünfzehn Meter Länge unter dem Kiel befördert haben, das an zwei Trägerhaken hing. Der ONI hat in seiner angeblichen Weisheit beschlossen, daß es sich um einen Reservetank mit Treibstoff handelte.«

Prince nickte. »Klingt durchaus vernünftig.«

»Ja, wenn nicht dieses dicke Elektrokabel gewesen wäre, das von dem Haken hing. Etwa doppelt oder dreifach so schwer wie das Anschlußkabel eines Kochherds. Wieviel Strom ginge da durch?«

Prince zuckte die Schultern. »Genug für eine Straßenbahn, wenn es nicht zu lang war.«

»Das war es nicht. Würde der Strom ausreichen, um die Batterien eines – sagen wir mal – elektrischen U-Boots von fünfzehn Meter Länge aufzuladen?«

»Unvorstellbar.«

»Aber möglich?«

»Es wäre anzunehmen...«

»Ich glaube, das kleine U-Boot verließ das Mutterschiff vor dem Angriff.«

»Das Luftschiff und das U-Boot haben sich gegenseitig vernichtet?«

»Ja. Der gute alte Wally starb wie ein Held. Und niemand wird es erfahren, bis der Krieg vorüber ist, denn der ONI beschäftigt sich mit dem Gedanken, ein Nazi-U-Boot ohne das Wissen der Nazis zu heben. Wegen der Codebücher.«

»Was sollen wir...«

»Wir müssen den Hafen durchsuchen. Und zwar sofort.« Prince rieb sich den Mund. »Ich weiß nicht, wie wir das anstellen sollen.«

»Die Küstenwache ist für die Verteidigung des Hafens verantwortlich, und sie untersteht in Kriegszeiten der Navy. Gehen wir also zur Navy.«

»Die zu überzeugen, dürfte schwierig sein. Ich weiß nicht, bei welcher Instanz ich es zuerst versuchen soll.«

»Rufe den Marineminister der Navy an. Fange ganz oben an.«

»Nun... unsere Beziehungen sind geschäftlich und haben mit strategischen Dingen nichts zu tun... Wo gehst du hin?«

Gates war bereits an der Tür. »Zu Wallys Vater«, sagte er und trat in den Flur. »Er hat ein Recht, es zu wissen, und er kann Druck ausüben.«

»Das befreit ihn meiner Ansicht nach von jedem Verdacht«, sagte Cordi.

»Von jedem Verdacht?« fragte Weatherburn.

Bis Charlie Collins seinen Eintritt in die Armee sowie seine Beförderung mit Hilfe von Richard Prince bekanntgab, hatte Weatherburn Duncan angewiesen, Informationen über Charlie zu sammeln, bei der New Yorker Polizei Erkundigungen einzuziehen und aus England Auskünfte über seine Jahre in Dublin und Cambridge anzufordern. Und heute abend – trotz der von Steven ausgesprochenen Vermutungen über ein Klein-U-Boot und seiner Bemühungen, eine Suchaktion zu starten – bohrte Weatherburn bei Cordi immer noch in die Richtung von Gates, als wäre er nach wie vor einer der Hauptverdächtigen.

»Ich bin jetzt fest davon überzeugt«, antwortete sie entschlossen. »Seine Annahme, das kleine U-Boot befinde sich in New York – und das wissen Sie durch den ONI –, spricht für ihn, und er wandte sich mit seiner Information direkt an den Marineminister. Was wollen Sie noch mehr?«

»Warum hat er den ONI übergangen?«

»Weil er mit der Navy geschäftliche Beziehungen unterhält und weiß, wie man etwas erreicht. Vermutlich hat er Wallace Stratton eingeschaltet.«

»Und das wäscht ihn rein?«

»Sir, wir haben es Steven Gates zu verdanken, daß eine große Suchaktion bei Tagesanbruch im New Yorker Hafen stattfinden wird.«

Weatherburn lächelte kühl. »Sparen wir uns lieber unsere Dankesbezeugungen auf, bis sie was finden.«

Vier Tage nach Beginn blies die Navy die Suchaktion im New Yorker Hafen ab. Der Konteradmiral, der sie befehligt hatte, schickte Gates und seinem Onkel eine Notiz.

»Es war mir lieber, gesucht und nichts gefunden zu haben,

als nicht gesucht und es gefunden zu haben. Viel Glück. Mit Grüßen und Wünschen für den Sieg.«

»Der Mann gefällt mir«, sagte Prince.

»Mir hätte es besser gefallen, wenn er länger bei der Suche geblieben wäre.«

»Von der Luft aus haben sie alles getan, was sie konnten. Falls das U-Boot da ist, wird die Polizei es finden müssen. Machst du deine Rundfahrt mit Tweed?«

»Beklagen Sie sich nicht«, sagte Tweed. »Vier Tage sind eine lange Zeit für Flugzeugpatrouillen. Der Treibstoff ist knapp. Falls das Ding hier ist, finden wir es schon. Kommen Sie zu mir ins Büro.«

Das »Büro« lag im Gebäude des Polizeireviere Centre Street. Tweed stellte Gates seinem Chef vor und zeigte ihm dann einen Plan des New Yorker Hafens. »Es ist nicht so schlimm, wie es aussieht.«

»Die Uferlinie beträgt immerhin über tausend Kilometer«, sagte Gates.

»Das meiste davon können wir ausscheiden. Niemand wird ein kleines U-Boot im East River verstecken, nicht bei diesen starken Strömungen, und das gleiche gilt für das Gebiet zwischen dem Long Island Sound und den Hell Gates. In den Gewässern ist auch kein Ziel, das die Mühe lohnen würde. So blieben uns also der Hudson und die Upper und Lower Bay.«

»Wie weit den Hudson hinauf?«

»Das ist allerdings ein Problem«, gab Tweed zu. »Andererseits kontrolliert die Ortspolizei jedes Dock und jeden Liegeplatz an beiden Ufern bis zum Tappan-See hinauf. Es dürfte auch schwer sein, sich in diesen Provinznestern zu verstecken. Da würde bestimmt irgendein alter Knacker kommen und sagen: ›In dem ollen Forellenloch war doch früher kein Unterseeboot.««

»Wie wär's mit Newark Bay? Und mit Hackensack?«

»Was sollte er denn dort versenken? Ja, ich weiß, Sie glauben, er hat mit all den Batterien eine große Reichweite, aber Sie müssen bedenken, daß seine physische Kraft auch ihre Grenzen hat.«

»Und die Hellinge der Küste entlang? Könnte er das Ding in einer Scheune versteckt haben?«

»Wir nehmen uns jedes Bootshaus in der Stadt vor. Kommen Sie, wir holen uns ein Boot.«

Gates kannte Jim Tweed als einen teils wortkargen, teils freundlichen Zimmerwirt, der in Hemdsärmeln herumsaß und sein Bier trank, aber jetzt war er überrascht, mit welchem Respekt die Polizisten und Polizeibeamten Tweed begegneten. Nachdem eine Gruppe grauhaariger Sergeanten ihn auf dem Weg zur Garage zackig begrüßt hatten, sagte Gates: »Ich wußte gar nicht, daß Sie Leutnant sind.«

»Seit einem Jahr.«

»Waren Sie schon Leutnant, als Sie Charlie verhören wollten?«

»Noch nicht. Sie wissen ja, wie es ist. Im Krieg geht es schnell.«

Die Otter wußte, daß man seinen *Seehund* nie in der *Normandie* finden würde.

Aber mit Larson war es etwas anderes. Konnte die Suche nicht zu Larson führen? Es war zu gefährlich, ihn jetzt noch anderswo unterzubringen. *Sei stets auf das Schlimmste vorbereitet*, hatte Onkel Willy gemahnt. *Und handle danach*. Das Schlimmste war geschehen. Das Luftschiff hatte das U-Boot angegriffen, und der Mechaniker der *Seehund* war umgekommen.

Onkel Willy hatte die falschen Torpedos geschickt, mit Akustikzündern statt Aufschlagzündern, das Boot mußte in den Reparaturschuppen gebracht werden, er war gezwungen gewesen, Larson anzuheuern, um die Torpedos umzustellen, und so war eine Krise der anderen gefolgt. Er hatte jedoch Voraussicht gezeigt und korrekt gehandelt, und trotz der Schlappe mit der Funkverbindung war er bisher gut durchgekommen und konnte zuversichtlich sein. Onkel Willy mußte von der Explosion des Munitionsschiffes im New Yorker Hafen gehört haben. Nur eine Fehlrechnung hatte er gemacht: Das Bootshaus war ihm als der sicherste Platz für Larsons Leiche erschienen, und niemand wäre darauf gekommen, wenn Gates nicht aus irgendeinem Grunde die

Existenz der *Seehund* vermutet und die Suchaktion in Gang gesetzt hätte. Wenn sie jetzt Larson fänden, würden sie von allen Richtungen auf ihn zukommen.

Wäre er nicht auf seine letzte Verteidigungsmaßnahme vorbereitet gewesen, so hätte er vielleicht beschlossen, Gates aus purem Haß auf ihn und seine Suchaktion umzubringen, aber er hielt sich an Onkel Willys Ermahnungen, hatte seine Lektion gut gelernt und bereitete sich auf das Schlimmste vor. Gates' Strafe für seinen Versuch, die Otter zu vernichten, würde seine eigene Vernichtung sein.

Alle Teile seines Plans, Gates für seine letzte Verteidigung zu benutzen, waren zusammengefügt und verwendungsbereit. Alle, außer einem – Glenn Walsh. Und Walsh wartete gespannt und verzweifelt auf die Gelegenheit, für den lebenswichtigsten Dienst eingesetzt zu werden, den je ein kleiner Beamter der Otter, Adolf Hitler und dem Dritten Reich zu erweisen die Ehre hatte.

Die Barkassen der Polizei und der Küstenwache kreuzten auf dem Fluß hin und her und jagten nach der *Seehund*. Es war höchste Zeit. Er rief Walsh im Versorgungsdepot des Dritten Distrikts an und gab ihm die Nummer des Münzfernsprechers, über die er ihn zurückrufen sollte. Als er den Hörer aufhängte, bemerkte er überrascht, daß er einen feuchten Handabdruck auf dem schwarzen Bakelit hinterlassen hatte. Er eilte in eine andere Kabine sechs Straßen weiter und drehte die Wählscheibe. Walsh antwortete.

Die Otter sagte: »Es ist Zeit, den Behörden zu melden, daß Sie ein Fälscher sind. Sie sollten sich lieber verstecken.«

Langes Schweigen. Die Otter lauschte besorgt, ob es irgendwo klickte, ob das Gespräch abgehört wurde. In diesem Fall blieben ihm zwei Minuten, um zu verschwinden. Aber Walsh hatte nur nachgedacht, es sich anders überlegt. Schließlich sagte er: »Ich verstehe.«

»Ich setze mich dann mit Ihnen in Ihrem Unterschlupf in Verbindung. In nicht länger als ein paar Tagen.«

Wieder Schweigen. Die Otter wartete. »Was ist los?« Die Radioteile allein genügten nicht. Nicht ohne Walshs Beitrag, einen Beitrag, den die Otter nur einem Fanatiker abverlangen konnte. Natürlich, das war es... der treue Na-

zi... die Otter hatte nicht daran gedacht... Er drückte die Sprechmuschel an die Lippen und flüsterte: »Heil Hitler!«

»Heil Hitler«, antwortete Walsh und meinte es auch.

»Wen soll ich beschuldigen?«

»Gates.«

»Wie?«

»Wie und wann, sage ich Ihnen, wenn es soweit ist. Gehen Sie in Ihren Unterschlupf.«

Die Otter hängte auf und eilte davon. Er hoffte, jetzt wirklich auf das Schlimmste vorbereitet zu sein. Falls die Sucher Larson finden sollten, hatte er alles parat – eine Anzeige, ein illegales Kurzwellenfunkgerät und ein Päckchen Dynamit. Damit konnte er den Feind ablenken und den Hals des Schnüfflers Gates in die britische Schlinge legen.

37

Die *Queen Mary* steuerte langsam auf ihren Anlegeplatz zu. Überall auf der *Normandie* scharten sich Bergungsarbeiter zusammen und blickten ihr entgegen.

Gates beobachtete aufmerksam das eindrucksvolle Ereignis. Er hörte die schrillen Piffe des Hafenlotsen, die den Schleppern galten, und dann die Rufe der Kaiarbeiter, die sie an den Pier verholten.

So langsam.

Pier 90 verdeckte die Sicht bis auf die Schornsteine und den Mast, die sich gespenstisch im scharfen Scheinwerferlicht abhoben. Bald darauf kehrten die Schlepper auf den Fluß zurück. Die Bergungsarbeiter hörten, wie die Gangways der *Queen Mary* heruntergelassen wurden, und gleich darauf tausendfachen Stiefeltritt.

»Schon wieder deutsche Kriegsgefangene«, sagte Charlie. »Bald haben wir genug, um uns hier unser eigenes Deutschland einzurichten.«

Er brauchte zehn Minuten, um über die Laufstege zur Gangway in der Mitte des Schiffes und dann hinaus auf den Pier zu gelangen, wo sich die heimkehrenden Arbeiter an denen der nächsten Schicht vorbeidrängten. Ein Stau vor dem Eingangstor trug noch zur Verzögerung bei.

»Was versperrt da schon wieder die verdammte Tür?«

Eine Gruppe von Arbeitern verstellte den Herauskommen auf dem Pier den Weg.

»Komm, Junge.« Charlie stieß sich mit den Schultern durch, und Gates folgte ihm. »Ich hätte es ahnen sollen«, brummte er plötzlich. »Bis später dann, Junge. Ich glaube nicht, daß wir heute zu Abend essen werden.«

»Was? Warum?«

»Überzeuge dich selbst.«

Charlie ging weiter, und Gates sah Cordi Grey, umringt von einer Schar witzelnder Arbeiter. Sie trug einen Regenschirm und eine Baskenmütze, und das Scheinwerferlicht spielte auf ihrem tizianroten Haar.

»Entschuldigung. . . « Gates drängte sich auf sie zu.

Sie lächelte verlegen und richtete sich auf den Fußspitzen auf, um das Tor zu sehen.

»Entschuldigung.« Gates kämpfte sich durch die Menge. Cordi erblickte ihn, winkte und überraschte ihn mit einer Umarmung und einem leichten Kuß auf den Mund, was bei ihren Bewunderern Jubelgeschrei auslöste.

»Was tun Sie hier?« fragte Gates.

»Ich warte auf einen Taucher.«

»Darf ich mich anschließen?«

Cordi stieß ihm die Faust in das Arbeitshemd. »Möchten Sie eine unterbezahlte Arbeiterin zum Abendessen einladen?«

»Mit Vergnügen. Aber ich muß erst nach Hause und mich umziehen. Sie sehen entzückend aus.«

»Danke.« Sie hakte sich bei ihm ein, und sie gingen unter dem Highway durch der Sechsvierzigsten Straße zu.

»Ich muß mit Ihnen reden.«

»Das klingt aber sehr ernst.«

Cordi folgte ihm wortlos die Hausstufen hinauf bis zum zweiten Stock. Als er die Tür öffnete, fragte sie: »Verschließen Sie Ihre Tür nicht?«

»Mein Hauswirt ist bei der Polizei.« Er knipste das Licht an. »Sie können sich nur auf das Bett setzen. Für einen Sessel war kein Platz mehr, weil ich einen Zeichentisch brauche. Wollen Sie mir den Rücken zukehren, während ich mich umziehe, oder lieber die Schau genießen?«

Cordi war ungewöhnlich schüchtern. »Ich denke, ich drehe mich lieber um.«

»Möchten Sie etwas zu lesen?«

»Nein, wir können reden.« Sie saß auf dem Bett und kehrte ihm den Rücken zu.

»Worüber?«

»Es ist ein ziemlich schwieriges Thema.«

Gates öffnete seinen Kleiderschrank, nahm einen Anzug und ein sauberes Hemd heraus, stieg aus seiner Hose . . . und warf einen Blick auf Cordi. Sie saß ganz steif, und die Falten ihres Mantels umgaben sie wie Blütenblätter.

»Lassen Sie mich raten«, sagte Gates. »Sie sind schwanger, weil wir in der Untergrundbahn Händchen gehalten haben.«

Cordi schwieg.

»Verzeihung.«

Sie drehte sich mit finsterem Gesicht um, brach dann plötzlich in Gelächter aus.

»Was ist denn so verdammt komisch?«

»Was haben Sie da an?«

»Lange Unterhosen. Haben Sie noch nie lange Unterhosen gesehen?«

»Ja. Bei meinem Großvater. Warum tragen Sie das? Mitten im Sommer?«

»Unter Wasser ist es verdammt kalt.«

»Tragen das alle Taucher?«

»Ja. Aber jetzt drehen Sie sich um, denn sonst sehen Sie etwas noch Komischeres.«

Ihre Blicke trafen sich einen Augenblick, und sie drehte sich wieder um. »Ich muß Ihnen etwas beichten«, sagte sie nach kurzem Schweigen.

»Was?«

»Es ist eine lange Geschichte.«

»Schießen Sie los.«

»Sie wird Ihnen nicht gefallen.«

»Ich bin gewarnt... nun kommen Sie schon, erzählen Sie es mir.«

Sie schüttelte den Kopf. Ihre Hände verkrampften sich in der Bettdecke.

Gates machte einen Schritt auf sie zu und blieb stehen.

»Cordi, wir kennen uns gut genug... als Freunde. Ich habe Ihnen eine Menge erzählt, und Sie haben mir...«

»Nicht die Wahrheit gesagt«, unterbrach sie ihn und drehte sich zu ihm um.

»Sie haben gesagt, Sie würden nicht zuschauen. Sonst hätte ich mir die komischen Unterhosen nicht ausgezogen.«

Cordi blickte ihn ganz offen an. »Sie sind schon in Ordnung«, flüsterte sie. »So stark...«

»Na, das wäre ein Lacherfolg bei den Muskelmännern auf dem Arbeitsplatz.«

»Nein, Sie sind wirklich...« Sie wandte ihm wieder den Rücken zu.

»Vielleicht sollten wir uns ein Abendessen hierherkommen lassen... während Sie mir erzählen, was Sie auf dem Herzen haben. Was soll das heißen... nicht die Wahrheit gesagt?«

»Zum Beispiel, daß ich mich mit Ihnen auf Befehl des britischen Geheimdienstes treffe.«

Gates lachte nervös. »Was?«

»Ich wurde beauftragt, über Sie zu ermitteln.«

Jetzt fühlte er sich verletzt. Und wütend. »Warum?«

»Sie standen unter Verdacht, ein deutscher Saboteur zu sein oder einen Saboteur zu unterstützen.«

»Das ist doch heller Wahnsinn. Und jetzt wollen Sie mir erzählen... Was sind Sie eigentlich? Eine Agentin? Und Ihre angebliche Arbeit bei der BBC?«

»Der Verdacht hat sich als falsch erwiesen. Jedenfalls soweit es mich betrifft, sind Sie nicht mehr verdächtig, seitdem Sie die Suche nach dem Miniatur-U-Boot veranlaßt haben.«

»Ach, wie nett. Aber kein Mensch hat es gefunden. Vielleicht war das nur ein Ablenkungsmanöver von mir. Sie kamen also zu mir, um...«

»Ich bin nicht einmal befugt, Ihnen das zu sagen...«

»Ein Spion! Das ist ja prächtig...«

Cordi starrte an die Wand. »Steven, ich begreife, daß Sie verärgert sind, aber...«

»Moment mal. Worüber beklage ich mich? Vielleicht sollte ich mich weiterhin wie ein guter kleiner Spion benehmen, und dann müßten Sie sich noch lange mit mir beschäftigen... Was soll ich denn übrigens getan haben?«

Sie antwortete mit tonloser Stimme. »Wir sind seit Jahren einem Naziagenten auf der Spur. Er hat uns in der Schweiz großen Kummer gemacht. Und in Lissabon und in London. Und dann kam er nach New York, wo er uns... und Ihnen auch... wieder sehr großen Kummer gemacht hat. Sein Codename ist die Otter.«

»Aber ich? Um Himmels willen, Cordi...«

»Sie haben keine Ahnung, was New York uns bedeutet. Das Lebensblut Großbritanniens fließt durch diese Stadt. Unsere Nahrung, unsere Waffen, die Soldaten, die ihr uns schickt. Eure Schiffe. Aber all das ist in den Händen von... Ausländern. New York ist auch unser wichtigster Hafen. Und wer ist hier? Deutschamerikaner, irische Amerikaner und amerikanische Isolationisten. Sie alle sind unsere Feinde. Da war es nicht so weit hergeholt, wachsam und argwöhnisch zu sein...«

Als sie wieder schwieg, dachte Gates eine Weile nach. »Mit dem Kummer, den diese Otter Ihnen in der Schweiz bereitete, meinten Sie doch Ihren Freund Alec, den sie erschossen haben, nicht wahr?«

»Ja. Und meinen Bruder... sein Konvoi wurde von hier aus sabotiert... es fiel mir sehr schwer, nicht argwöhnisch zu sein, nicht zu hassen...«

»Dürfen Sie mir das alles erzählen?«

»Nein. Die Leute, mit denen ich arbeite, sind äußerst verschwiegen, und das aus gutem Grund.«

»Argwöhnisch, meinen Sie.«

»Die Otter ist immer noch hier. Und niemand hat dieses U-Boot gefunden. Steven, wir sind im Krieg!«

»Sie sehen einen Zusammenhang zwischen der Otter und dem U-Boot?«

»Falls ein solches U-Boot existiert, ist es bestimmt seins.«

»Falls?«

»Ich meine, wir haben es nicht gefunden... aber da wir

die Fähigkeiten der Otter kennen, befürchten wir, daß er irgendeinen großen Angriff plant.«

»Was?«

»Das wissen wir nicht.«

»Aber das U-Boot...«

»Steven, alles, was ich weiß, habe ich Ihnen gesagt. Wir tapen im dunkeln. Niemand... auch Sie nicht... weiß, ob ein U-Boot existiert. Ihre Logik war überzeugend, aber die Beweise... Nun, es könnte alles möglich sein.«

Er erholte sich immer noch von dem Schock, und da er nie aufhörte, an die *Normandie* zu denken, fragte er: »Halten Sie es für möglich, daß diese verdammte Otter die *Normandie* sabotiert hat?«

Cordi zuckte die Schulter. »Alles, was wir ermitteln konnten, waren nur Gerüchte. Wir wissen es nicht. Er könnte...«

»Ich habe ihn gesehen«, sagte Gates.

»Was?« Sie starrte ihn an. »Was wollen Sie damit sagen? Wie sieht er aus?«

Gates erzählte ihr von dem Mann im Schornstein, und sie war enttäuscht. »In solch einer Entfernung konnten Sie unmöglich sein Gesicht gesehen haben.«

»Aber ich weiß, daß er es war. Der verfluchte Kerl beobachtete, was er angerichtet hatte. Ich habe seitdem ständig nach ihm ausgeschaut... nach diesem Mann, der die Zerstörung des schönsten Schiffes auf der Welt beobachtete.«

»Und alles, was Sie in dieser Richtung unternommen haben, machte Sie in unseren Augen verdächtig... können Sie mir verzeihen?«

Gates setzte sich neben sie auf das Bett. Daß er immer noch nackt war, schien ihm in Anbetracht dessen, was sie ihm eben gesagt hatte, nichts auszumachen.

»Hätten Sie sich auch ohne Befehl mit mir getroffen?«

»Sie meinen, wenn wir uns einfach begegnet wären? Wie auf der *Normandie*? Ich kann jedenfalls sagen, daß mir der Auftrag nicht unangenehm war. Außer in einer Beziehung war es...«

»Moment mal. Sollten bezaubernde Spioninnen eigentlich nicht mit dem Feind ins Bett gehen, um an seine Geheimnisse heranzukommen? Was habe ich falsch gemacht?«

Cordi saß mit übergeschlagenen Beinen auf dem Bett. Sie berührte sein Gesicht. »Ich wurde aufgefordert, mit Ihnen zu schlafen. Ich weigerte mich...«

»Warum denn, verdammt noch mal?«

»Weil ich glaube, daß ich Sie liebe.«

»Nicht sehr berufsmäßig.«

Cordi hielt ihm den Finger an die Lippen. »Hören Sie mir bitte zu, ich meine es ernst. Ich liebe Sie wirklich. Ich habe Sie getäuscht, und ich wollte es nicht auf diese Weise dazu kommen lassen.«

Gates küßte ihre Finger. »Und auf diese Weise?«

38

Jenseits einer beängstigend rauhen Strecke flachen Sumpfwassers lag ein großes, altes Bootshaus. Die Sonne war heiß und die Luft so dunstig, daß Manhattan kaum zu sehen war.

Die beiden Freiwilligen der Küstenwache schwitzten. Es waren Fred, ein Bürovorsteher mittleren Alters, und Don, ein Dieselmechaniker, und jeder von ihnen hatte einen Sohn an der Front.

Fred wollte aufhören, nachdem sie die zertrümmerten Landungsbrücken der Eisenbahnfähre durchsucht hatten, aber Don dachte an seinen Sohn in Sizilien und bestand darauf, daß sie das ihnen zugewiesene Gebiet bis auf die letzte Stelle durchforschten. Fred war nicht einverstanden, und Don machte allein weiter. Er stapfte durch den Sumpf und blickte auf die verrosteten Schienen unter dem Wasser. Er sah keinen Tank. Aber man munkelte, daß es sich in Wirklichkeit um etwas viel Wichtigeres handelte als um einen Tank mit Chemikalien. Warum hätte man sonst Tausende von Leuten eingesetzt, eine ganze Woche lang die gesamte Küste durchzukämmen? Er ging die leicht ansteigenden Schienen hinauf, öffnete die eingesunkene Tür um

einen Spalt und trat in das dunkle Bootshaus. Als er seine Stablampe anknipste, schreckte er vor dem Anblick zurück. Dennoch erfüllte ihn die Entdeckung mit Stolz.

»Ich bin Leutnant Tweed.« Er schüttelte dem uniformierten Offizier der Navy die Hand. »New Yorker Polizei. Abteilung Sabotage.«

»Kapitänleutnant Ober.« Ober sah weich aus, aber er hatte jenen schlaun und ehrgeizigen Blick, den Tweed Wichtigtueraugen nannte. Ober musterte Tweed abschätzend und sagte: »Sie sind hier nicht ganz in Ihrem Bereich, nicht wahr, Leutnant?«

»Ich hörte, Sie haben eine Leiche gefunden. Hat das etwas mit dem U-Boot zu tun?«

»Möglicherweise«, antwortete Ober ohne Begeisterung. »Von mir aus können Sie sich umschaun, falls die Polizei von Weehawken nichts dagegen hat.«

»Wir kennen uns bereits«, sagte Tweed und nickte absichtlich einem bekannten Kollegen aus New Jersey zu, der neben den rostigen Gleisen im Bootshaus hockte. »Wurde dieser Ort kürzlich benutzt?«

»Ich glaube nicht«, sagte Ober.

»Wer ist der Tote?«

»Ausweispapiere fanden wir nicht. Wir lassen die Fingerabdrücke nachprüfen, und ich habe einen Gerichtsmediziner herbestellt.«

»Entschuldigen Sie mich. Ich möchte nur eben meinem Freund da drüben guten Tag sagen.«

Tweed ging durch das Bootshaus, nahm aber keine Notiz von der mit einem Laken zugedeckten Leiche und den Gruppen der Navy-Leute und Regierungsbeamten, die sich leise unterhielten. Er hockte sich neben seinen Kollegen aus New Jersey.

»Was haben Sie gefunden?«

»Ich fragte mich gerade, ob dieses Gleis hier in letzter Zeit benutzt wurde.«

Tweed fuhr mit dem Finger über die rostige Schiene. Er hatte sich das gleiche gefragt, denn die Oberfläche fühlte sich etwas glatter an als die Kanten. »Durchaus möglich.«

»Das dachte ich mir. Die Knaben vom ONI waren völlig aus dem Häuschen, als sie das Fahrgestell unten im Wasser fanden. Warum wohl?«

»Ich glaube kaum, daß der ONI uns das sagen wird.« Die meisten Polizisten – dieser hier inbegriffen – waren über den wahren Grund der Suche nicht unterrichtet. Er fragte: »Wann wurde hier der Betrieb eingestellt?«

»Nach Pearl Harbor. Sie piffen auf dem letzten Loch mit ihren Jachtreparaturen. Es gibt keine Jachten mehr. Die ganze Gegend ist zum Teufel gegangen. Nebenan ist dann noch ein Feuer ausgebrochen, und die alte Landungsbrücke für die Eisenbahnfähre wurde von einem Güterwagen mit defekter Bremse zertrümmert.«

»Der Kohlenwagen?« fragte Tweed. »Im letzten Winter?«

»Der war es.«

»Was habt ihr darüber ermitteln können?«

»Die Eisenbahnbehörde hält es für ausgeschlossen. Die Versicherungsleute nennen es einen unerklärlichen Zufall. Also, entweder lügen sie, um sich zu decken, oder jemand hat es vorsätzlich getan. Versuchen Sie das mal zu beweisen.«

»Und der Brand?« fragte Tweed.

»Brandstiftung. Täter unbekannt.«

»Wer ist also der Tote?«

»Niemand, den ich kenne.«

»Wurde die Leiche hierhergeschafft?«

»Kann sein.«

»Erschossen?«

»Erschlagen. Genick gebrochen. Wollen Sie es sehen?«

Der Polizist aus New Jersey erhob sich mühsam. »Der Kerl wäre hier zum Skelett geworden, wenn man uns nicht auf diese verdammte Jagd geschickt hätte. Ein Mann der Küstenwache fand ihn. Auf diese Weise ist der ONI dahintergekommen.«

Tweed sah zu, während der andere das Laken zurückzog und das aufgedunsene Gesicht freilegte.

»Dürfte seit etwa einer Woche tot sein«, sagte der Mann aus New Jersey.

Tweed stimmte ihm zu. Sein Kollege war ein guter Poli-

zist, nur ein bißchen zu unterwürfig, weil Tweed aus New York war. Eine blöde Reaktion, aber so war es nun einmal.

»Und hier haben Sie ihn gefunden?«

»Genau hier. Lag auf den Schienen, als wäre er daraufgefallen, verstehen Sie? Genickbruch. Vielleicht auch Kieferbruch. Sieht aus wie vom Eisenbahn-Drehgestell überfahren.«

»So sieht es aus.« Er kniete sich neben die Leiche.

»Komisches Haar«, sagte der Mann aus New Jersey.

Tweed fand es auch. »Darf ich mir Ihre Stablampe ausleihen?«

Er richtete den Strahl auf das dunkelbraune Haar und schaute sich die Haarwurzeln am Scheitel an. Er erhob sich mit einem leichten Zucken der Wange. Das hier sah schon viel besser aus als die Vermutungen über ein rostiges Bootshausgleis. »Das Haar ist gefärbt.«

»Sind Sie sicher?«

»Die Wurzeln sind heller.« Das Laboratorium könnte durch mikrochemische Tests bestätigen, welches Färbemittel verwendet worden war – Wismut- oder Bleisalze, Natriumpermanganat, Pyrogallussäure, Silbernitrat oder Henna –, aber man könnte es auch rascher feststellen.

»Helfen Sie mir mal mit seiner Hose.«

»Wollen Sie nicht lieber die Navy bitten?«

»Lieber nicht.«

Der Mann aus New Jersey grinste verschwörerisch. »Na schön.« Er zog das Laken zurück. Die Hände des Toten waren fettig, die Fingernägel schwarz. Der Polizist schnallte den Gürtel auf, zog den Reißverschluß des Schlitzes herunter, griff in die Unterhose und ließ das Schamhaar sehen.

»Ich will verdammt sein. Ein waschechter Rotschopf.«

Kapitän Tooker schickte von seiner improvisierten Kommandobrücke neue Befehle aus: Alle verfügbaren Arbeiter zum Errichten weiterer Abstützungen, denn die nicht entfernten Teile der Deckaufbauten drohten immer noch abzubrechen, wenn das Schiff aus dem Schlamm aufschwimmen würde. Die Taucher arbeiteten die ganze Nacht hindurch.

Während der Frühstückspause gingen van Slough, Gates, Charlie und Marty zur nächsten Imbißstube. Bewaffnete Posten der Küstenwache dirigierten sie auf die andere Straßenseite der Zwölften Avenue, als sie an der *Queen Mary* vorbeikamen. Lastwagen und Versorgungsleichter strebten vom Pier und vom Fluß aus auf den Truppentransporter zu, und Gates sah am Dampf der Schornsteine, daß die Maschinen unter Druck standen und daß sie wahrscheinlich morgen früh mit der ersten Flut auslaufen würde, nachdem die Soldaten über Nacht an Bord gebracht waren. Der überschüssige Dampf löste sich sekundenschnell im warmen Morgenhimmel und zischte so laut wie die wieder in Gang gesetzten Pumpen auf der *Normandie*.

Er war so erschöpft, daß er während des Essens kaum an das U-Boot dachte. Cordi war ausgegangen, als er sie im Studio anrief. Das Telefon im Meurice kam für Liebesgeflüster nicht in Frage.

Auf dem Rückweg hielt sie ein Unteroffizier der Küstenwache mit zwei bewaffneten Männern auf dem Laufsteg an. Van Slough blieb so plötzlich stehen, daß Gates mit ihm zusammenstieß. Die bewaffneten Männer versperrten ihnen den Weg.

»Sind Sie Steven Gates?«

»Ja!«

»Sie sollen diese Nummer anrufen. Sie können mein Telefon benutzen.«

»Was ist los?« fragte Rik.

»Weiß ich nicht.« Gates blickte auf den Zettel. »Es ist Jim Tweed.«

»Ich warte auf dich.«

Gates verlangte die Nummer, und ein Polizeitelefonist verband ihn mit einem Funktelefonanschluß.

»Hier ist Tweed.«

»Jim? Gates. Sie haben angerufen.«

»Ich muß Ihnen etwas zeigen.«

»Haben Sie das U-Boot gefunden?«

»Nein, aber Larson.«

»Nicht möglich...«

»Ich glaube, er ist es. Er ist tot, und ich möchte, daß Sie ihn identifizieren. Die Polizeibarkasse holt Sie am Pier ab.

Bitten Sie den Kerl von der Küstenwache, Sie dorthin zu begleiten.«

Van Slough unterhielt sich mit dem Unteroffizier der Küstenwache.

»Er sagt, Sie möchten mich bitte zum Steg hinunterbringen, wo das Polizeiboot mich abholt«, sagte Gates.

»Okay. Bis bald dann, Mr. van Slough. Freut mich, Sie kennengelernt zu haben, Sir.«

»Wo gehst du hin, Steven?«

»Tweed sagt, er will mir was zeigen.«

»Was?«

Gates zögerte. »Weiß ich noch nicht. Ich sag es dir später. Vermutlich in ein bis zwei Stunden.«

»So? Na schön... beeile dich. Dieses Schiff hier kann jeden Augenblick aufschwimmen.« Die Zeit wird knapp für alle, stellte die Otter fest.

Die Otter blickte der Polizeibarkasse nach, als sie sich mit hoher Geschwindigkeit von der *Normandie* ihren Weg durch den Fluß bahnte. Gates stand achtern – messerdünn und in den Wind blickend. Die Barkasse fuhr geradewegs auf das alte Bootshaus zu.

Gates und seine verdammte Schnüffelei... Jetzt war das Schlimmste geschehen.

Sie hatten bestimmt Larsons Leiche gefunden, während sie nach der *Seehund* suchten, und irgend jemand – wahrscheinlich Tweed – hatte sich erinnert, daß Gates mit dem rothaarigen Larson sprechen wollte. Jetzt würden sie sich doppelt darum bemühen, die *Seehund* zu finden. Er hätte Gates umbringen sollen, ganz gleich, welche Verwendung er sonst noch für ihn hatte.

Er eilte zur nächsten Telefonzelle.

Es war zu spät, Gates umzubringen. Aber es war gerade die richtige Zeit, ihn zu verwenden. Er erteilte Glenn Walsh seine Instruktionen. Der kleine Beamte ließ sich seine Erregung nicht anmerken. Er wiederholte die Befehle der Otter in abgehackten Sätzen und sagte zum Schluß: »Weatherburn, Hotel Meurice, Hundertfünfundvierzig, West Acht- undfünfzigste Straße.«

Die Otter erwiderte Walshs unvermeidliches und aus dem Herzen kommendes »Heil Hitler« und nahm dann ein Taxi zu seinem Unterschlupf westlich von Times Square. Dort holte er den Koffer mit den Radioteilen ab, ging in Tweeds Haus, die Treppen hinauf zu Gates' Zimmer und durch die unverschlossene Tür. Fünfundzwanzig Minuten nachdem er Walsh angerufen hatte, war er auf der *Normandie* zurück.

Jetzt, so hoffte er, spielte es keine Rolle mehr, daß sie Larson gefunden hatten. Heute abend würden sie die Suche stoppen... wenn sie erfuhren, daß Gates verhaftet worden war. Und bei Tagesanbruch würde die *Queen Mary* im Ambrose Channel gesunken sein.

Gates folgte den Gleisen hinunter und blieb in der offenen Bootshaustür stehen, vor der sich die Silhouette Manhattans über dem Hudson abhob. Die *Normandie* lag gegenüber, sie wirkte wie ein gestürzter Wolkenkratzer. Neben ihr ragte die verschwommene graue Masse der *Queen Mary* empor, umgeben von Tank- und Proviantleichtern.

Tweed kam ihm nach.

»Sind Sie sicher, daß es Larson ist?«

»Ganz sicher.« Für ihn war es die letzte Sackgasse, der Endpunkt der letzten möglichen Verbindung zwischen ihm und dem Mann, der die *Normandie* zerstört hatte.

»Sein Gesicht ist irgendwie... verzerrt«, bemerkte Tweed. Gates wandte sich ihm zu. »Ja, es ist aufgedunsen, aber ich bin immer noch überzeugt, daß er derjenige war, der kurz vor dem Brand seine Schweißermaske abgelegt und Armstrong angewiesen hat, den Arbeitsplatz zu verlassen.«

»Gut. Und jetzt versuchen Sie mal zu überlegen, was er hier getan haben könnte.«

»Das U-Boot repariert«, sagte Gates. »Sie hatten es hier oben versteckt.«

»Dafür gibt es hier nicht genug elektrischen Strom«, sagte Tweed.

»Vielleicht ein transportierbarer Generator auf einem Lastwagen?«

»Keine Lastwagenspuren, aber die Schienen könnten benutzt worden sein.«

»Dann war es vielleicht nur eine Reparatur.«

»Das hatte ich mir gedacht«, sagte Tweed. »Demnach würde es sich lohnen, die Suche fortzusetzen. Ich habe bereits mit meinem Chef gesprochen, der noch auf die Bestätigung wartet, aber ich glaube, er ist bereit, Leute aus jedem Revier in New York einzusetzen.«

Im Augenblick war es Gates fast egal. Die langen Tage und Nächte des Tauchens und die Enttäuschung, schließlich Larsons Leiche gefunden zu haben, hatten ihn erschöpft. Selbst die mögliche Verbindung zwischen dem kleinen U-Boot und dem Saboteur, der die *Normandie* zerstört hatte, erregte ihn nicht mehr sonderlich. Ihn beschäftigte nur noch der Gedanke, daß er diesen Kerl wohl nie mehr finden würde. Aber wenigstens blieb ihm noch die Hoffnung, sein geliebtes Schiff auferstehen zu sehen und ihm dazu verholten zu haben.

Er kehrte zur *Normandie* zurück, half bei der Befestigung einer neuen Abstützung und tauchte gleich danach mit einer Gruppe, um ein Leck zu dichten. Dann wurden alle Pumpen wieder gestoppt, und man wartete auf die Flut.

Gates ließ sich auf eine Laufsteg sinken und schlief in der Sonne ein.

Er erwachte jäh, setzte sich auf, fuhr mit den Händen über den Laufsteg. Charlie und Rik kamen mit Einkaufstüten auf ihn zu. Aber das hatte ihn nicht geweckt. Er blickte zum Wasser hinunter. Nach Höhe der Flut zu urteilen, hatte er eine Stunde geschlafen.

Charlie und Rik blieben stehen. Hinter ihnen bewegte sich die Stadtsilhouette um ein Haar. Hinter dem Pier 90 zitterten die drei Schornsteine der *Queen Mary* im blauen Himmel.

Gates starrte, rappelte sich langsam auf die Beine. Es geschah abermals. Die Gebäude von Manhattan zuckten, schienen in der Luft zu schwanken. Um ihn herum taumelten Stahlmonteure, Arbeiter und Tauchhelfer mit ungläubigen Blicken über die Laufplanken. Einige spreizten die Arme wie Seiltänzer. Ein Freudenschrei hallte über den dreihundert Meter langen Rumpf der *Normandie*, schallte im Echo von den Piers zurück.

»Sie dreht sich«, brüllte Gates. »Sie schwimmt!«

Die *Normandie* kippte in einem kleinen Winkel, während die Flut weiter anstieg. Sie war zwar immer noch zum größten Teil im Schlamm, aber das Heck war bereits ganz vom Wasser umspült, und zum ersten Mal seit dem Brand bewegte sie sich wieder.

Gegen Mittag stoppten die Ingenieure auf der provisorischen Kommandobrücke die *Normandie*, indem sie einige Abteilungen fluteten, damit die Taucher nachprüfen konnten, ob die Flickstellen und die Schotte dem Druck standhielten. Dann wurde Befehl erteilt, noch ein paar Stellen abzustützen und ein Leck in Abteilung 16 zu dichten. Sie tauchten bis zum späten Abend.

»Cordi?«

Als das Telefon im Atelier klingelte, hatten sie und Duncan eine Technikerkabine im Studio der BBC im Rockefeller Center benutzt, um sich die Aufnahmen der abgehörten Funkmeldungen anzuhören, die Weatherburn sich von der BSC ausgeliehen hatte. Duncan hatte den Hörer abgenommen. Jetzt, da er wieder aufhängte, machte er ein verblüfftes Gesicht. Er stand auf, stemmte die Hände in die Hüften und baute sich vor ihr auf.

»Cordi? Wo wohnt Gates?«

»Sie haben ein Haus auf der östlichen Vierundfünfzigsten Straße.«

»Nein, ich meine das Haus, das dem Polizisten gehört.«

»Sechsendvierzigste West, vierhundertzweiunddreißig.«

»Das dachte ich mir.«

»Warum?«

»Weatherburn möchte, daß Sie ihn dort treffen.«

»Jetzt scheinen wir endlich auf der richtigen Fährte zu sein.«
Weatherburn war ganz aufgeregt.

»Wieso?« fragte Cordi besorgt, denn sie sah Stevens Fen-

ster von Weatherburns Wagen aus. Es wurde dunkel, aber bei ihm brannte kein Licht.

»Ein Helfer der Otter kam zu mir.«

»Was?« fragte Duncan. »Kam zu Ihnen?«

»Er war als Wühlmaus in einem Büro der US-Navy eingesetzt. Die Navy bekam Wind von seinen Fälschungen, und er floh. Er hielt sich einige Tage lang versteckt und sagte sich schließlich, er sei bei uns besser aufgehoben als bei den Amerikanern. Die Otter war über unsere Tätigkeit im Meurice informiert, und das aus gutem Grund.« Er warf Cordi einen wütenden Blick zu. »Und er hat es seinem Agenten erzählt. Daher kam der Agent zu uns mit einem Angebot, mit dem er sich einigermaßen aus der Schlinge zu ziehen hofft. Er wußte zwar nicht sehr viel, denn offenbar spielt die Otter mit verdeckten Karten, aber er gab mir diese Adresse hier als den Unterschlupf der Otter an.«

»Stevens Adresse?«

»Einschließlich der Zimmernummer.«

»Wie könnte das ein Unterschlupf sein? Eine Wohnung im Haus eines New Yorker Polizisten?«

»Warum gehen wir nicht hinein und schauen es uns an?«

Weatherburn ging voran, und Cordi folgte ihm dieselbe Treppe hinauf, die sie vor zwei Tagen mit Steven betreten hatte, als sie ihm ihr Geständnis machte. Weatherburn hielt eine Pistole in der Hand. Tweed war nicht zu Hause. Weatherburn scherte sich nicht darum, denn er hatte es nur auf Stevens Zimmer abgesehen. Er blieb stehen und schaute sich im Flur um. Sie blieb stehen, und Duncan lief beinahe in sie hinein. Sie fühlte sich ruhig, weil sie sicher war, daß das alles nichts mit Steven zu tun haben könnte. Aber sie wollte sich nicht streiten. Sollte Weatherburn sich nur selbst überzeugen.

Weatherburn fischte in seiner Tasche, und holte ein Bündel Nachschlüssel hervor. »Er verschließt seine Tür nicht«, sagte Cordi gelassen.

»Woher wissen Sie das?«

»Er hat es mir gesagt.«

Weatherburn blickte sie an. »Sieh einmal an.«

Der Flur war still. Sie gingen zu Stevens Tür, Weatherburn voran. Es war Wahnsinn. Sie brachen hier einfach ein,

während Steven, wie er ihr gesagt hatte, bei der Arbeit auf der *Normandie* war. Weatherburn griff unter das Bett, schaute sich den Zeichentisch an, öffnete den Kleiderschrank. Wieder fiel ihr auf, wie sehr dieses Zimmer einer Mönchszelle glich, karg und sauber, wie sein Zeichentisch.

»Duncan!«

Duncan blickte hinein. »Ein *Afus*.«

»Was?« rief Cordi aus. »Das ist doch nicht möglich.« Sie drängte sich an Weatherburn vorbei und starrte auf die Radioteile in einem Koffer, der auf dem Boden von Stevens Kleiderschrank stand. »Das sind doch nur Teile.«

»Er hat vier Funkgeräte verloren«, entgegnete Weatherburn. »Er baut sich ein neues.«

»Nein...«

»Vielleicht braucht Gates ein Kurzwellenfunkgerät, um sich die Baseballspiele anzuhören.«

»Nein. Das kann nicht sein...«

»Schauen wir einmal nach, was er sonst noch hat. Duncan, holen Sie das Ding da raus, wir nehmen es mit.«

Cordi folgte ihm wie betäubt durch das Zimmer. Weatherburn fand ein Schlüsselbund. »Ich möchte wetten, daß ich damit in die Wohnung des Franzosen kommen kann.«

Duncan sagte: »Herrgott, eine Bombe«, und ein greller Blitz warf ihn wie einen Schatten über das Bett.

Gegen Abend wurde das Pumpen wieder aufgenommen. Gates und van Slough tauchten mit Wasser- und Luftdruckschläuchen und schlossen sich einer Gruppe von Tauchern an, die sich auf dem Flußgrund abmühte, den festgeklebten Schlamm von den Deckaufbauten zu lösen, die sie vorher abgestützt hatten. Sie arbeiteten bis Mitternacht, als die Taucher und die Bergungsingenieure nach kurzem Einvernehmen feststellten, daß sie mit dem Schlammabsaugen bei der *Normandie* nicht weiterkamen.

Rik van Slough sagte, er wolle ein wenig schlafen, und ging zu seinem Schlepper am Ende des Piers. Gates ging an Land. Er war todmüde, beschloß jedoch, Cordi anzurufen und sie zu einem Nachttrunk einzuladen. Vielleicht zu noch mehr. Vielleicht. Die Pumpen donnerten durch den Rumpf,

und die Laufstege neigten sich bedenklich, denn die *Normandie* hatte sich um einige Grad weiter aufgerichtet.

Er bemerkte, daß die Nacht dunkler und bewölkt wurde. Nebelfetzen bildeten sich auf dem Wasser; sie kamen von der See herein, sammelten sich um die im Scheinwerferlicht liegende *Normandie* und die dunklere *Queen Mary*. Er blickte von der einen zur anderen, von der sich erhebenden *Normandie* zur dampfenden *Queen Mary*, über deren Pier Tausende von Soldaten an Bord stiegen.

Wie bei der *Normandie* war die Geschwindigkeit der *Mary* ihre einzige Verteidigung. Die Otter hatte die *Normandie* angegriffen, wo sie sich nicht zu verteidigen vermochte.

Bei einer Geschwindigkeit von einunddreißig Knoten auf hoher See war die *Queen* ebenso sicher wie am beschützten Ankerplatz im schottischen Gourock, wo sie die Soldaten hinbrachte.

Aber New York war kein sicherer Hafen mehr. Und irgendwie in diesem Augenblick, als er daran dachte, wie langsam, wie unbeweglich, und vor allem wie verwundbar der riesige Liner in diesem Hafen war, glaubte er zu wissen, was die Otter sich zum Ziel nehmen würde.

Plötzlich fühlte er seine Erschöpfung nicht mehr. Die Logik war überzeugend, fast zu überzeugend, wenn ihm auch jeder Beweis fehlte. Falls ein U-Boot im Hafen lag, so mußte es sich die *Queen Mary* zum Ziel gewählt haben. Tweed. Er mußte es Tweed sagen.

Er rannte vom Pier zur nächsten Telefonzelle, kramte in seinen Taschen nach einer Münze. Seine Gedanken überschlugen sich. Wenn er nur etwas langsamer denken könnte, fände er vielleicht sogar heraus, wo die Otter das U-Boot versteckt hielt.

Cordi Grey stand im Schatten des Piereingangs. Ihr konnte er es sagen. Sie trug eine Mütze und ihren langen Regenmantel, und als sie ins Licht trat und ihm ihre Arme öffnete, glaubte er, sie noch nie so schön gesehen zu haben.

»Steven.«

Gates umarmte und küßte sie. Ihre Lippen waren wie Eis. Er fühlte etwas Hartes an seinem Magen, blickte hinunter und sah ihren Revolver.

»Was, zum...?«

»Wenn du mir jetzt wegrennst, erschießen sie dich«, sagte Cordi. Ihre Augen waren auf den schwarzen Packard mit dem Aufkleber für eine vorrangige Benzinzuteilung auf der Windschutzscheibe gerichtet. Gates brachte noch ein »Was?« hervor, und Cordi sagte: »Ich hoffe fast, du versuchst es.«

40

Zwei Männer stiegen aus dem Wagen, griffen ihn von beiden Seiten und stießen ihn auf den Rücksitz. Ein dritter saß am Steuer. Die Tür wurde zugeschlagen, und der Wagen raste mit quietschenden Reifen und einer Kehrtwendung unter dem Highway. Gates versuchte mit Mühe, sich nach Cordi umzusehen. Einer der Männer drückte auf einen Nerv in seinem Ellbogen. Er wollte sich losreißen.

»Hat keinen Sinn, Mr. Gates. Das Spiel ist aus.«

»Was ist denn los?«

Ein vornehmer englischer Akzent. »Eigentlich sollten Sie uns das sagen.«

»Verdammt noch mal, ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden.« Er drehte den Kopf dem Rückfenster zu, blickte nach Cordi aus, aber sie war fort. »Wo fahren wir hin?«

Sie setzten sich zurück, hielten ihm die Ellbogen fest und sagten nichts mehr. Der eine war jung, stiernackig und untersetzt. Der andere, der gesprochen hatte, war älter, mit buschigen rotblonden Augenbrauen und Schnurrbart. Er roch nach Zigarettenrauch und trommelte mit den Fingern auf seine Knie, während der Wagen die Stadt durchraste. Sie kamen an einem Polizeiwagen vorbei, und Gates' plötzliche Hoffnung schwand, als er sah, daß der Polizist sie in keiner Weise beunruhigte.

Immer noch im Blickfeld des Streifenwagens, bog der Fahrer mit viel zu hoher Geschwindigkeit in eine Seitenstraße ein. Der Packard schoß über die Elfte Avenue, fuhr dann

weiter nach Norden, nahm noch einmal eine Seitenstraße, die am neuen New Yorker Güterbahnhof der Sechzigsten Straße endete, und hielt vor dem Eingang eines Lagerhauses. Ein elektrisch betriebenes eisernes Tor ging auf und schloß sich wieder hinter dem Wagen, als dieser ins Gebäude einfuhr.

»Was soll das heißen?«

Sie zerrten ihn aus dem Wagen, schleppten ihn eine Stein-
treppe hinunter in einen tiefen Keller, der nach Flußwasser roch. Eine Tür oben an der Treppe schlug mit einem lauten Knall zu. Im Schatten längs der Wände standen noch einige Männer, und in der Mitte hing eine Lampe über zwei Stühlen. Der Schnurrbärtige rückte den einen Stuhl ins Dunkle und setzte sich. Die anderen zwangen Gates auf den zweiten Stuhl nieder, legten ihm Handschellen an und fesselten seine Füße.

»Also, Mr. Gates. Jetzt werden Sie uns ein paar Fragen beantworten.« Sein Akzent war ausgeprägter als der Cordis.

Gates blinzelte ins Licht der nackten Glühbirne, die von einem Deckenbalken hing, und versuchte, sein Gesicht zu sehen. Die anderen waren in den Schatten verschwunden.

»Hören Sie mir gut zu. Ihre Antworten werden entscheiden, ob Sie hier lebend herauskommen.«

Gates drehte den Kopf, soweit er konnte, warf einen Blick in den dunklen Raum. »Was geht hier vor? Wer sind Sie?« Er wandte sich wieder dem Mann zu, den er nicht sehen konnte. Irgendwie jagten ihm die Handschellen einen besonderen Schreck ein.

»Das ist genau unsere Frage, Mr. Gates.«

»Ich weiß immer noch nicht, wovon Sie reden. Was hat dieser Wahnsinn zu bedeuten?«

»Fangen wir mal mit dem Funkgerät an.«

»Welches Funkgerät?«

Ein Mann trat in den Lichtkreis, stellte einen großen Pappkarton auf den Boden und öffnete ihn. Er enthielt einen verbrannten und zerbrochenen Koffer und einen Haufen von Gegenständen, die wie zertrümmerte Radioteile aussahen. Die Stücke waren verrußt und fleckig. Gates erkannte ein Abstimmgerät und eine Grundplatte mit Glas-

scherben und feinen Drahtresten, wo einst die Röhren gewesen waren.

»Sagt Ihnen das nichts?« fragte die Stimme.

»Nein.«

»Das sind die Überreste Ihres Kurzwellenfunkgeräts, Mr. Gates. Die dunklen Flecke sind das Blut eines Mannes, der uns das Leben gerettet hat, indem er sich auf Ihre Bombe warf.«

»Bombe? Was für eine Bombe?«

»Mr. Gates, ein junger Mann rettete mir und Miß Grey das Leben. Ich warne Sie...«

»Hören Sie, ich verstehe nicht...«

»Wir fanden es in Ihrem Zimmer in der Sechsvierzigsten Straße.«

»Was?«

»Wo Sie Ihre Antenne anzubringen beabsichtigten.«

»Völlig verrückt. Das muß ein Irrtum sein.« Offenbar hatte er Cordi doch nicht überzeugt, und sie verdächtigten ihn noch immer. Aber eine Bombe...?

»Es ist kein Irrtum. Miß Grey bestätigte, daß es Ihr Zimmer war.«

»Das ist doch Wahnsinn.«

»Das äußerte sie auch, bis Mr. Walsh sich kurze Zeit danach mit uns in Verbindung setzte.«

Der stiernackige Mann trat ins Licht, mit seiner großen Hand den spindeldürren Arm Glenn Walshs umfassend. Gates erkannte den Beamten, den er im Versorgungsbüro der Navy in der Church Street aufgesucht und der ihm so umständlich erklärt hatte, daß die Transportfirma T&C wahrscheinlich mit der von Gates beanstandeten Lieferung beauftragt worden war. Walsh trug ein graues Hemd und Hose. Sein Gesicht war teigig blaß, als er ins Licht blinzelte.

»Das ist er«, sagte Walsh. »Der Kerl, von dem ich Ihnen erzählte.«

»Der Mann, den Sie unter dem Namen Herr Otter kennen?«

»Der ist es.«

»Über sein Bild waren Sie sich nicht ganz sicher.«

»Ich kenne seine Stimme. Und jetzt erkenne ich ihn. Er ist es.«

»Was?« hörte sich Gates aufschreien. »Natürlich kenne ich diesen Mann, ich war ja bei ihm. Er ist ein Beamter der Navy...«

»Und er kennt Sie, Mr. Gates. Mr. Walsh wurde erwischt, als er die Unterschrift seines vorgesetzten Offiziers auf einer Bestellung für eine Ladung Zucker fälschte, die er für den Schwarzmarkt abzweigte. Heute abend hielt er es für weiser, sich zuerst mit mir in Verbindung zu setzen, bevor das FBI ihn schnappt. Beim Verhör gestand er, für einen deutschen Agenten gearbeitet zu haben, den er unter dem Namen Otter kannte. Wir überzeugten ihn, daß es in seinem Interesse sei, uns alles zu sagen. Einschließlich Ihrer Adresse und des Funkgeräts.«

»Das ist doch Wahnsinn, es gehört mir nicht...«

»Ich war eigentlich nicht sonderlich überrascht«, sagte ein Mann im Schatten. »Wir haben Sie seit langem beobachtet, Mr. Gates. Ihre Aktivitäten sind immerhin recht merkwürdig für einen Schiffbauer – sogar für einen Bergungstauher.«

»Welche Aktivitäten?«

»Plünderung, Überfall und Brandstiftung bei der Transportfirma T & C.«

»Was?«

»Gemeinsame Mittagessen und Telefongespräche mit Angehörigen der US-Navy, die in keinerlei Geschäftsverbindung mit Ihnen stehen. Treffs mit anderen Personen, die Zeugen des Brandes auf der *Normandie* waren, und schließlich noch in dieser Woche der Mord an einem gewissen Larson. Ganz zu schweigen von dem jungen Armstrong. Sie erinnern sich doch an Armstrong, der damals ziemlich plattgedrückt zum Schweigen gebracht wurde? Hat Canaris Sie im Jahre neununddreißig angeworben? Wir wissen, daß Sie in jenem Sommer in London waren...«

»All die Dinge, von denen Sie reden, sind... Schauen Sie, ich habe herauszufinden versucht, was auf der *Normandie* geschah. Ich hielt den Brand für einen Sabotageakt. Ich vermutete, daß Larson ganz absichtlich den jungen Armstrong zu früh vom Arbeitsplatz wegschickte...«

»Haben Sie jemandem Ihren Verdacht mitgeteilt?«

»Natürlich. Ich habe es dem ONI berichtet.«

»Und was haben die gesagt?«

»Sie sagten, ich sei verrückt.«

»Ein schlauer Fuchs, Mr. Gates. Indem Sie Ermittlungen vorgaben, konnten Sie sich ungestört mit Ihren Unteragenten in Verbindung setzen. Eine sehr hübsche Tarnung. Schlau. So hatten Sie alle Bewegungsfreiheit, um neue Befehle auszuteilen und Leute wie Armstrong und Larson zum Schweigen zu bringen.«

»Das ist lächerlich. Jemand hat mir das an den Hals gehängt...«

Die Tür ging auf und schloß sich wieder. Gates glaubte, Cordis Parfüm zu riechen.

»Verstehen Sie mich richtig«, sagte die Stimme im Dunkel. »Ich schere mich einen Dreck, ob Sie ein Mörder sind. Das interessiert uns im Augenblick nicht. Ich werde Sie nicht einmal bei der Polizei anzeigen. Aber ich will wissen, wo Ihr U-Boot ist. Und Sie werden noch froh sein, wenn Sie es uns gesagt haben, denn Sie wissen, was hier gespielt wird.«

Gates mußte fast lachen. »Das U-Boot? Ich war derjenige, der die Jagd auf das U-Boot veranlaßt hat.« Er gestikulierte aufgeregt, aber die Handschellen rissen ihm die Handgelenke auf.

Der Schnurrbärtige trat aus dem Schatten und schlug ihm hart mit der offenen Hand ins Gesicht. »Sie unverschämter kleiner Scheißkerl. Um die Ermittlungen des ONI zu stören, sind Sie über die Instanzen hinweggegangen und haben Ihre politischen Beziehungen spielen lassen, damit diese lächerliche Suchaktion in Gang gesetzt wurde – während Sie genau wußten, daß Ihr U-Boot so gut versteckt ist, daß man es nicht finden wird. Ist es nicht so, Cordi?«

»Jawohl, Sir«, antwortete sie aus dem Dunkel.

»Falsch. Es muß immer noch irgendwo im Hafen versteckt sein«, sagte Gates. »Und die *Queen Mary* läuft heute abend aus.«

»Die *Queen Mary*?«

»Ich kann es zwar nicht beweisen, aber ich glaube, daß sie das Ziel ist.«

»Woher wissen Sie so gut, wann sie abfährt?«

»Ich sah die *Marie Moran* am Pier neunzig, kurz bevor Sie

mich entführten. Sie ist Schlepper Nummer eins der *Mary*. In New York braucht man kein großer Spion zu sein, um das zu wissen.«

Der Mann schlug ihn wieder. Gates duckte sich, versuchte, die Beherrschung zu bewahren.

»Ich... ihr seid einem Schwindel aufgesessen, ihr Idioten... während wir hier herumsitzen, wird jemand das Schiff versenken.«

Cordi machte sich auf den nächsten Schlag gefaßt. Weatherburn würde bestimmt wieder zuschlagen. Steven versuchte es mit dem klassischen Gegenangriff, wollte vom Thema ablenken, beschimpfte Weatherburn und holte zu einem Täuschungsmanöver aus. Sie blickte fort und wandte ihre Aufmerksamkeit den Radioteilen in dem Koffer vor Stevens Füßen zu.

Gates schrie auf, und Weatherburn machte sich den Vorteil zunutze, zog ein langes Klappmesser aus der Tasche und ließ die scharfe Klinge mit einem Klicken aufspringen.

»Sie sind wahnsinnig«, sagte Gates mit unsicherer Stimme, versuchte, sich so weit wegzudrehen, wie die Handschellen es ihm erlaubten. »Cordi? Bist du da? Sage ihm um Himmels willen, daß er sich irrt...«

»Ich wollte, ich könnte es, Steven.«

Ihre Stimme war ausdruckslos. Gates sackte im Stuhl zusammen. Die Klinge blitzte auf. Der Mann, der sie hielt, sagte: »Na schön, wir haben ein paar Lügen und ein paar Halbwahrheiten gehört, und wir sind uns darüber einig, daß die *Queen Mary* in Gefahr ist.«

»Sie wissen es also!«

»Ich bin seit einiger Zeit zu diesem Schluß gekommen. Welches bessere Ziel könnte sich ein U-Boot auswählen als das größte Schiff, auf dem die meisten Menschen sind? Komisch, Gates, Sie haben überall herumgezählt, wie sicher Sie seien, daß ein U-Boot hier ist, während Sie wußten, wie gut es versteckt war, aber die *Queen* haben Sie nie erwähnt, wenigstens nicht, bevor wir Sie zu diesem kleinen Plausch einluden. Da fragt man sich, was vielleicht noch... aber lassen wir das; wir sind jetzt am springenden Punkt angelangt, Mr. Gates oder Herr Otter, oder wer Sie sonst noch sein mögen. Eine einfache Frage: Wo ist das U-Boot?«

Gates starrte wie gebannt auf das Messer. »Ich weiß es nicht.«

»Es ist Ihre letzte Chance.«

»Ich weiß es nicht. Cordi, bitte...«

»Ich werde Cordi, wenn nötig, hinausschicken. Erwarten Sie nichts von ihr.«

»Ich bin doch nicht Ihr Feind«, sagte Gates mit tonloser Stimme. »So glauben Sie mir doch bitte.« •

Cordi mußte sich gegen den Gedanken wappnen, daß alle im Keller die Regeln des Verhörs kannten, außer Steven – falls er wirklich nicht die Otter sein sollte.

Die Klinge warf Lichtflecken an die Wände.

»Cordi«, sagte Weatherburn, »ich glaube, Sie gehen jetzt lieber.«

Sie begann die dunklen Stufen emporzusteigen, und ihre Absätze klapperten auf dem Stein.

Weatherburn zeigte Gates die Spitze des Messers, brachte es immer näher, ließ es langsam um sein linkes Ohr kreisen. »Wo ist das U-Boot?« Die Messerspitze berührte Gates' Ohr, drang ein wenig in den Gehörkanal ein.

Gates wandte verzweifelt den Kopf ab, aber er war auf den Stuhl gefesselt.

»Mr. Gates, ich rate Ihnen, nicht länger zu schweigen.«

Die Messerspitze berührte sein Trommelfell.

»Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht...«

Er kämpfte gegen die Fesseln an, drehte sich vom Messer fort, ruckte auf seinem Stuhl und rief: »Cordi, ich bitte dich, sage ihm, er soll mir eine Minute zuhören, verdammt noch mal... ich weiß nur, daß das versenkte U-Boot das kleine Ding hierhergebracht hat, und ich weiß nicht einmal, ob es wirklich in den Hafen gelangt ist...«

Weatherburn hatte das Messer in die Haut hinter dem Ohr gestoßen, und der Schmerz schoß ihm durch den Kopf. »Drehen Sie sich wieder um, Mr. Gates, und nehmen wir unser Gespräch wieder auf.« Er drückte fester, und Gates schrie.

Weatherburn richtete sich auf, versetzte Gates einen Schlag mit der offenen Hand, der seinen Kopf zurückfliegen ließ und ihn mit dem Stuhl zu Boden stürzte. Die an-

deren hoben den Stuhl wieder auf und stellten ihn unter das Licht. Gates' Mund blutete, und er starrte auf das Messer.

Weatherburn beugte sich über ihn, führte die Spitze wieder in Gates' Ohr ein. »Bevor ich Ihnen das Trommelfell durchsteche, sollen Sie noch etwas hören, und zwar den Laut meiner Stimme, die Ihnen erklärt, warum ich weiß, daß Sie lügen. Sie werden sich daran erinnern, wenn wir an Ihr zweites Ohr und an die Wahrheit kommen. Hören Sie mir zu?«

»Ich höre«, flüsterte Gates. »Was macht es schon aus?«

Er zuckte wild zusammen, als der kalte Stahl an der weichen Haut in seinem Ohr schabte.

41

»Hören Sie, und merken Sie es sich ein für allemal«, schnaufte Weatherburn, beugte sich näher, hielt das Messer stoßbereit. »Unsere *Queen Mary* verläßt den Pier der Cunard-White-Star-Linie bei Morgengrauen. Ich werde alles tun, um zu verhindern, daß Sie und Ihre Leute fünfzehntausend alliierte Soldaten ertränken und das schönste Schiff der Welt zerstören.«

Gates verzog den Mund, und die Brandnarbe auf seiner Wange schien sich in Zornesröte zu verfärben. »Das schönste Schiff der Welt? Verdammt noch mal, das liegt seit achtzehn Monaten auf dem Grund des Hudson, und wir versuchen, es endlich wieder zu neuem Leben zu erwecken. Das zweitschönste Schiff liegt noch als Skizze auf einem Zeichentisch. Ihres ist allerhöchstens das drittschönste... *mein Gott, da könnte es sein...* die elektrische Stromquelle... es ist in der *Normandie*, dort muß es sein...«

»Was ist in der *Normandie*?«

»Das U-Boot, es ist in der *Normandie* versteckt...«

»Tatsächlich? Und wo genau, Mr. Gates?«

»Herrgott, das weiß ich nicht. Die Kerle müssen eine der Abteilungen geöffnet haben. Aber, wie zum Teufel, kamen sie an den Tauchern vorbei? Warten Sie, Abteilung sechzehn hatte ein Leck . . . dort war ein Italiener tätig, ein neuer Taucher. Ich frage mich . . .«

Weatherburn hatte ihm mit dem Handrücken auf die Nase geschlagen. »Warum habe ich wohl den Eindruck, daß Sie nur Zeit gewinnen wollen, Mr. Gates?«

»Sind Sie wahnsinnig? Ich versuche, Ihnen zu sagen, wo es ist. Es braucht viel elektrischen Strom und Druckluft. See-ausrüstung . . . Bei dem Lärm hört man ein U-Boot nicht.«

»Ich glaube Ihnen kein Wort.«

»Überzeugen Sie sich doch wenigstens, beweisen Sie, daß ich lüge, bevor Sie uns alle umbringen . . .«

»Damit ich vielleicht zwei Tage verschwende«, sagte Weatherburn. »Das könnte Ihnen so passen, Mr. Gates. Während wir tagelang in einem gekenterten Achtzigtausend-Tonnen-Schiff herumstöbern, legt die *Queen Mary* bei Morgengrauen ab. Das stinkt, und Sie wissen es.«

»Ich bringe Sie hin, ich helfe Ihnen . . .«

»Ja!« sagte Cordi plötzlich. »Wir rufen die Bergungsarbeiter zu Hilfe.« Sie war zurückgekommen.

»Halten Sie den Mund«, fuhr Weatherburn sie an.

»Aber ich finde, er mag recht haben . . .«

»Ich dachte, Sie seien gegangen, Cordi. Bitte verschwinden Sie. Sofort.«

»Sir, was haben wir zu verlieren?«

Weatherburn führte das Messer in Gates' Ohrein. »Für wie blöde halten Sie uns? Cordi, wie können Sie so blöde sein?«

Gates fühlte den kalten Stahl an seinem Trommelfell, wollte sich wegreißen, aber Weatherburn folgte seinen Bewegungen mit der Messerspitze, folgte ihnen, bis Gates nicht mehr weiterkonnte. Falls er sich jetzt nur um ein paar Millimeter bewegte, würde ihm das Messer das Trommelfell durchstechen.

Ein Licht blitzte auf, und es wurde hell im Keller.

Weatherburn sprang mit seinem Messer zurück. Die anderen, ihres Schattens beraubt, griffen nach ihren Pistolen.

»Keine Bewegung.«

Gates drehte sich dem Klang ihrer Stimme zu.

Sie hockte hinter dem Geländer der obersten Stufe, den Rücken zur Tür, den Revolver nach unten gerichtet. Die Männer tauschten rasche Blicke aus.

»Ich werde es gegen euch nicht riskieren«, sagte Cordi.
»Sonst muß ich schießen. Hände hoch!«

Die Männer, die im Schatten gewesen waren, hoben langsam die Hände, blickten auf Weatherburn, der noch sein Messer hielt und ganz langsam und sachte zurückwich.

»Rührt euch nicht«, ermahnte Cordi sie ruhig. »Bleibt genau da stehen, wo ihr seid.«

»Haben Sie den Verstand verloren, Cordi?«

»Lassen Sie das Messer fallen, Sir. Los. Ziehen Sie Ihre Pistole aus dem Schulterhalfter und legen sie auf den Boden, und dann machen Sie Steven los.«

»Sie werden nicht auf mich schießen«, sagte Weatherburn.

»Ich werde versuchen, auf Ihre Schulter zu zielen, Sir. Aber ich habe dieses Ding seit langem nicht mehr benutzt und kann also nichts garantieren. Lassen Sie das Messer fallen.«

Weatherburn gehorchte.

»Jetzt die Pistole.«

Er zog sie mit zwei Fingern aus dem Halfter und legte sie auf den Zementboden.

»Und die der anderen.«

Weatherburn trat auf die Männer zu und nahm ihnen die Waffen auf die gleiche Weise ab.

»Machen Sie ihn los.«

Weatherburn kniete sich und löste Gates' Fußfesseln. Als er ihm die Handschellen abnahm, sagte er: »Das werdet ihr beide nicht überleben, dafür habt ihr mein Wort. In spätestens einer Stunde habe ich euch geschnappt. Cordi, begreifen Sie denn nicht, daß er Sie umbringen wird, um an sein U-Boot zu kommen? Warum tun Sie das?«

»Weil ich glaube, daß er recht hat. Er kennt die *Normandie*. Er kennt den Hafen. Und er weiß, wo das U-Boot versteckt ist.«

»Sie sind naiv und dumm. Sie wollen es nur glauben, weil Sie eine Schwäche für ihn haben.«

Ihre Augen richteten sich kurz auf Gates, der aufgestanden war und sich die Handgelenke rieb. »Ja, das habe ich. Aber es spielt keine Rolle dabei... er kann die *Mary* retten... und wenn Sie ihm nicht die Chance geben, werde ich es tun.«

»Er wird Sie umbringen, Cordi.«

»Nimm ihre Waffen, Steven. Und das Messer. Schnell.« Tat sie das Richtige? Vielleicht nicht. Aber verdammt noch mal, sie mußte die Chance ergreifen.

Gates nahm die Pistolen und das Messer und brachte sie die Treppe hinauf. Er blickte sie erstaunt und bewundernd an, und sie empfand einen ganz unberufsmäßigen Stolz. Cordi ging rückwärts auf die Tür zu, den Blick auf Weatherburn gerichtet.

»Sie sind ein Ungeheuer, Sir.«

»Natürlich. Um eins zu bekämpfen, muß man eins sein. Arme Cordi. Sie haben sich reinlegen lassen, das weiß ich. Was werden Sie bis zum Kriegsende tun?«

»Und was werden Sie nach dem Krieg tun?« fragte sie, trat aus dem Keller, schlug die Tür zu und verklemmte sie mit einem Radkappenschlüssel, wie er es sie gelehrt hatte.

42

Giuseppe Ponte starrte von seiner Nische im Heckarbeitsraum auf die im Scheinwerferlicht liegende *Queen Mary* und schickte sich langsam an, seine Maske und die Bleigewichte abzunehmen. Die *Seehund* lag tief im öligen Wasser, und das Plätschern schallte an den Wänden der Höhle wie Kettengerassel zurück, als die Otter das Boot an einer Leine an die Taucherplattform zog, damit sie, wenn es Zeit zum Angriff gekommen war, einsteigen konnten. Ponte hatte während der ganzen Nacht kein Wort gesagt, und die Otter ließ ihn in Ruhe. Jeder bereitete sich auf seine Weise zum Kampf vor. Er brachte das Boot in die richtige Lage und zog

die Leine straff. Als er aufblickte, nahm Ponte seine Flossen ab.

»Was machen Sie da?« Die Ausrüstung des Froschmanns lag in einem Haufen auf der Plattform.

Ponte trat auf die Otter zu, bewegte leicht die langen Arme und mächtigen Schultern. Die Otter sah ihn von oben herab an. »Wollen Sie mich vielleicht aufhalten?«

»Ich werde Sie aufhalten«, sagte Ponte. »Wir gewinnen nichts mit der Zerstörung des Schiffs, nichts mit dem Mord an all den Menschen. Es ist vorbei. Für mein Land... für mich... für Sie...«

»Gehen Sie mir aus dem Weg.« Er sprach nur, um Zeit zu gewinnen, um ihn abzulenken. Er hatte Ponte nicht mehr getraut, seit der *Duce* gestürzt worden war.

Ponte sprang in den Griff der Otter, stieß ihm das Knie in den Unterleib. Die Otter krümmte sich zusammen, überrascht von der Schnelligkeit des Angriffs und dem wahnsinnigen Schmerz. Ponte verschränkte seine Riesenpranken und drückte sie der Otter in den Nacken.

Die Otter hatte den Fußhalt nicht verloren. Er wich Pontes Knie aus, das auf sein Gesicht zuschnellte, richtete sich auf und wollte wieder zupacken, aber der Italiener war ihm entschlüpft. Im Lichterschein der *Queen Mary* blitzten seine Zähne in einem tödlichen Grinsen auf.

»Sie sind ungeschickt, mein Freund.«

Cordi und Steven hatten sich für eines der kleinen Vergnügungsboote entschieden, dessen Besitzer sie gegen Aufpreis zum Pier 88 bringen sollte.

»Kann dieses Ding nicht schneller fahren?«

»Meine Kunden sind gewöhnlich nicht in Eile.«

»Wo sollen wir suchen?« fragte Cordi und zog ihn zum Heck zurück, wo der Bootsmann sie nicht mehr hören konnte. »Weatherburn hatte recht. Das Schiff ist riesig. Was können wir von vornherein ausscheiden?«

Er erinnerte sich, wie er vom Tor des verlassenen Bootshauses aus über den Fluß geblickt hatte, wo die Hecks der *Normandie* und der *Mary* sichtbar waren – das eine zum Leben erwachend, das andere den Tod erwartend.

»Das gesamte Schiff ist völlig abgedichtet, um ausgepumpt zu werden. Außer an einer Stelle. Das Heckreich.«

»Das was?«

»Riks Gebiet. Dort sind riesige offene Fenster. Wir haben es ausgeräumt, aber nicht abgedichtet. Dort steht das Wasser mindestens drei Meter hoch, und der Raum ist zwölf Meter breit und zwanzig Meter lang...«

»Rik könnte sogar die Otter sein... Wir haben ihn die ganze Zeit in Verdacht gehabt.«

»Ich halte zwar nicht viel von eurer Verdächtigenliste, aber es ist der einzige offene Teil des Schiffs.«

Ponte kam wieder auf ihn zu, sprang in die Höhe, hielt sich an einem Rohr fest, schwang sich wie ein Zirkusakrobat, stieß der Otter mit voller Wucht den Fuß ins Gesicht, wobei dieser mit dem Kopf zurückschlug und zu Boden stürzte. Ponte ließ sich vom Rohr fallen und trat auf ihn ein.

Die Otter kassierte die Schläge, schlug zurück. Ponte wich seitwärts aus, aber die Otter packte ihn am Fußgelenk, und der Italiener fiel mit einem überraschten Schrei auf den Rücken. Die Otter sprang auf. Ponte wuchtete sich fort von ihm, erhob sich, tänzelte leicht auf einem Bein, denn der andere Fuß war verletzt, und blickte ihn funkelnd an.

Die Otter schnellte auf ihn zu, versuchte den Vorteil zu nutzen, versetzte ihm einen plötzlichen Tritt. Ponte taumelte außer Reichweite, schwang seinen langen Arm. Er hielt ein Stück Stahlkabel in der Hand. Der eng geflochtene Draht streifte das Gesicht der Otter. Es war ihm, als explodiere sein Kopf. Er griff sich an die brennende Wunde. Ponte schwang abermals das Kabel, es zerschmetterte ihm das Ohr.

Die Otter hielt dem rasenden Schmerz stand, trat in den Schwungkreis Pontes und landete einen langen und harten Treffer von der Brust aus. Ponte überschlug sich nach hinten, und Blut schoß aus seiner Nase. Die Otter pirschte sich an ihn heran. Ponte zog das Messer aus seiner Beintasche, ging in Hockstellung, das Messer in der einen, das Kabel in der anderen Hand.

Die Otter griff in den Haufen der Froschmannausrüstung

und holte den *Salmon* hervor. Den Gürtel mit den Bleigewichten in der Hand schwingend, trat er auf ihn zu und richtete sich zu seiner ganzen Größe auf.

»Die Boxkämpfer hierzulande haben einen Ausdruck dafür: Ein guter großer Mann wird immer einen guten kleinen Mann schlagen. Sie sind ein sehr guter kleiner Mann, Kapitän Ponte.«

Ein schwaches graues Licht sammelte sich in den Querstraßen von Manhattan, als das Wrack der *Normandie* in Sicht kam. Aus der Entfernung sah es aus, als habe sie sich während der Nacht höher aufgerichtet, und man hätte sogar glauben können, daß sie – und nicht die *Queen Mary* – sich für die Abfahrt bei Flut bereit machte, aber als das Boot sich näherte, wurde die Illusion zunichte.

Die *Hollandia* ankerte am Rande des Scheinwerferlichts, und schaukelte träge auf den Wellen, die ein halbes Dutzend Patrouillenboote um die *Queen Mary* aufwarfen. Das VSS leuchtete weiß auf ihrem schlanken, niedrigen Dieselschornstein. Ein Leichter und ein Laufsteg verbanden sie mit dem Heck der *Normandie*.

»Rik ist hier«, sagte Gates.

Cordi öffnete ihre Handtasche und entsicherte den Revolver.

»Sei nicht voreilig. Falls er nicht die Otter ist... und ich bin keineswegs davon überzeugt... kann er mir die Leine halten, wenn ich in den Heckraum tauche.«

Cordi behielt die Hand in der Handtasche. Dann sah sie das Heck der *Queen Mary*, das hinter dem Pier ins Wasser hinausragte. »Schau dir all die Leute an.«

Tausende amerikanischer Soldaten waren, wie er wußte, in den engen Kabinen der unteren Decks eingepfercht – zehn Mann in Kabinen für zwei –, aber Tausende mehr standen auf den terrassenförmigen Achterdecks der *Queen Mary* – eine kompakte Menschenmasse, regungslos in einem Augenblick ruhiger Erwartung. Ein langanhaltender, ohrenbetäubender und donnernder Ton erschall aus der Schiffssirene. Alles hielt sich die Hände an die Ohren, und die Luft erzitterte.

»Dort?« Cordi zeigte auf die Reihe der riesigen glaslosen Fenster, die das halbversunkene Heck der *Normandie* umrahmte. »Dort muß es sein«, sagte Gates. Die *Normandie* hatte sich in einem Winkel von siebzig Grad aufgerichtet. Sie bewegte sich leicht, nicht mehr sporadisch und ruckweise, sondern wie mit einem regelmäßigen Herzschlag.

»Setzen Sie uns auf diesem Schlepper ab.«

Der Bootsmann bediente abwechselnd das Steuer und den Motor. »Ich weiß nicht, ob ich an den Patrouillenbooten vorbeikomme, Mister.«

»Wenn Sie es nicht können, will ich mein Geld zurück.«

»Schon gut, schon gut.« Er steuerte auf van Sloughs Schlepper zu, warf nervöse Blicke auf die hinter der *Mary* hin und her huschenden Lichter der Patrouillenboote, auf deren Bugs Männer mit Maschinenpistolen saßen.

»Sie müssen springen... los!«

In seiner Verwirrung stieß er hart an den Schlepper an. Das Kabinenboot rammte ihn mit dem Bug, und man hörte es splittern. Gates packte Cordis Hand und sprang über das Schanzkleid. Das Boot machte kehrt und eilte davon.

»Rik! Rik!... Wo, zum Teufel, ist er nur?« Er suchte überall, Cordi ihm auf den Fersen. Rik war nicht im Steuerhaus, nicht in der Kombüse, nicht in der Schlafkabine und nicht im Motorenraum.

Er sprang auf den Leichter und rannte über den Laufsteg zum Promenadendeck der *Normandie*, die inzwischen viel steiler geworden zu sein schien. Cordi folgte ihm.

»Charlie, bist du es?«

Charlie kam rasch auf sie zu, hielt noch eine Rolle Draht in der Hand. Als er Gates erkannte, rief er aus: »Seid ihr da eben auf Riks Boot gestiegen?«

»Das U-Boot ist irgendwo im achteren Arbeitsdeckraum versteckt. Die Kerle wollen die *Queen Mary* torpedieren.«

»Was?«

»Nun komm schon, hilf mir. Ich muß tauchen.«

»Rege dich nicht auf. Schauen wir uns es zuerst einmal an.«

Sie rannten durch einen Schacht und dann einen Gang hinunter, an zwei Pumparbeitern vorbei, die überrascht aufblickten, als sie eine Frau auf dem Wrack sahen. Gebückt

folgten sie dem niedrigen, zur Seite geneigten Gang bis zum letzten Schott achtern. Gates kletterte darüber und zog Cordi nach sich. Charlie wuchtete sich hinüber und landete neben ihnen auf der Taucherplattform. Das Scheinwerferlicht drang durch die offenen Fenster, beleuchtete das Wasser.

Luftblasen stiegen neben dem dicken isolierten Elektrokabel auf, das von einem Loch im Schott ins Wasser hing.

»Der Strom für die Batterien«, sagte Gates mit ruhiger Stimme. »Es ist hier.«

Sie zogen und zerrten das Kabel aus dem schmutzigen und stinkenden Wasser, aber nach sechs Metern klemmte es. »Zieh fester, Junge.« Sie brachten es weiter herauf. Cordi schrie auf.

Gates und Charlie hockten sich neben sie. Sie hatten einen Mann in einem schwarzen Gummianzug heraufgezogen.

Charlie hievte ihn auf die Plattform und drehte ihn den Tanks zu. Seine Augen traten aus dem Kopf, das elektrische Kabel war fest um seinen Hals gewickelt.

»Der neue Taucher, der mittschiffs arbeitete«, sagte Charlie. »Der Italiener.«

Gates zog sich Jacke, Hemd und Arbeitsstiefel aus und griff nach dem Draht, den Charlie fallen gelassen hatte. Er stellte sich an den Rand der Plattform.

»Was hast du vor, Junge? Der Mann ist tot.«

»Derjenige, der ihn getötet hat, hat das U-Boot. Ich werde ihm das um die Schraube wickeln, bevor er entkommt.«

Er sprang ins Wasser. Drei Meter tiefer stieß er auf etwas Festes auf. Er tastete sich im schwarzen Wasser voran, die Augen fest geschlossen, die Lungen pochend, fuhr mit den Händen über das dicke Oval eines Bugs. Als er zwei große Einbuchtungen fand, die nur Torpedorohre sein konnten, wußte er, daß er endlich das U-Boot der Otter gefunden hatte.

Er versuchte, nach achtern zu kriechen, um an die Schraube zu gelangen, aber er hatte keine Luft mehr. Er schoß zur Oberfläche zurück, schwamm auf die großen Fenster zu, tauchte wieder mit dem Draht, fand das U-Boot und suchte nach der Schraube.

Der glatte Rumpf begann sich zu bewegen, glitt ihm unter den Händen vorbei, gewann an Geschwindigkeit. Gates schlug mit dem Draht aus, versuchte, irgend etwas zu fassen, es irgendwie zu stoppen, aber vergebens. Er hörte das laute Knirschen von Stahl auf Stahl, und dann war es verschwunden, frei im Hafen.

43

Die *Queen Mary* ließ abermals den tiefen und dröhnenden Baß ihrer Sirenen vernehmen. Er echote zwischen den Piers, an den Gebäuden der Zwölften Avenue, donnerte zurück durch die abgedichteten Stahlflanken der *Normandie*, übertönte den Lärm der Bergungspumpen und die Geräusche der im Dunklen kreuzenden Patrouillenboote. In Gates' Ohren war es ein wilder, unheilverheißender Klang – die Wut der kalten See, die in den heißen Kesseln eines sinkenden Schiffes heult. Wieder und wieder ertönte das Dröhnen – die drei Signale vor der Abfahrt.

»Der Schlepper!«

Er stürmte aus dem Heckraum, gefolgt von Charlie und Cordi. Auf dem Laufsteg beobachteten die Bergungsarbeiter, wie die drei Schornsteine der *Mary* sich langsam hinter dem Pier 90 bewegten. Innerhalb des Lichtkreises kämpften die Schlepper mit aller Kraft, um die *Mary* in den Fluß zu ziehen.

Gates rannte bis zum Ende des Laufstegs und dann die Gangway zum Leichter hinunter, an den die *Hollandia* angetäut war. Er löste die Bugleine und warf sie auf den Schlepper. Er ging auf die Heckleine zu, als Cordi und Charlie ihn einholten.

»Was, zum Teufel, treibst du da?«

»Er muß ein Sehrohr zeigen, um schießen zu können. Ich werde ihn rammen...«

»Mach keinen Blödsinn. Überlaß das der Navy.«

Gates blickte auf die *Mary*, die sich von ihrem Pier entfernte. »Bis ich die überzeugt habe, liegt die *Mary* auf dem Meeresgrund.«

»Die Patrouillenboote werden ihn stoppen.«

»Hier nicht. Sie suchen am falschen Ort.«

Er löste die Heckleine der *Hollandia* und warf sie aufs Deck. Die Flußströmung hielt sie dicht am Leichter. Er stieg auf das Heck und sah Weatherburn und zwei schwere Kerle in Regenmänteln über den Laufsteg kommen. Sie sahen ihn und begannen zu rennen.

»Charlie, halte sie auf...«

»Wer sind sie?«

»Englischer Geheimdienst... verrückte Burschen...«, rief Gates und stieg die Leiter zum Steuerhaus hinauf.

»Englisch?«

Cordi nahm ihre Pistole heraus. Sie blickte zu Gates, der sich an den Steuerhebeln der *Hollandia* zu schaffen machte, dann zum Laufsteg. Weatherburn war sechs Meter vor der Gangway zum Leichter. »Charlie, nehmen Sie sich in acht. Die Leute sind knallhart.«

Charlie Collins lächelte, als er sah, wie sie mit sich kämpfte. »Stecken Sie das Ding ruhig wieder weg... es wird mir ein Vergnügen sein, die Leute kennenzulernen...«

Mit einem lauten Zischen ließ der Preßluftstarter den Dieselmotor der *Hollandia* anspringen. Charlie eilte über den Leichter und stieg die Gangway zum Laufsteg empor. Cordi sprang auf den Schlepper. Weatherburn zog einen Revolver aus seinem Mantel. Charlie schlug ihn ihm aus der Hand und landete einen linken Haken, der Weatherburn ins Wasser schleuderte. Die anderen stürzten sich sofort auf ihn, bearbeiteten ihn mit Fußtritten und Faustschlägen, die ihn bis an den Rand der Gangway zurücktrieben.

Gates schaltete den Gang ein, und als der Schlepper am Leichter vorbeitrieb, gab er dem großen Steuerrad eine scharfe Wendung und fuhr flußabwärts.

»Wo willst du hin?« rief Cordi ihm zu.

Die *Queen Mary* bewegte sich weiterhin achteraus dem Fluß zu, aber Gates hielt seinen Kurs ein, und die *Hollandia* verschwand im Nebel.

»Achtung!« Der Befehl hallte aus den Lautsprechern bis in alle Ecken der *Queen Mary*, als das Schiff seine Wendung vollendete und langsam flußabwärts zu gleiten begann. »Alle Mann... Stillgestanden!«

Die fünfzehntausend auf diesen Augenblick vorbereiteten Soldaten standen in Reih und Glied an ihren Plätzen. Man hatte ihnen gesagt, das Schiff sei so schwer beladen, daß der kleine Abstand zwischen dem Schiffskiel und den T-Rohren des Lincoln-Tunnels gefährlich werden könnte, wenn die Menschenmassen an Bord sich zu sehr bewegten und das Schiff zum Krängen brachten. Sie glitten langsam flußabwärts, und in den Decks, Kabinen und Gemeinschaftsräumen herrschte absolute Stille.

»Rührt euch!«

Die fünfzehntausend Mann redeten alle auf einmal.

Nur wenige waren je auf See gewesen.

Viele kannten den Ozean nur aus Filmen.

Man nahm allgemein an, daß die *Queen Mary* ein amerikanisches Schiff sei, schon allein ihrer Größe wegen. Niemand wußte sich genau zu erklären, warum sie eine englische Crew hatte, aber die nächstliegende Vermutung war die, daß die Briten ihre Seeleute zur Verfügung stellten, weil man ihnen dafür die amerikanischen GIs schickte, die sie brauchten, um die Nazis zu schlagen.

Die den Transporter umdröhnenden Flugzeuge bedeuteten kaum mehr als einen Abschiedsgruß, denn es war so dunkel und neblig, daß man nicht einmal die berühmten Wolkenkratzer von Manhattan sah.

Gates ließ den Schlepper auf Höchstgeschwindigkeit laufen. Als er in die untere Bucht gelangte, blockierte er das Steuer und faltete eine Seekarte auf.

»Er hat es bestimmt auf Maximalschaden abgesehen – auf das Ertrinken aller und die Blockierung des Hafens.«

»Aber warum bist du an der Enge vorbeigefahren?« fragte Cordi.

»Der Kanal ist hier noch viel enger.« Er zeigte ihr den Ambrose Channel auf der Karte und ihre jetzige Lage fünf Meilen südlich der Enge von Verrazano. »Dort, zwischen

dem Ostufer und den Sandbänken von Romer ist das Fahrwasser nur zweihundert Meter breit. Wenn er die *Mary* hier versenkt, blockiert sie den Hafen von New York wie der Korken eine Flasche.«

Ein anderer Schlepper kam aus dem dunklen Nebel hervor, und Gates zog an der Signalschnur. Die *Hollandia* heulte, der andere Dampfer tutete zurück, verschwand wieder hinter ihnen und ließ die *Hollandia* allein.

»Westlich von hier ist es so flach, daß man stellenweise im Wasser stehen kann«, sagte Gates. »Er braucht mindestens eine Tiefe von drei Metern, wie wir. Wir werden also nach Westen ausschauen.«

»Verläßt du dich nicht zu sehr auf Vermutungen?«

»Keine Vermutungen. Die Brandstiftung auf der *Normandie* hat er sehr raffiniert ausgetüftelt. Auf die bestmögliche Art. Und hier ist der bestmögliche Ort, um die *Queen Mary* zu torpedieren.«

Er drehte das Steuerrad der *Hollandia* und steuerte aus dem Fahrwasser auf die Sandbänke von Romer zu. Cordi nahm das Fernglas und trat auf das schmale Deck vor dem Steuerhaus, und Gates öffnete die Fenster, um besser zu sehen und mit Cordi sprechen zu können.

Sie fuhren zweimal durch und wieder zurück, schoben sich durch dichte Nebelschwaden, wo nichts zu sehen war, und durch klarere Stellen, wo nur leichte Dunststreifen über das Wasser zogen. Cordi setzte das Fernglas ab, um sich auszuruhen. Plötzlich erstarrte sie, rieb sich dann die Augen, schaute wieder aus.

»Steven!«

Gates steuerte in die Richtung, in die Cordi zeigte. Er hatte richtig geraten – dort, weniger als hundert Meter vor ihnen, ragte der schwarze Stumpf eines Sehrohrs aus dem Wasser. Gates glaubte zuerst, es bewege sich, weil es eine V-förmige Spur nach sich zog, aber dann sah er, daß der scheinbare Sog von der Flutströmung hervorgerufen wurde, die sich inzwischen gewendet hatte und aus dem Hafen kam. Das U-Boot der Otter lag in Wirklichkeit ganz still, lauerte dicht unter der Oberfläche, während die Otter den Ambrose Channel beobachtete, um im gegebenen Augenblick seine Torpedos durch das Sehrohrvisier zielend abzufeuern.

Gates fiel plötzlich einer der ältesten Seeschlachtbefehle ein, ein Befehl, den zu hören oder zu erteilen er nie erwartet hatte: *Alles klar zum Rammen*. Er stellte auf Vollgas und rief Cordi zu: »Festhalten, wir werden ihn rammen.«

Die Schraube der *Hollandia* wühlte sich tief ein, und das Wasser schäumte an ihrem Bug auf.

Die Otter stellte das Sehrohr auf die fünf Meilen hinter ihm liegende Enge von Verrazano ein. Er fühlte sich und seinen *Seehund* sicher geborgen in den seichten Gewässern von Romer, aber seine Ruhe verflog, und sein Herz begann zu pochen, als ein dunkler Schatten aus dem Nebel kam. Er blickte angespannt durch das Periskop. Der Rauch der *Queen Mary*. Das mußte es sein. Wenn sie in dieser Geschwindigkeit weiterfuhr, wäre sie in fünfzehn Minuten in Torpedoreichweite... Er war so in den ersten Anblick des Liners vertieft, daß er die leichten Vibrationen auf dem Rumpf der *Seehund* nicht bemerkte. Das Wasser rauschte bereits sehr laut, als ihm plötzlich klar wurde, was er da hörte. War es hinter ihm?

Er drehte das Sehrohr herum und blickte zurück.

Der hohe Bug eines Hafenschleppers schoß mit Voll- dampf aus dem Nebel auf ihn zu. Der Steuermann konnte bestimmt nicht wissen, daß der getauchte *Seehund* ihm im Weg lag, und bei dem Wellengang hatte er wahrscheinlich das Sehrohr nicht gesehen. Auf dreißig Meter Entfernung wirkte der Schlepper mit seinen traditionellen dicken Mani- lafendern riesig, aber die Otter tastete bereits nach dem Motorhebel, kurz bevor er mit Schrecken den Auspuff- schornstein des Dieselelektromotors und das niedrige Steu- erhaus seiner eigenen *Hollandia* erkannte.

Im ersten Augenblick fand er keine Erklärung. Aber dann sah er sie... Cordi Grey auf dem Steuerhausdeck, das tizianrote Haar im Winde flatternd, und Gates mit einer verdammt grimmigen Miene, beide Hände auf dem Steuer- rad. Wie war es der Engländerin gelungen, Gates vor Wea- therburn zu retten? Eins war sicher: Sie steuerten nicht zufällig auf ihn zu. Sie hatten sein Sehrohr gesehen – und sie waren darauf aus, ihn zu vernichten.

Der erste Impuls der Otter war, einen Torpedo abzuschießen – den Reservetorpedo im Heck. Aber sie waren zu nah, so nahe, daß die Explosion der vierhundert Kilo Dynamit die *Seehund* gleichzeitig mit dem Schlepper zerstören würde.

Er schaltete den Motor ein. Die *Seehund* glitt gehorsam in Bewegung. Er hörte das Stampfen der Schlepperschraube, das immer näher kam. Über den Sandbänken war es zum Tauchen nicht tief genug, und er wußte, daß er nicht so geschickt und rasch wie Ponte manövrieren konnte. Es blieb ihm nur die Flucht. Er stellte auf Vollgas ein – aber zu spät. Die *Seehund* sprang nach vorn, zuerst aus eigener Kraft, und dann, fast unmittelbar darauf, durch den gewaltigen Anprall des attackierenden Schleppers.

Gates steuerte auf das Sehrohr zu, aber der Schlepper schlug zuerst auf den Rumpf des U-Boots auf . . . im Augenblick der Kollision erhaschte er einen Blick auf den verschwommenen dunklen Schatten unter den Wellen.

»Wir haben ihn!«

Aber das Sehrohr machte einen Sprung nach vorn, tauchte unter und verschwand spurlos. Gates nahm den Gashebel zurück, war wie vom Donner gerührt.

»Was ist passiert?« Sie blickten hinunter, aber im welligen Wasser war nichts zu sehen.

Gates wußte, daß er das U-Boot mit seinem Bug gerammt hatte, aber das war auch alles . . . der elastische Manilahanf der Fender, die für die Arbeit eines Schleppers notwendig sind, hatte den Anprall gedämpft.

»Die Fender sind zu weich, wir haben ihn nur gestreift . . .«

»Verdammt, jetzt ist er weg«, sagte Cordi. »Und er weiß, daß wir hier sind.«

»Er kann nicht weit sein, und er muß wieder auftauchen, um zu schießen.«

Gates suchte das Wasser ab, jeden kleinen Fleck über die ganze untere Bucht. Im Süden blinkten die Lichter der Patrouillenboote an den U-Boot-Sperren vor der Hafeneinfahrt. Im Osten hoben sich im Ambrose Channel die dunk-

len Umrisse einiger Schiffe in der Nähe der Sperren ab, im Westen lagen die Sandbänke, und im Norden wurden der Rauch und die Schornsteine der *Queen Mary* im ersten Morgenlicht sichtbar.

Kein Schaden, stellte die Otter fest . . . abgesehen von einer geringfügigen Schwergängigkeit in den Tiefenrudern, lief die *Seehund* ausgezeichnet. Er hatte sich genügend weit von dem Punkt entfernt, wo Gates ihn zu rammen versucht hatte, und er hörte sogar den Schlepper nicht mehr.

Immerhin öffnete er die Klappe des Heckrohrs, falls Gates Glück haben sollte, ihn entdeckte und es noch einmal versuchte. Er fuhr das Sehrohr aus, um nach der *Queen Mary* auszuschaun. Der dunkle Fleck, den er in der Enge gesehen hatte, war näher, der Rauch und die Schornsteine hoben sich viel deutlicher ab, und auch die Andeutung des gewaltigen Rumpfes. In wenigen Minuten sollte er in der Lage sein, den ersten Torpedo zu schießen.

Gates steuerte auf den Ambrose Channel zu.

»Wo willst du hin?«

»In tieferes Wasser. Er wird tiefer tauchen, um von uns wegzukommen.«

»Nein. Er ist ein Jäger, und er bereitet bestimmt seinen Torpedoschuß vor. Von der Seite, wie er es geplant hat. Von den Sandbänken aus.«

»Aber er muß uns doch entkommen«, entgegnete Gates. »Er ist bestimmt auf der Flucht . . .«

»Er ist ein Jäger, Steven. Ich weiß, was ein Jäger ist.«

Gates versuchte, seinen Atem zu beherrschen. Er blickte Cordi an. Ihre Lippen waren zusammengepreßt. Auch sie war ein Jäger. Er hatte all seine Hoffnungen auf das Rammen des U-Boots gesetzt. Daß es überlebt hatte, traf ihn im Augenblick wie ein Schlag. Aber Cordi stellte sich jetzt erst richtig auf den Kampf ein.

Er steuerte auf die Sandbänke zurück, wie sie es ihm gesagt hatte, und fast gleich darauf sichteten sie das Sehrohr der Otter.

Die Otter hörte Gates nicht, aber er drehte sein Sehrohr von der noch undeutlichen Form des sich nähernden großen Schiffes fort und suchte die Gewässer hinter der *Seehund* ab, um ganz sicher zu sein. Und da sah er die *Hollandia* wieder geradewegs auf sich zukommen. Gates und Cordi hatten sein Sehrohr gesehen, aber ihre Hoffnung, ihm den Abschuß zu verderben, hatte sie getrogen. Diesmal blieb ihm mehr als genug Raum, um einen Torpedo abzuschießen, und diesen einen Torpedo opferte er gern, weil seine beiden Bugtorpedos – oder auch nur einer von ihnen – ausreichten, um den mit Truppen beladenen Liner zu versenken.

Er wendete, bis das Heck der *Seehund* in der Richtung des Schleppers lag, und mit der Gewißheit, es ganz richtig zu machen, berechnete er den Winkel durch das Sehrohr, stellte den Torpedo auf diesen Kurs ein – und feuerte.

Cordi folgte dem Sehrohr mit dem Fernglas und sah, wie es eine plötzliche Halbkreiswendung machte. »Er manövriert... er hat gewendet... ich glaube, er sieht uns...«

»Diesmal werde ich ihn von der Seite rammen«, rief Gates ihr zu. »Ich will versuchen, ihn an seiner vollen Breitseite zu treffen.«

Um besser zu sehen, kletterte Cordi auf das Dach des Steuerhauses. Der Schlepper schaukelte im stoßweisen Wellengang, während sie da oben stand und sich am Halter der Feuerlöschkanone festhielt, den Rik van Slough auf dem Dach installiert hatte.

Von diesem höheren Blickpunkt aus konnte Cordi die Spur des Torpedos sehen, als er sich in der Nähe des Sehrohrs löste und dann in einer geraden weißschäumenden Bahn direkt auf sie zukam.

Im Steuerhaus unter ihr beobachtete Gates das Sehrohr. Hinter dem schwarzen Stumpf traten die Umrisse der *Queen Mary* und ihrer Schornsteine und Deckaufbauten immer deutlicher hervor, während die ersten Strahlen der Sonne durch den sich auflösenden Nebel drangen.

»Torpedo!« Cordis lauter Ruf war wie eine Explosion in seinem Ohr.

Einen Augenblick später sah Gates ihn auch – unglaub-

lich schnell, dicht unter der Oberfläche, todesverheißend. Kaum eine Sekunde schien vergangen zu sein, als er so nahe war, daß Gates den Torpedo selbst zu sehen vermochte; ein langer schwarzer Zylinder, dicker als ein Telegrafmast, leicht die Oberfläche streifend, mit einer Geschwindigkeit von dreißig Knoten...

Das U-Boot war kleiner als der Schlepper. Der Ingenieur in Gates stellte automatisch fest, daß er und Cordi bereits so gut wie tot waren, falls der Torpedo der Otter einen akustischen oder magnetischen Zünder hatte. Falls es ein Aufschlagzünder war, blieben ihnen noch fünf Sekunden.

Ein noch rascherer Reflex hatte ihn veranlaßt, auf Cordis Warnung hin das Steuer des Schleppers herumzureißen. Die *Hollandia* wendete ihre lange Flanke dem Torpedo zu, setzte sich in zunehmende Gefahr, während sie abdrehte. Der Schlepper holte hart über. Cordi klammerte sich an der Feuerlöschkanone fest und blickte wie hypnotisiert auf die weiße schnurgerade Blasenbahn, die nie vom Kurs abwich und wie ein mörderischer Finger auf sie zeigte.

Die *Hollandia* vollendete ihre Drehung und wich langsam – zu langsam, wie es schien – dem rasenden schwarzen Zylinder aus. Um Haaresbreite schoß der Torpedo durch das Kielwasser an der *Hollandia* vorbei und verschwand in Richtung Sandy Hook.

Gates atmete auf. Gefechtstorpedo mit Aufschlagzünder. Cordi kletterte vom Dach herunter und stürzte ins Steuerhaus. »Schau!«

Das lange schmale Heck des U-Boots tauchte zweihundert Meter von ihnen entfernt aus dem Wasser auf. Es schien in einem steilen Winkel festzusitzen, schaukelte und tanzte wie eine Boje und ließ seine beiden Ruder und die geschützte Propellerschraube sehen.

»Los, Steven. Hol ihn dir!«

Die Otter stürzte mit dem Gesicht auf das Steuer der hart reagierenden *Seehund*. Fluchend stellte er fest, daß er wieder einmal Pontes Anweisungen vergessen hatte, und riß an den Steuerhebeln der Ballasttanks. Er hatte nicht daran gedacht, die plötzlich zunehmende Auftriebskraft nach dem

Abschießen des Torpedos auszugleichen. Der Bug fühlte sich an, als stecke er im Sand, und wahrscheinlich ragte das Heck wer weiß wie hoch aus dem Wasser heraus. Blut schoß ihm aus der Nase, und seine Augen trännten... das Armaturenbrett war nur noch ein verschwommener Wirrwarr von blanken Hebeln und grünen Kontrolllichtern.

Er hörte das Stampfen des Schleppers hinter sich.

Nach einigem Tasten fand er endlich den richtigen Hebel und füllte die vorderen Ballast- und Trimm tanks. Mit einer Langsamkeit, die ihn wahnsinnig machte, gewann die *Seehund* ihr Gleichgewicht wieder und hielt sich unter dem Wasser. Gates mußte jetzt ganz in der Nähe sein. Das Stampfen des Schleppers wurde immer lauter, war fast über ihm. Er stellte die Tiefenruder ein und beschleunigte den Motor, um von dem kreischenden Dynamogeheul des Schleppers und dem schnellen Stampfen seiner großen Schraube wegzukommen.

Die *Seehund* tauchte rasch mit dem auf Höchsttoure laufenden Motor, aber bei den Sandbänken war das Wasser nicht tief genug. Das Boot stieß auf den Grund auf, sprang voran, schlug immer wieder auf, und das mit solcher Wucht, daß die Bugtorpedos zu explodieren drohten. Und dann, als die Otter Ballast ausblies, schnellte es in die Höhe, der Oberfläche zu. Es war außer Kontrolle geraten.

Das Heck des U-Boots glitt unter die Wellen, Sekunden bevor Gates es erreichte, aber einen Augenblick später tauchte das Sehrohr wieder vor ihm auf. Die *Hollandia* rammte es. Diesmal steuerte Gates unmittelbar vor der Kollision in eine scharfe Wendung.

Dank dieses Manövers stieß der Schlepper mit der Flanke in das getauchte U-Boot. Der Stahlkiel der *Hollandia* schlug mit einem hohlen Krach der Länge nach auf das U-Boot, und dann hörte man kreischende Metallgeräusche, als sie sich wieder voneinander lösten.

Das U-Boot blies Luft und Schaum hoch wie ein Walfisch, und sein dunkler Schatten verschwand in den Wellen.

Die *Hollandia* taumelte noch von dem Anprall. Ein Kreis von Blasen in einem Strudel zeigte die Stelle an, wo sie das

U-Boot getroffen hatten, aber es war verschwunden. Gates sah keine Wrackteile, eigentlich überhaupt nichts, außer der *Queen Mary*, die jetzt in die untere Bucht gelangt war, in weitem Abstand von ihrem Hafengeleit, während sie mit erhöhter Geschwindigkeit in die Reichweite der Torpedos der Otter fuhr.

Die *Seehund* lag blind auf dem Grund der Bucht, während die Otter den Schaden feststellte. Er war blutig und zerschunden, hatte starke Schmerzen und eine solche Mühe, den linken Arm zu bewegen, daß er auf einen Knochenbruch schloß. Aus drei Lecks, die er sehen konnte, tropfte Wasser in sein Cockpit. Wo das fünfzehn Meter lange Boot sonst noch beschädigt war, konnte er nur erraten. Jedenfalls gingen die Kontrollichter der Torpedoauslöser nicht mehr an.

Die Tiefenruder an der Seite, die Gates gerammt hatte, schienen verklemmt zu sein und ließen sich kaum noch bewegen. Die vordere Torpedorohrklappe auf dieser Seite war ebenfalls verklemmt. Zum Glück hatte er noch die andere, aber die nützte ihm nicht mehr viel, denn der schlimmste Schaden war der am Sehrohr.

Er hatte bereits probiert, es wieder auszufahren, aber es bewegte sich nicht. Das Okular zeigte nichts, und in die Abdichtungen war Wasser eingedrungen. Beim Zusammenprall war das Sehrohr aufgerichtet gewesen, und jetzt war es bestimmt ausgefallen. Unter Wasser war die *Seehund* nun blind.

Die Otter nahm durch die dünnhäutige *Seehund* allmählich die Vibrationen der vier Schrauben der *Queen Mary* wahr. Sie mußte in einem Umkreis von drei Meilen sein. Er schaltete den Motor an. Das Boot erhob sich langsam aus dem Sand. Das gab ihm Hoffnung.

Konnte er noch angreifen? Falls ja, nur noch über Wasser, wie ein Torpedoboot. Aber wie ein sehr langsames Torpedoboot, das zu sehr beschädigt war, um sich rasch manövrieren zu lassen. Ein Überwasserangriff bedeutete die Aufgabe aller Vorteile eines U-Boots. Die Gefahr, vor dem Auslösen des Torpedos entdeckt zu werden, war

enorm, besonders mit Gates auf der *Hollandia*, der ihn ständig an der Erfüllung seiner Aufgabe hinderte. Aber er hatte keine andere Wahl.

»Er ist aufgetaucht«, rief Cordi plötzlich aus und zeigte über die Sandbänke hinweg. Gates war überrascht, nicht das Sehrohr, sondern das ganze U-Boot auf der Wasseroberfläche dümpeln zu sehen – kaum eine halbe Meile entfernt, direkt dem Ambrose Channel zugewandt.

Gates schwang das Steuer herum und steuerte auf das U-Boot zu. Es war niedrig und flach, etwa fünfzehn Meter lang, etwas kleiner als die *Hollandia*, aber sein Anblick wirkte erschreckend unheimlich; sein mörderischer Zweck war unverkennbar.

Der Kommandoturm erinnerte Gates an den mittleren Geschützturm der *Monitor* aus der Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges, aber als die *Hollandia* näher kam, stellte er fest, daß es weder ein Kommando- noch ein Geschützturm war, sondern ein geöffnetes Cockpitluk, aus dem ein Mann angespannt das Fahrwasser beobachtete.

Die Otter.

Cordi reichte ihm das Fernglas.

Der Mann hockte im offenen Cockpit, man sah nur den Kopf, die Schultern und die Arme, und er manipulierte an einem tragbaren Instrument herum, das er auf die *Queen Mary* richtete.

»Er peilt sie an.«

»Wir müssen ihm das Sehrohr zertrümmert haben. Deshalb ist er an der Wasseroberfläche.«

Cordi zog ihre Pistole aus der Handtasche.

»Wenn er eine Peilung hat, ist es zu spät«, sagte Gates. »Er ist in Schußweite und kann jederzeit Torpedos abfeuern, ehe wir bei ihm sind.«

Das Profil der *Queen Mary* hob sich jetzt deutlich im Morgenlicht über dem Ambrose Channel ab.

Die Otter berechnete den Peilwinkel der *Queen Mary* von seiner Position aus. Er schätzte ihre Geschwindigkeit auf

zwanzig Knoten und die Entfernung auf zwei Meilen. Er stellte den Kurs des Torpedos auf einen Punkt ziemlich weit vor dem augenblicklichen Standort des Schiffes ein, wie man es tut, wenn man auf fliegende Vögel schießt.

Gates brachte die *Hollandia* in eine scharfe Wendung und griff abermals an, aber diesmal zu spät. Die Otter hörte ein fernes Knallen – Pistolenschüsse –, doch Cordi Grey, die auf ihn schoß, war noch weit außer Schußweite.

Er griff in die *Seehund* hinunter, füllte die Ballasttanks auf, um den Rückprall beim Abschuß des Torpedos auszugleichen, und machte sich bereit. Eine Welle brach über das lange Deck, klatschte ihm kaltes klares Wasser ins Gesicht. Er schmeckte das Salz auf den Lippen und fühlte ein Brennen in den Gesichtswunden, wo Ponte ihn verletzt hatte.

Die *Queen Mary* dampfte in Schußweite. Jetzt hatte er sie.

Die Otter warf einen Blick auf den Schlepper zurück. Er sah Gates' schlanke Gestalt hinter dem Steuerrad und Cordi neben ihm, immer noch und wieder aus ihrer Pistole feuernd. Die Otter winkte ihnen einen spöttischen Gruß zu und drückte auf den Torpedoauslöser.

Nichts geschah, kein Zischen, keine plötzliche Erschütterung. Er versuchte es noch einmal, stieß den Hebel herauf und herunter, herauf und herunter. Der Torpedoschuß fiel nicht. Dieser Gates! Gates hatte doch mehr Schaden angerichtet, als er gedacht hatte, und die *Seehund* konnte nicht einmal mehr einen Torpedo abfeuern. Das grüne Licht, das nicht aufleuchten wollte, hatte nicht gelogen. Steven Gates hatte die *Seehund* außer Gefecht gesetzt, seinen Angriff vereitelt.

Alles, was er sah, verfärbte sich in ein verschwommenes Rot – die *Queen Mary*, die von Wellen gepeitschte Bucht, die sich nähernde *Hollandia*, Gates und Cordi Grey. Er würde warten, bis sie nahe genug waren. Er würde so tun, als wolle er sich ergeben, und dann würde er sie mit seinen bloßen Händen umbringen. Er würde an Bord des Schleppers springen und sie umbringen...

Ich habe dich nicht nach New York geschickt, um Gates

umzubringen, sagte Onkel Willy. Gates wollte nur die *Queen Mary* retten. Es bedeutete ihm und dieser lächerlichen Cordi mehr als ihr Leben, denn sonst wären sie nicht hier draußen und kämpften gegen Onkel Willys Otter an.

Na schön. Es gab nämlich noch ein anderes Mittel, die *Queen Mary* zu versenken ... ein einfaches, narrensicheres Mittel, eine persönliche Leistung. Natürlich würde er dann das Rendezvous mit dem U-Boot verpassen, aber unverrichteterdinge zu Onkel Willy zurückzukehren, das wäre ein viel schlimmerer Tod, der Tod des Geistes und ein Verrat an dem Mann, der ihm das Leben geschenkt hatte, der ihm sein Leben geschaffen hatte.

Er duckte sich in die *Seehund*, zog das Luk zu und tauchte in das Wasser, das laut von den Geräuschen der immer näher kommenden *Queen Mary* und den Schrauben des dort oben vergeblich herumkreuzenden Schleppers vibrierte.

»Wo ist er?«

Gates schlug verzweifelt mit den Fäusten auf das Steuerrad der *Hollandia*, als er das Gebiet umkreiste, wo das U-Boot getaucht war. Dort, wo es von der Oberfläche aus auf die *Queen Mary* gezielt hatte, schäumten nur Wellen.

Cordi spähte auf das Wasser zwischen dem Punkt, wo das U-Boot getaucht war, und der mit Volldampf fahrenden *Queen Mary*. Sie sah keine Spur eines Torpedos, nichts, was jener weißen Blasenbahn glich, die die Otter auf sie gerichtet hatte. »Kein Torpedo in Sicht.«

»Vielleicht haben wir ihn verschreckt, bevor er feuern konnte«, sagte Gates.

»Das möchte ich bezweifeln.«

»Dann haben wir ihn so schlimm zugerichtet, daß er nicht feuern kann. Wahrscheinlich schwimmt das Ding kaum noch.« Er schaute von den Sandbänken weg und auf das Fahrwasser zu, wo die *Queen Mary* immer näher kam.

»Steven, schau!«

Das U-Boot der Otter war mitten im Ambrose Channel aufgetaucht. Cordi fand es mit dem Fernglas: es bewegte sich zwar etwas schwerfällig, aber wenn die Wellen das Heck aufrichteten, sah sie, daß die Schraube sich drehte.

Das Luk des U-Bootes ging auf, die Otter streckte Kopf, Arme und Schultern heraus und kniete nieder wie beim ersten Auftauchen. Er blickte sich über die Schulter nach dem Schlepper um, und bevor er sich wieder der *Queen Mary* zuwandte, hatte Cordi deutlich sein Gesicht erkannt.

»Van Slough. Es ist Rik!«

Gates konnte es nicht fassen. Er hatte Cordis Verdächtigungen in bezug auf van Slough der gleichen paranoiden Denkweise der Engländer zugeschrieben, die auch aus ihm einen Verdächtigen gemacht hatte. »Wir haben ein ganzes Jahr miteinander gearbeitet... er hätte mich jederzeit umbringen können... warum hat er es nicht getan?« Gates drehte das Steuerrad und folgte Rik.

Gates sah die *Queen Mary* näherkommen. Weniger als zwei Meilen trennten den schnellen Truppentransporter vom U-Boot der Otter. Und sie waren auf Kollisionskurs. Keine Peilung. Die Otter hatte bisher noch keinen Torpedo abgeschossen, weil der Schlepper wahrscheinlich das U-Boot zu sehr beschädigt hatte. Die Otter ... Rik ... hatte Torpedos mit Aufschlagzündern. Plante er einen Selbstmordangriff?

»O nein, du verdammter Scheißkerl...«

»Was tut er?«

»Er kann nicht feuern, und er versucht, die *Queen Mary* mit seinen verdammten Torpedos zu rammen.«

»Aber dann wird er mit dem Schiff in die Luft gehen...«

»Nur wenn ich ihn nicht vorher erwische.« Gates ging auf »Äußerste Fahrt«.

Die Otter kniete im Cockpit der *Seehund* und hielt den Kopf dicht über den auf seinem zerbeulten Deck zusammenschlagenden Wellen. Er sah die riesenhafte *Queen Mary* vor sich. Mit jeder Sekunde wurde sie größer. Hoch über ihrem Bug waren die dunklen Fenster der Kommandobrücke – schwarze Vierecke, die sich aus der grauen Masse abhoben. Er bezweifelte, daß die Offiziere ihn von dort oben sehen konnten, denn obgleich es inzwischen heller geworden war, gaben die Nebelfetzen der *Seehund* immer noch Deckung. Aber selbst wenn sie ihn sahen, fuhr das Schiff zu schnell, um noch wenden zu können und sich seinem Angriff zu entziehen.

Tief in seinem Inneren meldete sich eine schwache Stimme der Angst... könnte er nicht irgendwie die *Seehund* versenken, sich nach New York zurückstehlen und wieder der gute, alte und beliebte Rik van Slough sein? Die Antwort kam sofort ... Rik van Slough existierte nicht ohne die Otter.

Einmal blickte er sich um. Gates hatte die *Seehund* wieder ausgemacht und kam ihm nach. Soll er nur kommen... der Schlepper war viel zu weit weg, um die Otter hindern zu können, mit seinen Torpedos die *Queen Mary* zu versenken.

»Steven, was hast du vor?«

Gates steuerte den Schlepper auf das U-Boot zu. »Er wird sich und das Schiff mit seinen Torpedos versenken. Aufschlagzünder. Die Torpedos explodieren, wenn die *Mary* mit dem U-Boot zusammenstößt – wir müssen das U-Boot abdrängen.«

»Können wir das?«

»Wir haben die Kraft, falls wir es einholen und ihn ordentlich mit dem Bug rammen können. Ich muß es versuchen.«

Cordi blickte zur *Queen Mary* auf. Sie war so nahe, daß man ganz deutlich den Bug mit den beiden an den Seiten aufspritzenden Bugwellen erkannte. »Steven, das schaffen wir nicht mehr.«

»Ich muß es versuchen, sonst versenkt er sie.«

»Warum dreht sie nicht ab?«

»Sie kann ihn nicht sehen, und sie hätte sowieso nicht genug Raum dazu.«

Die Otter blickte über seine Schulter.

Das U-Boot beschleunigte sein Tempo, nahm jetzt Kurs in einem Winkel, aus dem es dem großen Schiff den Weg abschnitt.

Gates wendete ihm nach. Cordi zog einen neuen Ladestreifen aus der Manteltasche und schob ihn in ihre Pistole. Sie sahen Rik – die Otter – ganz deutlich vor sich, über das Steuer gebückt, bereit zum selbstmörderischen Angriff, aber er war immer noch außer Schußweite, und sie feuerte dreimal vergebens.

Der Schlepper war schneller als das beschädigte U-Boot.

Die Entfernung verringerte sich, aber selbst auf sechzig Meter waren Riks Kopf und Schultern eine unerreichbare Zielscheibe für eine kleine Handfeuerwaffe auf einem schlingernden Boot. Cordi verfehlte ihn abermals.

Plötzlich glaubte Gates zu wissen, wie er die Otter vernichten konnte...

»Greif nach dem Kurbelrad oben an der Decke, Cordi. Es dient zur Zieleinstellung der Feuerlöschkanone.« Die *Queen Mary* ragte so dicht über ihnen, daß sie den Eindruck hatten, auf einem Pier zu stehen.

Gates steuerte mit der einen Hand, lehnte sich vor und warf einen Hebel zurück, der die Feuerlöschpumpe der *Hollandia* mit ihrem Druck von zehntausend Liter pro Minute in Gang setzte. Ein gewaltiger Wasserstrahl schoß über den Bug und landete dreißig Meter weiter auf den Wellen.

Gates berührte die weiße Narbe auf seiner Wange. Ein solcher Strahl hatte ihn fünf Meter über das Deck der brennenden *Normandie* an eine heiße Wand geschleudert. Mit der Kraft einer Kanonenkugel.

Cordi streckte die Hand nach dem Rad an der Decke aus. Das Mundstück auf dem Dach drehte sich wirr in alle Richtungen. Sie stellte das Rad ein. Der mächtige Strahl schwenkte zur Seite und richtete sich dann über den Bug des Schleppers. Sie verringerte den Höhenwinkel, um maximale Reichweite zu gewinnen. Die konzentrierte Wassermasse fand das U-Boot und ließ eine Wolke aus weißem Schaum von seinem Achterdeck aufsprühen. Cordi stellte noch etwas tiefer ein, und jetzt schoß der Strahl wie ein rächender Arm auf die Otter zu.

Gates sah, wie das Wasser tonnenweise auf Rik eindrang und ihn in das Cockpit drückte. Das U-Boot schlingerte wild und torkelte in der Fahrbahn der *Queen Mary*.

Das Wasser drückte die Otter in das Cockpit, machte ihn blind, schlug hart auf Rücken und Schultern ein und schleuderte ihn zu Boden. Das Volumen des eindringenden Wassers überstieg bei weitem die Kraft der elektrischen Lenzpumpe, die die Otter eingeschaltet hatte, als Gates mit seinem Wasserangriff begann, und während er niederge-

drückt wurde und den Halt an den Steuerhebeln verlor, erinnerte er sich unwillkürlich an ein Kindheitserlebnis – er mußte damals drei oder vier Jahre alt gewesen sein –, als seine Mutter in wahnsinniger Wut auf ihn losgegangen war, weil Onkel Willy in letzter Minute seinen langerwarteten Besuch abgesagt hatte... Sie war eine große und kräftige Frau und hatte ihn mit einer solchen Heftigkeit geschlagen, daß er bereits über die Grenze des Schmerzempfindens hinweg das Bewußtsein zu verlieren begann. Er hatte sich verzweifelt gewehrt – so wie jetzt auch – aber damals wie jetzt war es ein hoffnungsloser Kampf gewesen, und er hatte nur überlebt, weil es ihm gelungen war, seinen kleinen Körper in einen engen Schrank zu quetschen, wo er Schutz fand, bis seine Mutter, wie immer in solchen Fällen, erschöpft und in Tränen zusammengebrochen war...

Der gewaltige Anprall des Wasserstrahls prügelte das Leben aus ihm heraus. Wenn er nur seinen unverletzten Arm heben könnte, um den Druck abzuwenden, wenn er den Griff des Cockpitluk es erreichen und es zuschlagen könnte, wäre es ihm vielleicht noch möglich, dem Tod zu entrinnen. Aber so sehr er auch gegen das erdrückende Gewicht und den donnernden Lärm ankämpfte – der Druck wurde immer stärker und härter, und der Schlepper schien immer näher zu kommen... Gates war an seine Flanke gelangt und hielt den Strahl direkt auf die Otter gerichtet.

Die *Seehund* stoppte, immer noch im Fahrwasser der *Queen Mary*. »Spritze ihn weiter an und laß ihn nicht an die Steuerhebel kommen!«

Der Wasserstrahl donnerte um das Luk und hüllte die Mitte des U-Boots in eine weiße Schaumwolke. Gates steuerte den Schlepper auf den niedrigen Rumpf zu, um ihn zu rammen, konnte jedoch nicht über den hohen Bug der *Hollandia* sehen. Das Vorderteil des Schleppers mit seinem dicken Fender ragte zweieinhalb Meter über das Wasser. Gates schätzte die Distanz zwischen dem Bug des Schleppers und dem U-Boot falsch ein und rammte zu hart.

Das U-Boot sank und wurde schrammend unter den Schlepper gedrückt. Gates stellte mit Vollgas den Rück-

wärtsgang ein, und die *Hollandia* erzitterte und ächzte wie ein Lebewesen. Das U-Boot kam wieder frei und tauchte auf.

Gates schaltete die Pumpe aus, und der Wasserstrahl stoppte.

»Leite mich, Cordi. Ich kann nicht über den Bug sehen.«

Cordi kletterte die Steuerhausleiter zum Deck hinunter und rannte zum Bug, wo sie sich auf den Fender hinaufzog, der ihr Halt für Hände und Füße bot. Die Leinen am nassen Fender waren steif und glitschig.

Gates sah ihr vom Steuerhaus gespannt zu, als sie mit großer Mühe den oberen Rand des Fenders erklomm. Er fürchtete, daß der in alle Richtungen schlingernde Schlepper sie abwerfen könnte. Wieder fühlte er, wie der Bug das U-Boot rammte. Er stieß jetzt langsamer vor, um es nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen. Die Bugwelle der *Queen Mary* donnerte heran, eine riesige, viele Tonnen schwere Wassermasse.

Cordi gab ihm von draußen die Richtung an. Er stellte fest, daß der Schlepper sich vom U-Boot gelöst hatte, drehte das Steuerrad, bis er das U-Boot fand, und hielt den Bug der *Hollandia* gegen seinen Rumpf, den Motor auf Volldampf.

Die *Queen Mary* war über ihnen. Ihre riesige Bugwelle übertönte den Motor des Schleppers.

Das U-Boot ging wieder unter. Gates hatte zu fest zugestoßen ... er fühlte, wie ihm das Blut aus dem Gesicht wich, glaubte, das mit den Torpedos beladene U-Boot direkt in der Fahrbahn der *Queen Mary* versenkt zu haben. Aber dann tauchte es plötzlich wieder vor ihm auf und schwamm ihnen voraus, tiefend wie ein Reptil, das Abdichtungsluk fest geschlossen.

Die *Hollandia* stieß erneut zu und versuchte, es aus dem Weg zu treiben.

Cordi trat ins Steuerhaus zurück, den Schatten der *Queen Mary* auf ihrem Gesicht. Der Bug des großen Schiffes war neun Meter vom U-Boot entfernt. Gates konnte die Tiefgangsmarkierungen lesen. Er ging auf Höchstgeschwindigkeit. Die hohe, messerscharfe Bugkante schnitt direkt auf das Steuerhaus zu. Der Schlepper drückte das U-Boot ein Stück weiter. Nur noch zwanzig Meter. Der Kollisionspunkt

war jetzt in der Mitte der *Hollandia*. Dann am Heck . . . und dann erfaßte die Bugwelle des riesigen Schiffs den kleinen Schlepper, der noch immer das U-Boot der Otter vor sich herstieß, hob sie beide in schwindelnde Höhe, schüttelte sie wild durcheinander und trieb sie von der Flanke der *Queen Mary* ab, die nun frei und majestätisch an ihnen vorbeirauschte.

Gates stolperte mit Cordi in seinen Armen. Sie klammernten sich an die Reling und sahen wie durch ein Gitter, wie das Heck des U-Boots sich aufrichtete und dann unter den Wellen verschwand – gewiß, so glaubte er, zu Tode verwundet, mit vollgelaufenem Innenraum und in sicherer Distanz von der *Queen Mary*.

»Wir haben es geschafft!« Gates drückte Cordi an sich, und sie lachten und weinten gleichzeitig.

Die schier unendlich lange riesige *Queen Mary* ließ den Schlepper im Vorbeifahren winzig erscheinen. Gates hörte Rufe, blickte den Rumpf hinauf und sah die terrassenförmig angeordneten Achterdecks. Tausende junger Gesichter blickten auf sie herab, jubelten Cordis nasser Bluse und dem, was sich darunter verbarg, begeistert zu und spendeten ihren langen nackten Beinen freudigen Beifall.

Gates hielt sie fest.

»Winke . . . ein Mädchen wie dich werden die armen Jungs lange Zeit nicht sehen . . .«

Epilog

Daß diese Angelegenheit von Weatherburn, dem zuständigen Leiter der BSC, und von Kapitänleutnant Percy Ober so geschickt vertuscht werden konnte, war typisch für die verbesserte Zusammenarbeit der Engländer und Amerikaner in den späteren Kriegsjahren. Die beiden Männer waren in der Lage, die Geschichte des Angriffs der Otter auf die *Queen Mary* nicht an die Öffentlichkeit gelangen zu lassen, da ihre beiden Regierungen der Ansicht waren, daß eine solche Geschichte der Moral der Abertausende alliierter Soldaten, die auf den großen Linern über den Nordatlantik gebracht wurden, nur schaden konnte.

Die Explosion des von der Otter auf Gates und Cordi abgefeuerten Torpedos in den seichten Gewässern vor Sandy Hook wurde zwar von einigen Besatzungsmitgliedern ankernder Frachter und früh ausgefahrener Fischerboote gesehen, aber man schrieb sie einer abgetriebenen Mine des Armeepostens an der Küste zu – ähnlich jener, die gemäß der Behauptungen der Navy einen Monat zuvor das Munitionsschiff im Gravesend in die Luft gesprengt hatte, obgleich die Ermittlungen der Armee auf die Schuld der umgekommenen Navy-Crew schlossen und die Explosion in Sandy Hook als einen von der Navy verursachten Unfall erklärten.

Die Leiche der Otter wurde nie gefunden, und auch sein *Seehund* nicht, obgleich die Navy wochenlang den Channel und die Gewässer um die Sandbänke absuchte.

Rik van Slough verschwand am Tage des Angriffs, aber wenn auch Gates und Cordi genau wußten, was und wen sie gesehen hatten, wurde die offizielle Vermutung, daß van Slough die Otter sei, nicht lange aufrechterhalten. Eine Woche später verhandelte ein Untersuchungsgericht in Manhattan über die vom Oberstaatsanwalt Frank Hogan

vorgelegten Beweise und erhob Anklage gegen den Holländer wegen Schwarzmarktschiebungen. Allgemein wurde angenommen, daß van Slough Wind von der Anklage bekommen hatte und geflohen war.

Unmittelbar nach dem Krieg, nachdem die siegreichen Alliierten das geschlagene Deutschland in vier Besatzungszonen aufgeteilt hatten, behauptete ein Mann, der eines sinnlosen und unter dem Einfluß von Alkohol begangenen Mordes angeklagt war, er habe die *Normandie* an ihrem Pier in New York in Brand gesteckt und sei in einem U-Boot aus New York geflohen. Er stellte noch andere wilde Behauptungen auf und erzählte gar, er sei der Sohn des Admirals Wilhelm Canaris, des ehemaligen Chefs der Abwehr, der 1945 wegen angeblicher Beihilfe an einem fehlgeschlagenen Bombenattentat auf Hitler hingerichtet worden war. Zur Zeit, als Weatherburn in Berlin ankam, war dieser Mann spurlos verschwunden, und Weatherburn, der die zerstörte ehemalige Reichshauptstadt aus anderen Gründen besuchte, hatte neue Aufgaben: der kalte Krieg begann.

So bleibt der Brand der *Normandie* – selbst in neueren ausführlichen Berichten – ein Unfall, der durch die übereifrige Anwendung von Löschwasser zu einer Katastrophe geführt hat. Um die Gerüchte über die Angriffe auf die *Queen Mary* zu vertuschen, waren Ober und Weatherburn gezwungen, die Existenz der Otter abzuleugnen, womit sie natürlich auch leugnen mußten, daß ein Agent der Nazis die *Normandie* zerstört hatte.

Steven Gates wurde beauftragt, noch ein letztes Mal in den Rumpf der *Normandie* zu tauchen, bevor sie gehoben wurde. Es geschah während der Nacht und unter strikter Geheimhaltung. Charlie Collins hielt ihm die Leine, und das Unternehmen wurde von hohen Beamten des ONI überwacht. Gates sollte einen Träger wieder anschweißen, den die Otter entfernt hatte, um die Unterwassereinfahrt zu seiner Höhle zu erweitern. Als Gates wieder auftauchte, gab es keinen physischen Beweis mehr für den von der Otter mit seiner *Seehund* geplanten Angriff auf die *Queen Mary*.

An einem sonnigen Novembermorgen, zweieinhalb Mo-

nate nach diesem Angriff, standen Steven Gates und Cordi Grey am Pier und blickten der *Normandie* nach, als sie zum letzten Mal ihren Anlegeplatz verließ. Die Hebung hatte den ursprünglich angesetzten Zeitplan seit dem Beginn der Pumparbeiten im August um viele Wochen überschritten. Aber nun war es endlich soweit, und obgleich sie noch ein klein wenig Schlagseite hatte und deutliche Spuren ihrer mühevollen und langsamen Hebung zeigte, sah der herrlich geformte nackte Rumpf wieder wie ein Schiff aus.

Achtzehn Schlepper zogen sie sanft in den Hudson. Viele tausend Menschen drängten sich am Ufer und in den Fenstern der Bürogebäude, um ihr nachzuschauen.

»Der New Look für Liner«, bemerkte Gates mit einem dünnen Lächeln. »Keine Deckaufbauten, keine Motoren.«

»Aber sie schwimmt«, sagte Cordi.

Gates hielt ihre Hand fester, blickte ihr in die hellen Augen. »Ich liebe dich.« Daß sie existierte, war immer wieder ein Wunder für ihn, wie in jenen ersten Augenblicken, als er ihr im großen Salon dieses Schiffes begegnet war. »Aber sie wird nie wieder eine Fahrt machen«, sagte er.

»Natürlich wird sie das. Man wird...«

»Nein.« Und dann erzählte er ihr, wie die Otter und sein italienischer Froschmann die Plattenstöße im abgedichteten Raum Sechzehn aufgerissen hatten, weil sie befürchteten, die Bergungsleute würden die *Normandie* heben, bevor sie angreifen konnten. Die Lecks hatten die Pumparbeiten um fünf Wochen verzögert, während deren der Rumpf auf einem Felsen wippend gearbeitet und nicht zu behebbende Schäden am Kiel erlitten hatte. Die Navy schleppte die *Normandie* jetzt zum Trockendock, wo sie angeblich repariert werden sollte, aber in Wirklichkeit war der Schiffsriese zur Verschrottung verdammt.

»Man wird sie auseinandernehmen, wenn der Krieg vorbei ist. Im Augenblick hat man keine Arbeitskräfte. Man wird warten, bis sie in Vergessenheit geraten ist.«

Cordi schüttelte den Kopf. »Sollen sie ruhig warten, Steven. Aber niemand wird sie je vergessen. Niemals.«

dem man nur weiß: Sein Name ist »Otter«!

Justin Scott erzählt eine atemberaubende Geschichte: die Faszination eines Schiffes und seine brutale Zerstörung, die geschichtlichen Hintergründe in Verbindung mit einer waghalsigen Geheimdienstoperation – hier liegt ein erstklassig geschriebener Thriller vor.



Justin Scott hat – auch unter Pseudonym – bisher acht Bücher geschrieben, darunter *Ich töte das Schiff*, mit dem er über Nacht berühmt wurde. Der Autor wurde 1944 in New York geboren. Heute lebt er mit Frau und Tochter in Connecticut.

Umschlaggestaltung:
Dieter Gebhardt unter Verwendung
eines Fotos vom Ullstein Bilderdienst

Deckname: Otter
Beruf: Spion
Auftrag: Sabotage
Ziel: Luxusschiffe
Ort: New Yorker Hafen
Zeit: Zweiter Weltkrieg

15.000 alliierte Soldaten an Bord...
Nur noch wenige Minuten:
Dann schießt die »Otter«
den ersten Torpedo ab...
Der neue Thriller
vom Autor des Welterfolgs
»Ich töte das Schiff«